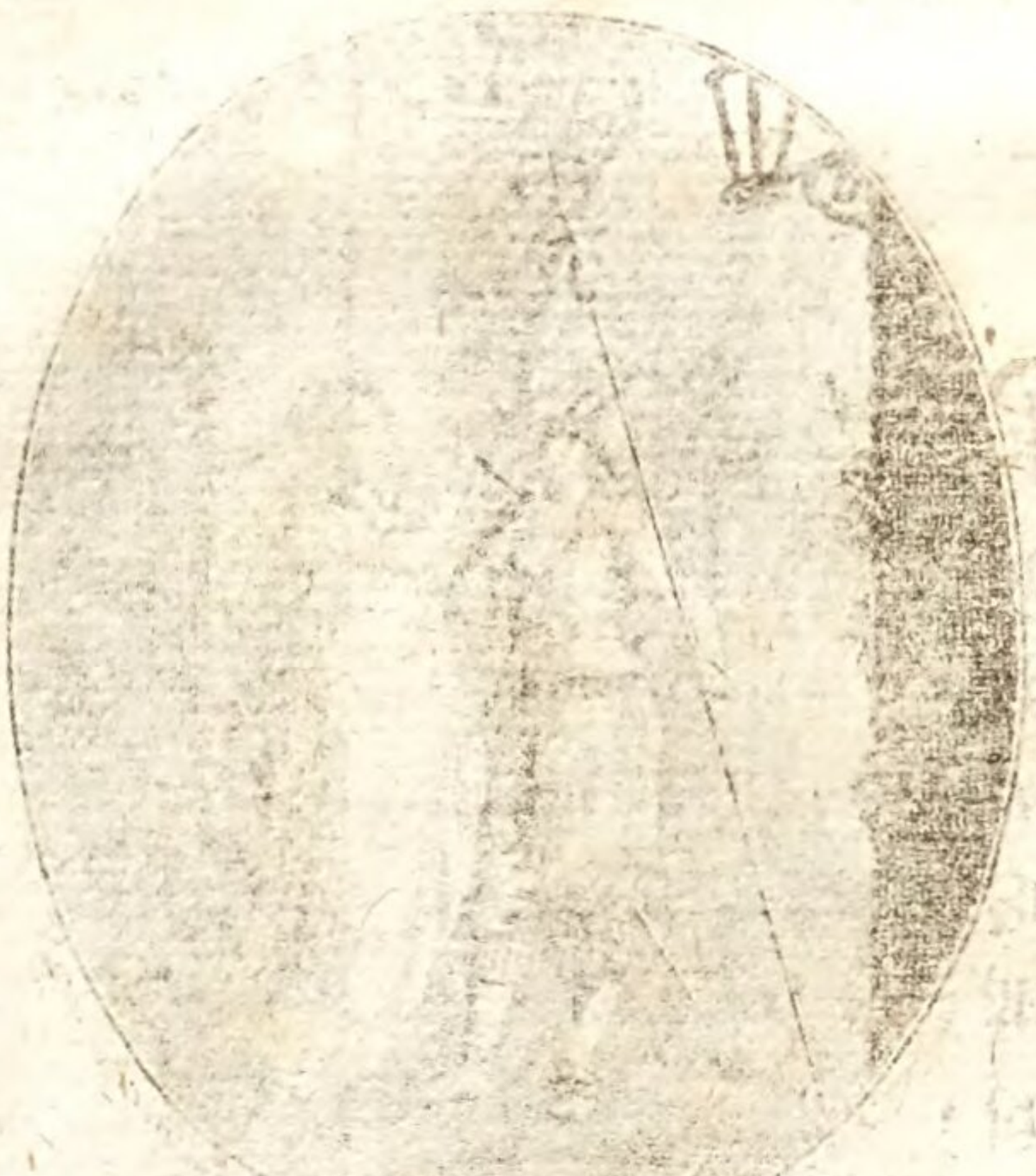
Sm 8748

1 £ 30 »

Biographien
der
Selbstmörder,
von
C. H. Spieß.

Dritte, einzig ächte vom Verfasser verbesserte Originalausgabe.

Prag und Leipzig 1792,
in der A. G. Meißnerischen Buchhandlung.



1950.297

STADTBIBL. DUISBURG

Vorrede
zur
dritten Ausgabe.

Daß die anhaltende Nachfrage des Publikums eine dritte Auflage meiner Biographie der Selbstmörder erforderlich macht, konte mir nicht anders als sehr lieb seyn. Zugleich aber wiederhole ich die schon bei der Ausgabe meiner gesammelten Schriften geschehene Anzeige: daß blos diese Edition von mir als ächt erkannt wird. Denn die erste vom Herrn von Schönfeld allein 1786—89 veranstaltete Auflage enthält in den ersten zwei Theilen manche willkührliche Aenderung und unter andern am Ende eine Geschichte, die ich nie vorher gesehen, ge-

schweige geschrieben hatte, und deren Weglassung ich nachher durch eine andere vergütete. Noch weniger gehörte mir der dritte Theil zu, den Herr D. Albrecht verfertigte, und der vierte, den ein mir unbekannter Verfasser zusammentrug. Alles dies geschah ohne mein Vorwissen, und ohne meine Befragung.

Möchte übrigens doch diese neue Auflage vollkommen den Entzweck erreichen, welchen ich schon bei der ersten Sammlung dieser Geschichten zu erreichen hofte! Möchte doch ieder Leidende Stof zur weitern Ausharrung, iede gefühllose Seele Anmahnung zur thätigen Menschenliebe, niemand aber Vertheidigung des Selbstmordes darinne finden, oder vielmehr zu finden wähnen.

Bezdiekau den 30ten März 1792.

C. H. Spieß.

Selbstmörder aus Liebe.

Sophie L***n

Am Ufer der schifreichen Donau, nahe bey W —, liegt ein angenehmes, schönes Wäldchen. Empfindsame, stille Seelen wandeln oft in seinem Schatten. Dürre und staubicht ist der Weg, der dahin führt; aber groß und herrlich sind die Freuden, die man in diesem Wäldchen genießt. Auf jedem schwankenden Aste, in jedem niedrigen Gesträuche frohlockt und klagt die holde Nachtigall. Vögel aller Gattungen zwitschern und singen auf der mosigten Eiche und in den Gipfeln der Buche. Ein heller Bach, der nach der Donau hinabrollt, macht durch sein sanftes Murmeln das Konzert vollstimmig. Kurz, das ganze Geschwirre, das Lispeln der Bäume, das Gesumme der

Insekten erquickt und labt, man versinkt in die wonnevollsten Empfindungen, man betet da mit wahrer Inbrust zu dem Allmächtigen, der dieß alles so herrlich schuf, und dem Menschen zum Genuße so liebreich darstellte.

Heiter und schön war der Frühlingstag, an dem ich dieß schöne Wäldchen zu besuchen eilte. Schon hatte ich den städtischen Zwang von mir geworfen, weggehaucht jede Sorge, die mich drückte, als mein Auge am Stamme einer hundertjährigen Eiche ein sitzendes Frauenzimmer erblickte. Weiß war ihre Kleidung, braun ihr lockichtes Haar, das ein schwarzer Sommerhut deckte. Still und kummervoll saß sie da, Thränen rollten über ihre Wangen, und träufelten unbeklagt in den schönsten Busen. Ihre weißen Hände rißen ringsumher sprossende Blumen ab. Dann und wann blickte sie starr in die Ferne, hub wieder ihr nasses Auge in die Höhe, und suchte durch die dunklen Aeste den Himmel, dem sie ihr Leiden zu klagen schien. Innige Theilnehmung, nicht schadenfrohe Neugierde führten mich näher zu ihr. Ich wollte mit ihr reden, sie trösten. Schon war ich ihr sehr

nahe

nahe, als sich auf einmal ihr blasses Gesicht färbte, wüthend rollte ihr grosses Auge, und ängstlich wallte der halbentblößte Busen; mehr als einmal versuchte sie aufzustehen, aber eben so oft sank sie kraftlos zurück. Ich sprang hinzu, unterstützte sie, und fragte liebreich nach der Ursache ihres Kummers.

O dort! dort! rief sie mit banger Verzweiflung, und bezeichnete mit der Hand eine Gegend, in der ich eine Mannsperson mit einem Frauenzimmer am Arme wandeln sah. Halb errieth, halb muthmaßte ich nun die Ursache ihrer Thränen. Armes, verlassenes Mädchen! Ja wohl verlassen! jammerte die gute Seele, und verbarg ihr glühendes Gesicht an meiner Brust. O wenn sie wüßten! O Gott steh mir bey! O es ist nicht zu ertragen! Sey du mein Rächer dort oben! sprach sie und weinte vom neuen. Wer hätte hier nicht mitgeweint? Meine Thränen flossen, sie sah's, ergriff schnell ihr Schnupftuch, und trocknete mit einer unnachahmlichen Grazie meine Wangen. Dank für ihr Mitleid, stammlete die Holde, aber ich muß — — Hier riß sie sich heftig los, und wankte dem kommenden Paare

entgegen. Ich folgte, und hofte Retter der Unglücklichen zu werden. Schon war sie den Spazierenden sehr nahe, als sie der Monsieur auf einmal erblickte. Ich sah, wie er erschrack, wie sein Fuß mehr zurück als vorwärts arbeitete, wie er ausweichen wollte, und doch nicht konnte. Endlich hüpfte er mit einer Keckheit, die sein ganzes schwarzes Herz entdeckte, einige Schritte auf die Seite, zog seine Begleiterinn schäkernd nach sich ins weiche Gras, pflückte Mayenblümchen, und steckte sie tändelnd an ihren Busen. Meine Unbekannte stand nun gerade gegenüber, und sah traurig dem Spiele zu. Oft streckte sie, vielleicht des nämlichen Spiels gewohnt, die Hand nach den gepflückten Blumen aus, und zog sie, wenn der Treulose seiner Begleiterinn Busen damit zierte, getäuscht zurück. Letztere wurde endlich aufmerksamer. Wer ist das Mädchen? fragte sie lächelnd. Er raunte ihr etwas in die Ohren. Ach diese! rief sie ganz laut aus, und maaß die Aermste mit einem spöttischen Blicke. Sie wird doch auch auf unsere Hochzeit kommen? — — — Mehr schien die gute Seele nicht hören zu wollen, sie raunte schnell fort. O

wäre ich ihr nachgeeilt! Aber ich wollte erst mit dem Elenden reden, und sah zu spät, wie sie sich durch Dornen und Gesträuche zum Ufer der Donau hinabarbeitete. Ich muthmaßte ihren verzweifelnden Entschluß, und sprang hinzu; aber die Wellen spielten schon mit ihrem schwarzen Sommerhute. Noch einmal streckte sie ihre weiße Hand aus den Fluten empor, und dann verschwand sie ganz. Fischer, die am Ufer angelten, eilten auf mein Geschrey herbey, ich zeigte ihnen den Ort, wo ich zum letztenmale ihre Hand sah, und in wenig Minuten zog man die Unglückliche aus dem Wasser. Voll freudiger Hoffnung, sie noch zu retten, faßte ich sie in meine Arme; aber — schrecklicher Anblick! — Blut und Wasser floß in gleichen Strömen von ihr herab. Sie war, als sie sich in den Strom stürzte, auf einen Pfahl gefallen, und hatte ihre Brust, unter der ein zu leichtgläubiges Herz schlug, zerschmettert. Ich konnte den jammervollen Anblick nicht länger ertragen, mein Arm sank, und so gleitete die Entseelte ins Grab hinab. Fest schloß sich das nasse Kleid an ihre Lenden, und ich sah nun deutlich, daß sie bald Mutter geworden

worden wäre. Kalter Schrecken durchbebte mich, ich wollte athmen, und vermochte es nicht, ich wollte weinen, und konnte nicht! Traurig setzten sich die Fischer, alte, graubärtige Männer, an die Seite der Erblaßten, trockneten still ihre Augen, und einer aus ihnen sprach: Es war ein schönes Mädchen! Gott sey ihrer Seele, und dem, der an ihrem Tode schuldig ist, gnädig!

Was ich alles empfand, will ich nicht beschreiben, und wie ich von dieser Schreckensscene weggekommen bin, weis ich selbst nicht. Als ich wieder meiner Sinne mächtig wurde, stand ich auf dem Platze, wo vorher der Verführer, der Meineidige saß; aber er war zu seinem, und gewiß auch zu meinem Glücke verschwunden. Ganz mechanisch — denn noch dachte, noch fühlte ich nichts — wandelte ich wieder ans Ufer. Mehrere Spaziergänger waren nun herbeygeeilet, und unter diesen auch einige Freunde des todten Mädchens. Von diesen erfuhr ich, daß sie Sophie L—n heisse, eine engelgute Seele war, nur zu schwärmerisch den jungen F—liebte, der in acht Tagen die reichere G— heurathen würde.

Was

Was wird deine arme Mutter sagen? rief ein sanftes Mädchen, und drängte sich weinend hinzu. Nun konnte ich auch weinen! Das Elend der guten Mutter, die ihr Kind nur todt wieder sah, drang tief in mein Herz, ich warf mich ins nahe Gesträuche, und weinte bitterlich. Als ich in die Höhe blickte, hieng über mich Sophiens Schnupftuch, denn es war mit S. L., vielleicht von ihrer eigenen Hand bezeichnet, noch feucht von ihren Thränen drückte ich es an mein Herz, und schlich traurig nach Hause. Vorher kamen Polizeywächter, und hinter ihnen in Eisen geschmiedete Arrestanten, die das todte Mädchen forttrugen. Sophiens Körper kam, wie ich nachher erfuhr, aufs anatomische Zimmer, und ich konnte nicht einmal ihr Grab besuchen. Ihr Schnupftuch, mir schätzbarer als die Reliquie eines Heiligen, kann ich nie ohne Rührung betrachten, und wenn ich es betrachte, so sehe ich das gute Mädchen immer vor mir stehen, wie es meine Thränen trocknet.

F—, Erstaunet empfindsame, gefühlvolle Herzen! F— heurathete in acht Tagen darauf die reiche G—. Aber seine

Fre=

Frevelthat blieb nicht ungestraft! Seine Frau ist ein Teufel, der ihn täglich quält und martert. Er ist schon zehn Jahre verheurathet, und genüßt das Glück, Vater zu seyn, gewiß deswegen noch nicht, weil er es bey der armen Sophie nicht seyn wollte. Sehen muß er, wie seine Frau mit andern spazieren fährt; sehen, wie sie mit andern liebäugelt, und ihn nicht eines einzigen günstigen Blicks würdigt. Seine schöne Gestalt ist verschwunden, Eifersucht nagt an seinem treulosen Herzen, er schleicht hager und eingefallen wie ein Schatten herum, und sieht schaudernd dem nahen Tage entgegen, an dem er vor des Ewigen Richterstuhle erscheinen soll.

Was meynst du, leichtsinniger Jüngling, wenn nun er und die verlassene Sophie vor seinem Throne sich beugen, wem wird der gerechte Richter wohl Gnade zuwinken? Gewiß ihr, der Verführten, der Betrognen, die seinen Schwüren aus Uebermaaß der Liebe traute, und aus Uebermaaß der Liebe Selbstmörderinn wurde. Aber du Verführer, du Meyneidiger wirst deiner Strafe nicht entgehen! Weltliche Gesetze richten dich nicht, weil sie

nicht

nicht allwissend sind, aber allwissend ist der, vor dem du einst erscheinen mußt. Du bist ein Mörder, du hast ihr nicht allein ihre Unschuld, du hast ihr auch das Leben geraubt; du gabst ihr bey deinem letzten Abschiede den Dolch in die Hand, und deine Untreue zwang sie, sich selbst zu tödten.

Kalte, harte Männer! die ihr im Staube kriminalischer Akten grau geworden seyd, mit kaltem Blute Todesurtheile unterschreibt, und jeden Selbstmörder auf dem Schinderanger begraben laßt, machet doch einen Unterschied zwischen der armen Sophie und zwischen dem Bösewichte, der durch Selbstmord der zeitlichen Strafe entgehen will, weil er keine ewige glaubt. Strafet den Mörder, und nicht den Ermordeten! Seyd nicht allein Richter, sondern auch Hirten des Volks, und wachet über die armen Schafe, damit die Wölfe sie nicht zerreißen!

Karoline von L*****n.

In der Reichsstadt A— war vor hundert Jahren das Geschlecht der Patrizier L— in grossem Ansehen. Die ganze Stadt verehrte die Zweige desselben, weil sie reich, und mit den ersten Ehrenstellen begleitet waren. Unglücksfälle mancher Art überfielen in kurzer Zeit dies zahlreiche Geschlecht, die L—s wurden arm, Kummer tödtete die meisten, und nach 80 Jahren war nur noch ein Mädchen übrig, das diesen Namen führte. Karoline diente als Magd in einem andern und angesehenen Patrizierhause, das zwar mit ihr im ersten Grade verwandt war, aber sie deswegen um keinen Grad besser als eine Magd hielt. Sie mußte Wasser tragen, den Boden fegen, und alle groben Küchenarbeiten verrichten. Ihre Kousinen, die reichen Fräuleins im Hause, nannten sie nur die schmuzige Küchenmagd, und doch war sie weit schöner als die stolzen Närrinnen, die sich salben und schminken mußten, um nur als erträglich zu passiren. Ein Schlotfeger aus Frankreich, der seines Berufs wegen öfters in die Küche kam, fand das verachtete

achtete Mädchen schön, trug ihr seine Liebe an, und wurde von Karolinen, die keinen Ahnenstolz kannte, wiedergeliebt. Durch zwey Jahre genoß sie in den Armen ihres Schlottfegers manche vergnügte Stunde; niemand nahm sich die Mühe, sie zu beobachten, und so saß das verliebte Paar oft ganze Nächte beysammen. Keine Nacht, die sie so zubrachten, vergieng, ohne daß der wollüstige Franzose nicht alle Künste anwandte, um die Aermste ihres einzigen Schatzes, ihrer Unschuld zu berauben. Lange widerstand die Tugendhafte; als er aber, ermüdet durch ihre Weigerung, kaltsinnig wurde, so opferte das verliebte Mädchen lieber sich, als den Geliebten auf, und fühlte sich kurz nachher schwanger. Karolinens Zustand war nun schrecklich, war grausam! Ganze Nächte lag sie auf ihren Knien, und flehte den Ewigen um Vergebung und Tod. Vergebens suchte sie ihr Geliebter zu trösten, sie kannte den Stolz der Familie, mit welcher sie zum Unglücke verwandt war, und glaubte fest, daß ewige Zuchthausstrafe ihr Lohn seyn würde. In dieser Zeit zerbrach sie einst aus Unvorsichtigkeit eine Schaale von dem kostbaren Theeservice der gnädigen

Frau,

Frau, sie erhielt von dieser ein paar Ohrfeigen, und zugleich die Versicherung, daß man ihr den ganzen Schaden an ihrem Lohne abziehen würde, von dem sie doch seit zehn Jahren nicht einen Heller erhalten hatte. Wenn sich nur, sagte endlich die gnädige Frau, ein fremder Handwerkspursche des Mädchens erbarmen, es in seine Heimath führen und heurathen wollte! So wären, setzte das älteste Fräulein hinzu, wir doch der Schande los, welche die Elende täglich unserer Familie macht. Karoline glaubte die Stimme eines Engels zu hören, vergaß schon auf der Treppe der empfangenen Ohrfeige, und erwartete die Nacht und ihren Geliebten mit heisser Sehnsucht. Er kam, sie erzählte ihm, voll Vertrauen auf seine Liebe, das Vorhergehende, und fragte ihn endlich, ob er wohl ein Mädchen, das ihn ewig lieben, Tag und Nacht arbeiten wolle, heurathen könne? Jean, so hieß der Franzose, versprach morgen bey der gnädigen Frau um sie anzuhalten, und sie dann in seine Heimath zu führen. Dort, sagte er, habe ich ein schönes Haus und reiche Eltern, die werden dich als ihre Tochter aufnehmen und lieben. Die Nacht verflog

unter

unter tausend angenehmen Planen, welche sich die gute Seele in die Zukunft machte, und Jean schied nur von ihr, um sich anzukleiden, und anständig vor der gnädigen Frau zu erscheinen. Mit Zittern erwartete Karoline diesen entscheidenden Zeitpunkt. Jean kam, wurde angemeldet, vorgelassen, und unter der Bedingung mit Karolinens Hand begnadiget, daß er, hier zu A— keinem Menschen etwas davon sagen, und sich erst zu Straßburg mit ihr trauen lassen sollte. Empfindsame Herzen mögen sich die Freude, das Entzücken des lieben Mädchens denken, das nun bald seinen Geliebten auf Priester Geheiß zu besitzen hofte, und durch eine Heurath die verlohrne Unschuld zu retten glaubte. Es war Karolinen unausstehlich, länger in einem Hause zu bleiben, in dem man sie stets verachtet hatte. Auch besorgte sie nicht ohne Grund, daß ihr Zustand verrathen werden könne, und drang daher ernstlich in ihren Geliebten, ihre und seine Abreise zu beschleunigen. Des Abends vorher, ehe sie abzureisen gedachten, unterrichtete sie Jean in allen, was sie noch im Hause zu thun habe. Du mußt, sagte er, morgen zur gnädigen Frau gehen,

und sie um deinen zähnjährigen Lohn bitten, sie kann dir des Jahres nicht weniger als dreißig Gulden geben, das macht dreyhundert Gulden! Erhältst du diese, so gehe zum gnädigen Herrn, und bitte ihn um ein Reisegeld. Dein Vater war seiner Schwester Mann, und er müßte nicht Mensch, vielweniger dein Anverwandter seyn, wenn er dir nicht wenigstens funfzig Dukaten zum Abschied schenkte. Vergiß, fuhr er fort, auch die beyden Fräuleins nicht, ersuche sie um einige Kleidungsstücke, damit du anständig in meiner Eltern Hause erscheinen kannst. Karoline fand diese Lehren billig, und versprach sie zu befolgen. Sie gieng auch wirklich den andern Morgen zur gnädigen Frau, nahm mit Thränen Abschied und bat endlich verschämt und leise um ihren rückständigen Lohn. Ich will hier nicht die pöbelhaften Ausdrücke und Vorwürfe der gnädigen Frau wiederholen, sie entehren die Menschheit, für die ich doch schreibe! Kurz, sie wurde von ihren eigenen hohen Händen zur Thüre hinausgeworfen, und bekam keinen Heller. Den Lehren ihres Geliebten getreu, gieng sie auch zu ihrem Onkel. Dieser äußerst phlegmatische, aber ehrliche

und redliche Mann, den seine Frau ganz regierte, der um der lieben Ruhe willen, sie mit seinem ganzen Vermögen schalten ließ, gab Karolinen alles, was er eben im Vermögen hatte, einen Dukaten. Das jüngste Fräulein schenkte ihr ein altes, seidenes Kleid, und das älteste fragte sie höhnisch: wozu eine Schlottfegerinn schöne Kleider brauche? Noch wars nicht Abend, als Jean schon auf ihre Kammer trat, und begierig nach Lohn und Geschenken fragte. Karoline zeigte, was sie empfangen. Jean starrte den Dukaten an, und sprach nichts. Ich bin dir doch eben so theuer als gestern, da du mich um fünfhundert Gulden reicher dachtest? fragte sein Mädchen, und Jean antwortete noch nichts. Habe ich dir, fuhr sie fort, nicht alles gegeben, was ich hatte? Liebe ich dich nicht, wie meine Seele? Bin ich der Arbeit nicht gewohnt? Ich will Tag und Nacht. — — Ich glaube es, sagte Jean, aber ich muß fort, ich habe noch Anstalten zu unserer Abreise zu machen, und kann dich heute nicht mehr sehen. Morgen mit dem frühsten erwartest du mich vor dem Thore im Hirschen, denn ich will

dieses Haus nicht mehr betreten. „ Du kömmst doch gewiß? „ „ Ganz gewiß, den Dukaten will ich dir aufheben, und das Kleid einpacken. „ So schied Jean, und Karoline blieb den ganzen Abend auf ihrer Kammer, weinte, betete, und aß die Suppe nicht, die ihr die Köchinn aus Mitleid brachte. Früh um vier Uhr bat sie den Hausknecht, ihr die Thüre zu öffnen, und wanderte mit einem kleinen Päckchen, dem ganzen Inbegriffe ihrer Habseligkeiten, dem Thore zu. Eine alte Frau sah sie um halb fünf Uhr auf dem Kirchhofe, wo sie auf dem Grabe ihrer Eltern kniete und betete. Nach fünfe kam sie in Hirschen, setzte sich an ein offenes Fenster, und sah sehnsuchtsvoll nach dem Thore. Als es gegen Mittag kam, weinte sie oft und viel. Die Wirthinn fragte sie verschiedenmal, ob sie etwas zu essen verlange? aber sie schüttelte mit dem Kopfe. Um sechs Uhr Nachmittags kam ein kleiner Junge, und brachte ihr einen Zettel, sie las ihn begierig, rang einigemal die Hände, weinte nicht mehr, und starrte immer den Zettel an. So saß sie bis es Nacht wurde, und fragte endlich die Wirthinn, ob sie kein Zim-

mer

mer haben könne? Diese ließ sie durch die Magd in eine hintere Kammer führen, und alles gieng schlafen. Erst beym Mittagsmahle des andern Tags fiel es der alten Mutter des Wirths ein, nach dem Mädchen zu fragen, das gestern so still da saß. Ich hörte sie gestern bis zwey Uhr seufzen und weinen, sagte die Magd. Man muß doch nachsehen, sprach der Wirth. Man gieng, fand die Thüre verschlossen, sprengte sie auf, und das verlassene Mädchen hatte sich an seinem Strumpfbande aufgehangen. Sie war schon starr, und alle Hülfe vergebens. Mein Freund, der eben in diesem Gasthofe speiste, sprang auf das Lärmen herbey; er und die alte Mutter waren die einzigen, die der Erblaßten eine Thräne schenkten. Er sah, daß sie in ihrer erstarrten Hand ein zusammengedrücktes Papier hielt, mit Mühe wand er es heraus, und mit noch grösserer Mühe konnte er es lesen, denn Thränen hatten es halb verlöscht. Es war ein Billet vom Jean, und gewiß hielt sie es darum so fest in der Hand, um es dort aufzuzeigen, wo sie nun Rechenschaft über ihre That zu geben hatte. Hier ist der Inhalt: „Du mußt

„ nicht glauben, liebe Karoline, daß ich
„ so ein Narr sey, und ohne einen Kreuzer
„ Geld mit dir in die weite Welt reisen
„ werde. Ich habe weder Haus, noch le-
„ bende Eltern, und kann dich also, da du
„ nichts hast, auch nicht heurathen. Mor-
„ gen früh wandre ich auf und davon, und
„ wenn du diesen Brief erhältst, so bin ich
„ schon einige Meilen von dir entfernt.
„ *Adieu, ma petite!*"

Jean Pierriere.

Mein Freund stand und staunte, und als sich, wie's bey solcher Gelegenheit immer geschieht, mehr Neugierige versamleten, so erfuhr er den Stand und die Freunde des Mädchens. Er gieng selbst am nämlichen Tage zur gnädigen Frau, erzählte ihr den ganzen Vorfall, und bat sie, wenigstens ein ehrliches Grab für die Unglückliche zu besorgen. Die gnädige Frau läugnete, daß sie je — ich wiederhole hier ihre Ausdrücke, — mit dem Nickel verwandt gewesen, schalt sie eine lüderliche Dirne, und freute sich, daß sie ihren Lohn empfangen habe. Mein Freund reiste sogleich von A— fort, denn er wollte dies unglückliche Schlachtopfer der Liebe nicht in Henkershänden sehen.

Acht Jahre darnach gieng er einst auf dem Walle zu W — spazieren. Ein altes Weib drang ihm das Todesurtheil eines Missethäters auf, der den folgenden Tag gerädert werden sollte. Er nahms, und las zu seinem Erstaunen, daß der Missethäter Jean Pierriere hieß, ein junges Mädchen ihren Eltern entführt, und im Walde zu G— erbärmlich ermordet hatte. Jean Pierriere war meinem Freunde ein zu bekannter Name, er eilte nach dem Gefängnisse, und da nach Landesgebrauch jeder mit dem Missethäter sprechen konnte, so nahte er sich auch, und erzählte ihm, nach einigen gleichgültigen Fragen, Karolinens Tod. Jean zitterte und bebte, weinte bitterlich, und nannte sich einen doppelten Mörder. Mein Freund erfuhr von ihm die ganze zusammenhängende Geschichte Karolinens, und überließ ihn dann dem Troste seines Geistlichen, weil er an der Barmherzigkeit des Ewigen zu zweifeln anfieng. Noch auf dem Richtplatze nannte er Karolinens Namen, und klagte sich vor dem ganzen Volke als ihren Mörder an. Häufige Thränen flossen dem vermoderten Mädchen zu Ehren, und der Gerechte sah hier Gottesfinger.

Prinzeßinn Sophie von ---

Wilhelm war ein guter Fürst, und seine einzige Tochter, die Zierde seines Hofes, die größte Schönheit ihrer Zeit. Personen, die sie noch gekannt haben, versicherr mich, daß sie nie ein schöneres Frauenzimmer gesehen hätten. Die Augen des Greises, dem ich beynahe die ganze Geschichte zu danken habe, funkelten bey ihrer Beschreibung. Sie war, sagte er, schlank und schön gewachsen. Majestät und Güte malten sich auf ihrem Rosengesichte, und stritten sichtbar um den Vorzug. Ihr großes blaues Auge entzückte, und ihr goldgelbes Haar floß wie Seide bis zu ihren Füssen herab. Ihr Gang war der Gang der Grazien, und ihr Ton! — Hier weinte der Alte! Ich hörte sie einst im Schloßgarten ein Lied singen, ich und, Gott weis es, alle Vögel horchten, und wenn mir in meinen letzten Augenblicken eine solche Stimme, ein sol-

ches Lied sänge, ich würde, anstatt die Todesangst zu fühlen, schon im Himmel zu seyn glauben! Wie herablassend sie nicht mit jedem sprach! Wie liebreich sie auch den Aermsten anhörte, und hunderten half, weil sie der Liebling ihres Vaters war. Herr, ich versichere sie, beschloß er endlich, daß des Gärtners Kinder oft zu ihren Füssen spielten, ihr manches schöne Kleid beschmutzten, und doch wieder bey ihr spielen durften.

Sehr natürlich wars also, daß die Prinzessinn schon in ihrer frühen Jugend von Anbetern umgeben war, daß sogar Jünglinge, deren Stand und Karakteur weit unter den ihrigen war, hingerissen von den Reizen dieses Engels, sie hofnungslos liebten. Unter diesen letzten zeichnete sich R—, ein armer Edelmann und Lieutenant der Garde, besonders aus. Gute Sitten und Schönheit machten ihn jedem Frauenzimmer angenehm, und nannten die Männer ihre Prinzessinn Venus; so gabs viele Frauenzimmer, welche behaupteten, Lieutenant R— sey so schön, wie Adonis. Täglich sah R— die Prinzessinn, und täglich liebte er sie mehr, liebte sie

end-

endlich so heftig, daß er die wahre Unmöglichkeit, sie einst zu besitzen, gewiß zu überwinden glaubte. Vorher war er unthätig, weinte nur im Stillen, und klagte sein Leiden den Wänden und Wäldern, ietzt, da seine Liebe gränzenlos wurde, war er thätig und unternehmend.. Sein Dienst berechtigte ihn, oft um die Prinzessinn zu seyn, seine Liebe machte ihn zu ihrem Schatten, und wo Sophie war, da war auch N—. Durch das größte Kennzeichen der Liebe, durch äußerste Dienstfertigkeit suchte N— die Prinzessinn aufmerksam zu machen. Entfiel ihr ein Handschuh, ein Fächer, so bückten sich hundert, aber N— erhaschte ihn gewiß am geschwindesten, und wenn er bey dieser Gelegenheit, ihr Kleid, oder wohl gar ihre Hand berühren konnte, so wars eine Wonne für ihn, die er um kein Glück vertauscht hätte. N—s Unternehmen gelang, die Prinzessinn wurde aufmerksam. Hievon einen Beweis: Sophie saß einst an ihrer Toillete, eine Nadel— der schönste Stein ihres Schmuks — entfiel ihr, Kammerfrau und Zofen suchten um die Wette, und fanden sie nicht.

prinzeß. (ungeduldig über das lange Suchen) Wäre doch der Lieutenant N—hier;

Kammerf. Und was sollte er?

Prinzeß. Die Nadel suchen, die ihr Langsamen nicht finden könnt.

Kammerf. Er würde sie eben so wenig finden.

prinzeß. O gewiß! (lächelt)

Kammerf. Euer Durchlaucht müssen selbst über den Einfall lachen.

Prinzeß. Nicht über den Einfall, aber wohl über den dicken Baron N—. Lieutenant N— schleuderte ihn gestern so stark an die Wand, daß der arme Mann den ganzen Abend über Kontusion klagte.

Kammerf. Ja wohl, der arme Mann!

Prinzeß. Aber der Unbehülfliche stand ihm im Wege, als er meinen Fächer aufheben wollte. Laßt euch doch nach dem Wohlbefinden des Barons erkundigen!

Nachmittags gieng Lieutenant N— im Schloßgarten spazieren, er wußte, daß die Prinzessinn um diese Zeit ihre Schwane fütterte, und nur der Dienst konnte ihn abhalten, dabey gegenwärtig zu seyn. Die Kammerfrau der Prinzessinn saß in einer der nahen Alleen. Lieutenant N—machte ihr

ein

ein tiefes Kompliment, und sie erzählte ihm aus Dankbarkeit das heutige Toilettengespräch. R—war außer sich für Freuden, er sah Dämmerung, wo er sonst nur undurchdringliche Finsterniß erblikte. Hoffnung — die Seele der Liebe — erwachte in seinem Busen, klopfte in seinem Herzen, und noch konnte er das große Glück, von der Prinzeßinn bemerkt zu seyn, nicht fassen, als sie in Garten trat. Sie bestieg die Brücke, die quer über den Kanal gieng, hieng ihre Handschuhe aufs Geländer, und fütterte die herbeyeilenden Schwanen. R— stand, wie gewöhnlich, hinter Ihr, und als sie einer der hintersten Schwane auch etwas zuwerfen wollte, so streifte sie an ihre Handschuhe, und warf sie in Kanal hinunter. Ohne sich lange zu bedenken, ohne zu überlegen, was er that, sprang R— nach. Die Prinzeßinn, und mit ihr der ganze Hofstaat, erschrack über dies kühne Unternehmen, und Sophie schrie heftig, als R—die Handschuhe wohl erhaschte, aber, des Schwimmens ungewohnt, zu sinken anfieng. Man eilte ihm so schnell als möglich zu Hülfe, aber der Kühne hatte schon u viel Wasser verschluckt, und sank, als er

der

der Prinzeßinn die Handschuhe überreichte, ohnmächtig zu ihren Füssen hin. Als todt wurde er in ein Zimmer des Schlosses getragen, als todt beweinte ihn die Prinzeßinn den ganzen Abend. Der gute Fürst nannte die That schön; aber die Fürstinn, eine stolze, herrschsüchtige Dame, mißbilligte sie. N— wurde erst nach zehn Stunden durch die geschicktesten Versuche der chirurgischen Kunst zu sich gebracht. Die schlaflose Prinzeßinn bekam sogleich Nachricht davon, und zeigte das reinste, lebhafteste Vergnügen darüber. N— erschien nach vier Tagen gesund am Hofe. Der Fürst ließ ihn rufen. Sie sind Hauptmann der Garde, sagte dieser edle Mann, und hier ist eine kleine Summe zu ihrer Equipirung! (Es waren tausend Dukaten.) Sie haben, fuhr er fort, zwar nur meiner Tochter Handschuhe gerettet; aber sie retteten solche mit Gefahr ihres Lebens, und überzeugten mich dadurch, daß sie es für meine Person, für mein ganzes Haus eben so kühn wagen würden. Die Fürstinn war unzufrieden mit dieser Belohnung, manche Hofschranze rümpfte die Nase darüber, aber die Prinzeßinn liebte nach dieser Begebenheit den Hauptmann

mann N— eben so stark, eben so gränzenlos, wie er sie. Dies ist gewiß, dies beweiset die Folge meiner Geschichte; aber wie die Verliebten sich sahen, wo sie sich fanden, ist ein dunkles Räthsel, das vielleicht kein Mensch auflösen kann, keine Zeit auflösen wird. Sie hatten keinen Vertrauten, keine Vertraute, und sprachen sich doch oft allein, wachten, sehr wahrscheinlich, ganze Nächte beysammen. Freylich wars dem kühnen, unternehmenden N— ein leichtes, Mauern zu übersteigen und Strickleitern anzulegen, aber wie er — wenn mans auch annehmen wollte — dies alles that, ohne daß es ein menschliches Auge gewahr wurde, ist abermals ein Räthsel, das ich ohne Verletzung der Wahrheit nicht auflösen kann. So viel kann ich mit Gewißheit erzählen, daß die Prinzeßinn den Hauptmann N—, als er wieder bey Hofe erschien, sehr auszeichnend begegnete, oft mit ihm sprach, oft ihre Hand auf seine Schulter legte, und oft im Garten mit ihm spazierte. Schon zischelte man sich am Hofe allerhand in die Ohren, schon nannten die Hofdamen den Hauptmann N— nicht mehr Adonis, als die Prinzeßinn sich auf einmal

gegen

gegen ihn wieder sehr gleichgültig betrug, und er oft Tage lang nicht in ihrer Antichambre erschien. Ungefähr ein Jahr darnach, als das ganze Gerüchte schon vergessen war, rief die Prinzessinn eine ihrer Kammerfrauen früh vors Bette. Sophie benetzte ihre Hand mit Thränen. O Freundinn, helfen, rathen sie mir! Ich werde — O schweigen sie ja! — ich werde in wenig Augenblicken Mutter seyn! Stehen sie mir bey! Retten sie meine Ehre! Die Kammerfrau erschrack aufs heftigste, wußte nicht zu rathen, nicht zu helfen, und rannte außer sich — ohne zu bedenken, was sie that — zur fürstlichen Mutter hin. Diese kam, einer Furie gleich, zur Prinzessinn. Wie sie ihr begegnete, weis ich nicht; aber eine Stunde darauf trat sie Wuth schäumend aus dem Zimmer, erzählte — so unwahrscheinlich es auch vielen scheinen wird — den ganzen Vorfall der Wache, der vollen Antichambre, und schrie endlich gar zum Fenster hinaus: Meine Tochter ist mit N — zur H*** worden! *)

N —

*) Einige meiner Freunde halten das für unwahrscheinlich, und doch ists wahr! Viele alte Leute haben es mir erzählt, und mit Zeugen bestättiget.

N— stand an der Spitze seiner Kompagnie im Schloßhofe, hörte die schrecklichen Worte, eilte nach Hause, warf sich auf sein Pferd, und jagte über die Gränze. Der alte Fürst weinte bitterlich, als man ihm die Sache erzählte, schalt seine Frau eine unnatürliche Mutter, trauerte Monate lang um sein gefallenes Kind, und die ganze Stadt trauerte mit ihm. Die Frucht dieser so geheimnißvollen Liebe, ein schöner, holder Knabe, wurde durch eine Vertraute der Fürstinn aufs Land gebracht, und niemand weis von seinem Schicksale weiter etwas zu erzählen. Vermuthlich ist er gestorben, denn er wurde zwey Monate zu früh gebohren, und überraschte seine Mutter in einer sorglosen Sicherheit. Wäre dieses nicht geschehen, so lagen gewiß schon Pläne fertig, die seine Geburt, so wie seiner Eltern Liebe dem Auge der Menschen verborgen hätten; aber die Prinzeßinn hatte den Abend zuvor, an dem Geburtsfeste ihres Vaters, sehr heftig getanzt, empfand die halbe Nacht schon Geburtsschmerzen, und rufte nur dann um Hülfe, als sie um das Leben ihres Kindes besorgt wurde.

Sechs Wochen darnach wurde sie um Mitternacht nach dem festen Schloße S— gebracht. Der schlaflose Fürst hörte den Wagen vorrollen, und tratt ans Fenster. Er sah beym Scheine der Fakeln sein einziges Kind nach den Wagen führen, sah, wie sie trostlos die Hände rang, hörte, wie sie den Umstehenden den Abschied an ihren alten Vater befahl, und sank ohnmächtig zurück. Unterdessen fuhr der Wagen fort, und wie der Fürst beym Erwachen sein Kind sehen wollte, so bewiesen ihm harte und unempfindliche Herzen die Unschicklichkeit so lange, bis er sich in sein Schicksal fügte, seine Tochter noch oft beweinte, aber nie mehr sah. Die Prinzeßinn wurde in ihrem Staatsgefängnisse streng bewacht, ihr Schlafzimmer war im zweyten Stockwerke, vor ihrer Thüre schlief die ganze Schaar weiblicher Domestiken, an deren Thüren Wache stand. Ein großer, tiefer Graben, über den man nur auf einer Zugbrücke kam, gieng um das Schloß herum, und ein hoher Wall, mit Wachen besezt, schien jede Flucht, jede Entführung unmöglich zu machen. Und doch verzweifelte die heftig liebende Sophie nicht. Worte,

te, Ausdrücke, die ihr dann und wann entfielen, bewiesen deutlich, daß sie noch mit gleicher Stärke liebte, und ihren N— einst wieder zu sehen hofte. Einst sagte sie zu ihrer Oberhofmeisterinn: Könnte ich nur noch einmal das Kind sehen, das ich unter den grausamsten Schmerzen, unter dem Fluche meiner Mutter gebahr! Kann ich, o beste Freundinn, kann ich nicht? die Oberhofmeisterinn zuckte die Achseln und schwieg. So sagen sie mir wenigstens, ob der holde Engel ein Knabe oder ein Mädchen war? ob er noch lebt? Eine Mutter darf, kann, muß ja dieß wissen! Auch diese Fragen blieben auf den ausdrücklichen Befehl der Fürstinn unbeantwortet. An einem andern Morgen, als sie den Abend zuvor viel geweint hatte, zog sie eine ihrer Kammerfrauen ans Fenster, faßte ihre beyden Hände, sah ihr starr ins Gesicht, und fragte:

Lebt N—? Ist er in Sicherheit?

Die Kammerfrau wollte nicht antworten.

Prinzeß. Antwort will ich, reine, wahrhafte Antwort, oder, Gott im Himmel hört meinen Schwur, sie weinen morgen über meiner Leiche!

Kammerf. Er lebt!

Prin-

Prinzeß. Lebt, um vielleicht bald bluten zu müssen?

Kammerf. Nein! Er flüchtete über die Gränze!

Prinzeß. Kann ich es glauben, können sie's beschwören?

Kammerf. So war mir Gott helfe! Es ist so!

Prinzeß. (Im Ausbruche der Freude) Bist du gerettet, guter N—, so sehe ich dich wieder, so gewiß wieder, als der da oben deine Schwüre aufzeichnete und billigte.

Dies war das einzige und erstemal, daß sie Ihrer Liebe Worte gab. Sie war, von dieser Stunde an, oft freudig, oft sogar lustig, und Hofnung besserer Zeiten thronte in ihrem Auge. Ihr Vater, der beste Fürst, wurde in einem Monate drauf krank. Die Aerzte kündigten ihm den Tod an, und er wollte sein Kind, seine Sophie noch einmal sehen, ihr Verzeihung aus seinem Munde ankündigen; aber die Fürstinn, und, ihr zu gefallen, die Aerzte protestirten gegen diesen zu erschütternden Auftritt, und Willhelm starb, ohne sein einziges Kind gesehen, gesegnet zu haben. Die Trauerpost erscholl schon früh im Schlosse, die

Prins-

BIBLIOTHEK
SCHLOSS
SCHÖNHOF

Prinzeßinn erfuhrs, und der Schmerz, einen so guten Vater verlohren zu haben, vielleicht an seinem Tode schuld zu seyn, überwältigte sie ganz. Gott ließ mir ihn, sagte sie zur Oberhofmeisterinn, nicht mehr lebendig sehen, aber todt muß ich ihn noch sehen! Sie aß und trank nichts, weinte, schrie, heulte und wüthete in ihrem eignen Körper. Die Oberhofmeisterinn machte an die Fürstinn eine Vorstellung, und erhielt eine verneinende Antwort. Endlich, als sie um das Leben der Prinzeßinn besorgt wurde, beschloß sie das Verlangen derselben eigenmächtig zu erfüllen. Sie zog solche als eine Magd an, ließ sie, um allen Verdacht zu vermeiden, hinter den Bedienten aufs Kutschbret sitzen, und fuhr unter dem Vorwande, den Fürsten auf dem Paradebette zu sehen, nach der Residenz. Die Prinzeßinn hatte versprochen, sich still zu halten, ihn nur zu sehen, dann wieder heim zu kehren. Sie traten in die Schloßkirche. Sophie sah ihren Vater todt da liegen, vergaß ihre Verkleidung, ihr Versprechen, sah nicht die Menge des Volks, das den Sarg umgab, drängte sich durch, stürzte auf ihn hin, und küßte sein bleiches Gesicht, seine

ge=

gefalteten Hände. Die Wache wollte die Verwegne wegreissen; aber die Oberhofmeisterinn verbots. Laßt sie! und viele der Anwesenden erkannten nun die Prinzessinn, und weinten mit ihr. Sophie gab endlich ihrem Schmerz Worte: Hast du mir vergeben? Kannst du mir vergeben? schrie sie unaufhörlich! Ein alter Kammerdiener, der traurig an dem Sarge seines Fürsten stand, trat hinzu. Prinzessinn, sagte er, ich bin in den lezten Stunden unsers Fürsten nicht von seinem Bette gewichen! Oft hat er ihren Namen genannt, oft und laut ihnen alles vergeben! Schon als der Tod mit ihm kämpfte, und Todesangst seine Sinne schwächte, führte die Einbildungskraft sie vor sein Bette. Er richtete sich zum letztenmal in die Höhe, meine Hand unterstützte ihn. Sophie, nimm meinen Seegen! sprach er, und verschied. Die Prinzessinn warf sich am Sarge nieder! Dank, mein Vater Dank! rief sie, und unter der großen Menge, war keiner, der nicht, von ganzem Herzen, dem gewiß gegenwärtigen Geiste des Fürsten mitdankte. Mit Gewalt mußte man sie vom Sarge wegreissen, mit Gewalt zur Kutsche führen, und als

der Wagen schon durch die Gassen eilte, streckte sie noch immer ihre Hände aus, und schrie: Mein Vater! Mein Vater! — Die ganze Residenz wußte diesen Vorfall, der ganze Hof sprach davon, und — man erkenne daraus die Liebe des Volks zu dem letzten Zweige seines guten Regenten — die Fürstinn erfuhr's doch nicht!

Die Prinzessinn trauerte nun über einen Monat im Stillen. Ihr Schmerz war noch groß, aber gemässigt. Die Oberhofmeisterinn, eine sanfte gute Frau, hielt sie nicht mehr so eingekerkert, gieng oft mit ihr im Garten spazieren und suchte sie auf alle Art zu zerstreuen. Vielleicht wär's ihr nicht so bald gelungen, vielleicht hätte die Prinzessinn ihr ganzes Leben vertrauert, wenn nicht folgende Begebenheit ihr Herz ermuntert, ihre Seele erheitert hätte:

Ein alter Bauer, der schon von lange her das Schloß mit verschiedenen Viktualien versah, und nun bey der größren Anzahl seiner Bewohner täglich dahin wanderte, wurde um diese Zeit im Walde von einem Fremden angehalten. Ich will ihr Gespräch, das ich aus dem Munde seines Sohnes habe, wörtlich wiederholen:

Frem-

Fremder. Guten Morgen, Alter! Wohin so früh?

Bauer. Ins Schloß! Trag meine Waare zu Markte.

Fremder. Ist ziemlich schwer, wie ich sehe! Ruht ein wenig! (Hier hob er ihm den Korb vom Rüken.) Wer wohnt denn im Schlosse?

Bauer. Seyd gewiß ein Fremder? Unsre Prinzessinn Sophie residirt da.

Fremder. (verwundernd.) Prinzessinn Sophie? Ist die nicht mehr in der Residenz?

Bauer. Ja Herr, es gehet manchmal kurjos in der Welt! Leider ist sie's nicht mehr! Es hat sich so etwas zugetragen, wovon unser eins nicht gerne spricht, aber ihm kaum ichs schon vertragen! Sie hatte sich da mit einem Hauptmanne verplämpert. — — 'S ist — er versteht mich schon — etwas ganz Natürliches drauf gefolgt, und nun muß sie, wie man hört, ewig auf dem Schlosse gefangen sitzen.

Fremder. Ewig? Das wäre hart!

Bauer. Sehr hart; aber's ist doch so! O Ewigkeit, du Donnerwort! O Schwerd, das durch die Seele bohrt! singen wir in unserm Gesangbuche! Er hat recht, 's ist

hart, und doch wirds nicht anders werden. Man hat bis itzt immer auf den neuen Fürsten gehoft, aber der soll gesagt haben: Seinetwegen könnte sie ewig sitzen.

Fremder. Die arme Prinzessinn! sich die Augen wischend.)

Bauer. So ist er mir ein lieber Mann! Sieht er, man darf nicht reden, wie man denkt, und ob ich gleich nur ein Bauer bin, so wollte ich doch erst sehen, wie er's nehme. Ja wohl, die arme Prinzessinn! Ich und meine Frau haben schon [illegible] ehrliches um sie geweint. 'S Herz möchte mir springen, wenn ich dran denke! Ich weis auch, was Liebe ist, gieng in meiner Jugend bey meiner Frau auch weiter, als ich gehen sollte; aber meine Eltern nahmen's, wie's zu nehmen war, und gaben ihre Einwilligung zur Hochzeit. Hätten sie uns getrennt, ich hätte mich meiner Seele, an den ersten besten Baum aufgehängt, und hängen will ich noch, wenn sich meine Liese, nicht neben mir gehängt hätte. In der Stadt spricht man freylich vom Unterschiede des Standes, aber das verstehen wir Bauern nicht recht, und ich denke: Liebe hat kein Gesetz! Nicht wahr, lieber Herr?

Fremder. Ja wohl! ja wohl! — — Ihr habt also wahres Mitleiden mit der Prinzessinn?

Bauer. Frag er mich nicht! Ich muß hernach den ganzen Weg weinen, und wenn ich ins Schloß komme, so fragt mich jeder Schuhputzer: Ob mich meine Frau geprügelt hat?

Fremder. Sagt mir einmal! (Hier sah er sich sorgfältig um.) Wenn ihr dem guten Paare einen Dienst erweisen könntet, thät ihrs wohl gerne, wohl mit Freuden?

Bauer. Herr, wenn ich die Prinzessinn aus dem Schloße heraus, und ihrem Hauptmanne zuführen könnte, ich liesse Haus und Hof im Stiche, packte meine Frau und Kinder zusamm, und gieng mit ihnen auf und davon bis in die neue Welt. Und, glaub er's oder glaub er's nicht, ich fühls ordentlich, wie mirs wohl thun würde, wenn sie sich so bey mir bedanken, mich ihren Erretter nennen, meine alte Hand drücken, mich segnen — — Doch ich komme zu weit in Text, ich muß gehen (packt seinen Korb an.)

Fremder. Einen Augenblick noch! Habt ihr die Prinzessinn schon gesehen?

Bauer.

Bauer. Gesehen und gesprochen! Ich kram meine Waaren im Schloßhofe aus, da kömmt sie denn gemeiniglich mit ihrer Oberhofmeisterinn aus dem Garten, und tritt allemal an meinen Korb hin. Gestern erst fragte sie mich: ob ich eine Frau, ob ich Kinder hätte? Das Wort Kinder sprach sie so wehmüthig aus, daß ich noch weinen möchte, wenn ich dran denke! Sieht er da an meinem Korbe die schwarzen Kreuzeln! — Da — und da! Ueberall hat ihre Hand geruht! Ich zeichne es allemal meiner Frau zu gefallen an, die tascht denn dran rum, und weint ein Stückel dazu.

Fremder. (küßt die bezeichneten Stellen.)

Bauer. Ja küß er's nur! Es ist, mein Seel, die schönste Hand, die ich in meinem Leben gesehen, und — — (hält ein.) Sag er mir einmal, kennt er die Prinzessinn?

Fremder. Ja, ich kenne sie; aber wünscht wohl ihr den Hauptmann N— zu kennen?

Bauer. Warum nicht, wenn's möglich wäre! Aber der wird's wohl bleiben lassen, hieher zu kommen, denn, glaub er mir's, wenn sie ihn erwischten, sie hieben ihm den Kopf herunter.

Fremder. Wenn er aber doch vor euch stünde?

Bauer. So würde mich's herzlich freuen, den Mann gesehen zu haben, den unsre Prinzessinn so gerne hat. Ist er's etwan gar selbst?

Fremder Ja, ich bin's.

Bauer. So sey er mir schönstens willkommen! Aber Herr, ich bitte ihn recht schön, nehm er sich in Acht.

Hauptm. Sorgt euch nicht, ich bin hier sicher, kann ganz glücklich werden, wenn ihr mir euren Beystand nicht versagt.

Bauer. Herr, was ich vorher versprach, das werde ich halten. Sag er nur, was ich thun soll.

Hauptm. Traut ihr euch wohl, der Prinzessinn einen Brief zu übergeben?

Bauer. Wird schwer halten! Die Alte steht immer ganz nahe bey ihr. Doch probiren will ich's. Laß er einmal sehen! Wie groß ist der Brief?

Hauptm. Sehr klein! Auch könnt ihr ihn so oft zusammfalten, als ihr wollt.

Bauer. Nur stille! Will einmal etwas probiren! Sieht er, da hab ich ein recht großes Ey, das will ich der Prinzessinn

sinn zum Geschenke machen. Den Brief will ich so drunter stecken! Sieht er itzt etwas vom Briefe?

Hauptm. Nein!

Bauer. Nun, so will ich ihr mit dem Eye, den Brief in die Hand stecken! — — Aber Blitz, wenn sie das Ding nicht verstünde, und mich fragte, was sie mit dem Wische machen soll?

Hauptm. Sie versteht's sicher.

Bauer. Wenns nur gewiß ist! — — Denn bedenke er meine arme Frau und Kinder!

Hauptm. Ich stehe für alles, auch soll's in keinem Falle euer Schade seyn. Hier, zum Beweise! (gab ihm zwölf Dukaten.)

Bauer. Bezahls ihm Gott, lieber Herr! Ich nehm sein Geschenk an, kann's zum Besten meiner Frau und Kinder brauchen; aber wenn er glaubt, ich thät's bloß des Geldes wegen, so irrt er sich. Ich kanns nicht so recht sagen; aber ich liebe die Prinzessinn, bin auch ihm gut, und deswegen thu ich's.

Hauptm. Auch nehm ich's so, auch soll dies Geld keine Vergeltung euers Dien-

Dienstes seyn, den ich nie vergelten kann. Morgen, lieber Alter, gebt auf jede Bewegung der Prinzessinn acht, sie wird euch gewiß eine Antwort geben. Geschieht dies, so legt den erhaltenen Zettel nur in diesen hohlen Baum, ihr werdet dort wieder etwas für euch finden. Itzt geht! Gott segne euer Unternehmen!

Bauer. Amen, Herr, amen! Es ist mir selbst nicht recht wohl! Ordentlich angst und bange! Ich will unterwegs ein paar Vater unser beten. Leb' er wohl, Herr Hauptmann! Er hat einen schönen Schatz; aber, Gott weis es, ich und meine Frau gönnen ihm solchen vom Herzen.

So gieng der Bauer nach dem Schloße, spielte der Prinzessinn den Brief richtig in die Hände, erhielt den andern Morgen von ihr ein Geschenke, und mit diesem ein mit Bleystift beschriebnes Papier. Dieses legte er in den hohlen Baum, fand dort wieder einige Dukaten, und war so, ohne den geringsten Verdacht, durch vierzehn Tage der Briefträger der Liebenden. Als er am funfzehnten Tage wieder nach dem Schloße wanderte, stand an der Stelle, wo er sonst immer den Hauptmann fand, ein Bauer

mit

mit einem Korbe, der ihm, ohne ein Wort zu sagen, nachfolgte. Wo geht ihr denn hin, Landsmann? sagte der schon bekannte Bauer. Kennt ihr mich nicht, antwortete jener, ich bin ja der Hauptmann! Nach langem Untersuchen erkannte erst der Bauer seinen Freund, und trug daher um so weniger Bedenken, ihn als Knecht mit aufs Schloß zu nehmen. Nur, sagte er unterwegs, macht nicht dumme Streiche, und fallt einander um den Hals, ich könnt's euch, mein Seel, nicht verdenken, aber thun dürft ihrs doch nicht! Der Hauptmann erzählte ihm dann, daß die Prinzessinn von seiner Ankunft und Verkleidung schon unterrichtet sey, ihn zu sehen ausdrücklich verlangt hätte, und sich also auch in Acht nehmen würde. So kamen sie ungehindert ins Schloß, und hatten beynahe alle ihre Waare verkauft, als die Prinzessinn mit ihrer Oberhofmeisterinn aus dem Garten trat. Sie gieng, ohne die Bauern anzusehen, vorbey, kehrte aber wieder um, und sagte: Ach, da ist ja mein Bauer! Nun, wie geht's guter Alter? Habt ihr heute einen Kameraden mitgebracht? — —'S ist mein Knecht, Ihro

Durch-

Durchlaucht, 's wird mir der Bestellung zu viel, kanns nicht mehr allein tragen. — — Und was hat denn euer Knecht? Auch Käse? Auch Eyer? Hier trat sie zu dem Korbe ihres Geliebten hin, drückte, indem sie in dem Korbe herumsuchte, zum letztenmale seine Hand, sah ihn zum letztenmale, als sie sich auf der Schloßtreppe noch einmal nach ihm umkehrte.

N— hatte in seinen Briefen mit der Prinzessinn ihre Entführung verabredet. Sie willigte mit Freuden in diesen Vorschlag. Ich habe, schrieb sie ihm, keinen Vater mehr zu kränken. Meine Mutter liebt mich nicht, und so hoffe ich an deiner Seite, auch in der elendsten Hütte, das Glück der Liebe ganz zu geniess.n. Der Bauer mußte einst seinen Korb unter der Schloßtreppe stehen lassen. Eine Strickleiter lag darinn, die Prinzessinn trug solche Abends auf ihr Zimmer, stieg glücklich auf den Wall herab, und erwartete sehnsuchtsvoll ihren N—, der sie in einem Kahne über den Schloßgraben abzuholen versprochen hatte. Schon hörte sie den Kahn plätschern, schon streckte sie ihre Hände nach ihm aus, als die nah-

Wache, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, Feuer gab. Es wurde Lerm, Fakeln brannten in der Nähe. Sophie, mehr um ihren K—, als um sich besorgt, schrie ihm zu, sich zu entfernen. Er wollte zu geschwind umlenken, und der Kahn schlug um. Zweymal rief er noch: Sophie! und sank unter. Die Prinzessinn sah beym Scheine der Fakeln ihren Geliebten sinken und sank mit ihm. Ohnmächtig wurde sie auf ihr Zimmer getragen, erholt sich dort zwar; aber sprach kein Wort mehr. Der Vorfall wurde der Fürstinn berichtet, und Sophie sollte nach ihrem Befehle den Tag nachher auf eine andere Festung gebracht, und dort eng eingekerkert werden. Um zwölf Uhr in der Nacht stand sie auf, suchte etwas in ihrem Schreibtische, legte sich auf Befragen still wieder nieder, und wurde am andern Morgen todt gefunden. Ein Gläschen lag bey ihrem Bette, die Aerzte erkannten den darinn befindlichen Ueberrest für Gift, und Merkmale desselben zeigten sich auch an ihrem Körper. Sie ruht jetzt an der Seite ihres Vaters, und manche gute Seele schenkt ihr noch eine Thräne!

N—s.

N—s Körper wurde erst nach ihrem Tode im Schloßgraben gefunden, und an der Stätte der Missethäter verscharrt; aber die Nachkommen des alten Bauern wahlfahrten noch immer aus Dankbarkeit zu seinem Grabe, pflanzen bey nächtlicher Zeit Blumen darauf, und wo am Rabensteine Rosen blühen, und Veilchen duften, dort liegt der treue, unglückliche Liebhaber einer Prinzessinn.

Lieschen und Jakob.

Im ganzen S—r Lande konnte jeder Graf, jeder Baron, und wer nur immer ein von vor seinem Namen flekste, ungehindert so viel Maitressen halten, als er zu ernähren im Stande war. Der Gott geweihte Priester durfte ungestraft, vermummt und verkleidet in der Bürger Häuser schleichen, und ganze Nächte mit der untreuen Hausfrau durchwachen; aber dem Lasthiere des Vornehmen, dem armen Bauern war's streng verboten, mit seinem Mädchen, das

er

er sich doch zur Gattinn erwählte, allein spazieren zu gehen, und wenn ein junger Bauer bey Nacht am Fenster seiner Liebsten ein Liedchen trillerte, so waren Scherzen gedungen, die dem Reichen von Rechtswegen zehn Gulden abpreßten, und den Armen halb todt prügelten. Von jeher wurden diese Schergen von den Bauern für unehrlich gehalten, und mit dem, der in ihre Hände fiel, trank man aus dieser Ursache nicht gerne mehr aus einem Kruge. Kinder mußten sich's im Wirthshause noch vorwerfen lassen, daß ihr Vater einst in Schergens Händen war.

In diesem Lande wohnte zu M— der Schulmeister G—. Lieschen, seine Tochter, war das schönste Mädchen des Dorfs und der ganzen Gegend. Herzlich und innig liebte sie Jakob des Müllers Sohn, und Lieschen erwiederte seine Liebe mit gleichem Maaße, mit gleicher Stärke. Beyder Eltern kannten und billigten diese Liebe, und sprachen oft, wenn sie vertraulich beysammen saßen, von ihrer Kinder Glück, von der Freude, die sie einst im späten Alter an ihren Enkeln erleben wollten.

Es war Sonntag, und einer der schönsten Frühlingstage, als Jakob sein Lieschen zu besuchen eilte. Ihre Eltern waren nicht zu Hause. Lange saßen sie in der Stube, sprachen von ihrer Liebe, von ihrer nahen Hochzeit, und schlenderten endlich Arm in Arm nach dem Garten. O hör nur, lieber Jakob! sagte Lieschen, wie dort im Walde die Nachtigallen so schön schlagen, wie die andern Vögel drein singen, als ob sie unserm lieben Herrn Gott dankten, daß er uns heute einen so schönen Tag gegeben hat. O hör, nur hör! So traten sie an Gartenzaum, giengen bald darauf, um das Konzert näher zu hören, ganz hinaus, und waren schon, unter vertraulichen Gesprächen über die Schönheit der Natur, mitten im Walde, als sie den Schergen des Orts auf sich zueilen sahen. Auf einmal fiels ihnen ein, daß sie das oben erwähnte Gesetz überschritten hatten, und flohen. Jakob, der wohl wußte, daß der Scherge nur ihn arretiren, nur ihn strafen könne, ließ im Laufen sein Lieschen hinter sich. In wenig Minuten ergrief sie der nacheilende Scherge, und als sie sich los zu machen suchte, so schlug er unbarmherzig auf sie zu.

Liesschen schrie um Hülfe, Jakob hörte ihr Geschrey, und kehrte eben so schnell um, als er zuvor geflohen war. Er fiel dem Scherzgen in die Arme, dieser aber, stärker als er, schlug mit neuer Stärke bald auf Liesschen, bald auf ihn los. Jakob zog nun zu seiner und ihrer Vertheidigung ein langes Brodmesser hervor, und als er seines Mädchens Angesicht voll Blut sah, so stieß er es, durch diesen Anblick hingerißen, dem Wüt enden in die Brust. Der Scherge sank todt nieder, und Liesschens Schrecken, Jakobs Erstaunen war ohne Gleichen. Ich ein Mörder! schrie er, und raufte seine Haare! Was hast du gethan? wimmerte sie, und rang die Hände. Beyde beschäftigten sich endlich ihrem Tyrannen beyzustehen, den bereits Todten wieder zu erwecken; aber das scharfe Messer war bis ins Herz gedrungen, und auch die geschickteste Hülfe wäre vergebens gewesen. Noch knieten sie beym Leichname, als einige Bauern vorüber giengen, und von ihnen den ganzen Vorfall erfuhren. Nun mußten sie ihren Freund mit seinem Mädchen nach dem Amthause führen, denn fliehen wollte er nicht, ob es ihm gleich die guten Bauern oft genug zu verstehen gaben.

Ich vermag nicht, das Schreken der Väter, das Jammern der Mütter zu beschreiben, die ihre guten Kinder in Ketten und Banden, und mit einmal all ihre Hofnung, all ihre Aussichten verschwinden sahen. Jakobs Mutter wurde bey diesem Anblicke närrisch, noch sie geht oft im Dorfe herum, und fragt jeden Vorübergehenden: Ob er nicht den Kopf ihres Sohnes gefunden habe? Den andern Tag wurde Jakob verhört, und da er, wie's wirklich war, alle Schuld auf sich nahm, jeden Umstand treu erzählte, und sich ganz allein als den Thäter angab; so wurde gleich darauf Lieschen ihrem trostlosen Vater wiedergegeben, und Jakob den folgenden Morgen nach der Residenz geführt.

Der gutherzige Beamte erlaubte vorher Lieschen und allen seinen Freunden, von ihm Abschied zu nehmen. Aber sie konnte kein einziges Wort mit ihrem Geliebten sprechen, wollte sie reden, so erstickten Thränen ihre Stimme; sie saß also still an seiner Seite, blickte ihn dann und wann mit aller Inbrunst der Liebe an, und hielt seine Hand fest, an der ein Ring stack, den sie ihm zum Unterpfande der Treue gegeben hat-

te. Der andern Hand hatte sich sein ar-
mer Vater bemächtigte, er drückte sie still-
schweigend an sein Herz, und fühlte das
Schreckliche dieser Szene doppelt, weil er
seinen Kummer nicht durch Thränen er-
leichtern konnte. Die trostlose Mutter knie-
te bey den Füssen ihres Sohnes, und hob
seine Fesseln in die Höhe, damit die heili-
gen Engel, welche ihre erhitzte Einbildungs-
kraft neben ihm stehen sah, ihn um so leich-
ter fortführen könnten. Alle andere Freun-
de und Bekannten hatten einen Kreis um
die Leidenden geschlossen, und sahen mit
gefalteten Händen, mit Thränen im Auge
stillschweigend zu. Unter allen war Jakob
am standhaftesten. Er versicherte sein ohn-
mächtiges Mädchen, daß er sie jenseits wie-
der sehen würde, küßte seine Eltern, und
setzte sich freywillig auf den Wagen, der
ihn zur Residenz und dem Tode näher füh-
ren sollte. Das ganze Dorf begleitete ihn
bis auf die Anhöhe. Als der Wagen in
die Tiefe hinunter rollte, und man endlich
nichts mehr von ihm sah, fieng die ganze
Menge laut zu weinen an, und das Echo
wiederholte das Geschren, ihr letztes Lebe-
wohl! Jeder schlich nun traurig nach Hau-
se,

se, und schloß den armen Jakob in sein Gebet ein. Am folgenden Sonntage war Musik im Wirthshause. Sonst versammlete sich die ganze Jugend des Dorfs, und tanzte in fröhlichen Reihen bis an späten Morgen; aber heute erschien kein Tänzer, keine Tänzerinn, alle saßen einsam zu Hause, und trauerten um ihren Freund. Montags darauf wurde Lieschen nach der Stadt zitirt, um, weil sie bey der Mordthat zugegen war, jeden Umstand noch einmal zu erzählen; aber sie wars nicht vermögend. Sie wurde äußerst schwach vors Gericht geführt, und da immer eine Ohnmacht nach der andern folgte, so ließ sie der mitleidige Richter blos schwören, daß ihre von dem Beamten schon eingeschickte Aussage, ohne Falsch und wahrhaft sey. Ihre Eltern führten sie ins Dorf zurück, und in einigen Tagen brachten die Holzbauern die Nachricht aus der Stadt mit, daß Jakob zum Schwerte verurtheilt sey. Lieschen raste, ihre Eltern mußten bey ihrem Bette wachen. Als sie nach Mitternacht der Schlaf überwältigte; so träumte ihr: Jakob stehe vor ihrem Bette, und beschwöre sie, ein Memorial beym Fürsten einzureichen. Wenn

du dies thust, sagte er, so wird mir mein Leben geschenkt werden. Sie erwachte, stand freudig auf, und da sie von ihrem Vater ganz hübsch schreiben gelernt hatte; so setzte sie folgende, wörtlich kopirte Bittschrift auf:

„ Im Namen Gottes des Vaters, des
„ Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!
„ Aus der Tiefe rufe ich zu dir! O Herr
„ erhöre mein Flehen! Ich heiße Elisa-
„ bet G—, und bin seit einem Jahre die
„ verlobte Braut des Jakob L—, der über-
„ morgen durchs Schwert hingerichtet wer-
„ den soll. Gott im Himmel erbarme dich
„ meiner! Er hats meinetwegen gethan, und
„ soll itzt meinetwegen sterben! Der Scherge
„ hat mir drey Löcher in Kopf geschlagen,
„ und Jakob erstach ihn in der Angst, da-
„ mit er mich nicht todtschlagen möchte.
„ Stirbt mein Jakob, so sterbe ich auch,
„ und meine armen Eltern werden mit mir
„ sterben! Seit acht Tagen habe ich heute
„ eine Stunde geschlafen, und da ist er mir
„ im Traume erschienen, und hat gesagt:
„ Ich sollte eine Bittschrift bei unserm Für-
„ sten einreichen; so würde ihm sein Leben
„ geschenkt werden. Erst vor einer halben

„ Stun-

„ Stunde hat mirs geträumt, denn ich bin
„ gleich aufgestanden, und habe zu schrei-
„ ben angefangen. — — Ich habe in mei-
„ nem Leben mit keinem großen Herrn ge-
„ sprochen, ich weis keinen Titel, mein
„ Vater hat ihn wohl einmal vom Beam-
„ ten abgeschrieben, aber er kann ihn nicht
„ finden. Ich denke, Gott, der mir den
„ Traum eingegeben hat, wird wohl auch
„ machen, daß mich unser gnädiger Fürst
„ und Vater ohne Titel versteht, und mein
„ Gebet erhört. Ach Jesus, Maria und
„ Joseph! wenn er los käme, ich würde ge-
„ wiß für Freuden sterben; aber mein Ja-
„ kob wäre doch gerettet! — — Mein Va-
„ ter hat mir itzt gesagt, daß sie ein recht
„ guter Fürst wären, und keine Thräne un-
„ gerührt fließen sehen könnten! Ach Gott,
„ wenn das wahr ist, so kömmt mein Ja-
„ kob gewiß los! Ich habe schon Millio-
„ nen Thränen vergossen, meine Augen sind
„ bluthroth, und ich kann kaum schreiben.
„ Der Traum ist itzt mein einziger Trost!
„ Lieber; guter Fürst, Vater deiner Kinder,
„ Tröster der Betrübten, erbarme dich mei-
„ nes Jakobs, und erhöre mich in meinen
„ höchsten Nöthen! Ich bin mit aller Hoch-

ach-

„ achtung. bin bis in den Tod betrübte,
„ Elisabeta G—.„

Am frühen Morgen, als der Tag kaum graute, rannte sie mit dieser Bittschrift der Residenz zu. Ihre Eltern, die mitgiengen, konnten ihr nicht folgen, so sehr trieb Angst und Hofnung ihre Schritte. Schon knie-te sie eine halbe Stunde an der Schloß-treppe, ehe ihre Eltern nachkamen und ne-ben ihr hinknieten. Ein alter Kammer-diener stieg langsam die Treppe herab. Lies-chen überreichte ihm zitternd die Bittschrift. Dieser — für den sie doch gar nicht geschrie-ben war — las sie lächelnd durch, und sag-te; O meine liebe Kleine, sie bemüht sich umsonst, den Kerl kann kein Gott retten; doch will ich der Seltenheit wegen und ei-nem so schönen Mädchen zu Gefallen, dem Fürsten ihre Bittschrift überreichen; aber, wie gesagt, es ist vergebene Mühe! Geht lieber fort, sonst könnt ihr noch ins Zucht-haus kommen. So verließ er sie, und Lies-chen wankte, unterstützt von ihren Eltern, dem Thore zu. Auf einmal stand sie stille! „ Ich muß meinen Jakob noch einmal se-hen! „ Die Eltern stellten ihr vergebens die Unmöglichkeit, die Größe des Schmer-

zes vor. Neugierige versammelten sich um das weinende Mädchen, hörten und erwiederten: Daß itzt jedermann den armen Sünder sehen könne. Wir kommen eben von ihm, sagte einer, er ist recht getröstet, und wird gewiß selig sterben! Schnell flog Lieschen dem Rathhause zu, riß die arme Sünderstube auf, und sank in ihres Geliebten Arme. Erschütternd war dieser Anblick für die Anwesenden, herzangreifend für den armen Jakob. Nehmt sie weg, schrie er, sie verbittert mir meinen Tod! Erbarme dich meiner, gutes Lieschen, verlaß mich, oder ich muß verzweiflend sterben. Der anwesende Geistliche nahm sie in seine Arme. Sey getröstet, liebes Kind, sagte er, du wirst deinen Jakob im Himmel wieder sehen, dort werdet ihr ewig beysammen leben, kein Kummer wird euch betrüben, niemand eure Ruhe stören! Im weißen Kleide der Unschuld, gereinigt von seiner Missethat, wird dir einst dein Bräutigam entgegen kommen, und dich zu dem Throne des Höchsten führen. Lieschen hörte aufmerksam zu. „Aber wenn ich eher als er sterbe? „„ So wirst du die erste seyn, die er in jener Ewigkeit wieder sehen und umar-

men wird. „„ So lebe dann wohl, lieber Jakob, ich werde dich wieder sehen, und so's Gott gefällt, dort bewillkommen! „ Jakob weinte, war kaum zu trösten, und Lieschen wanderte zum Erstaunen ihrer Eltern freudig und munter ihrer Heymath zu. Wie sie den halben Weg zurückgelegt hatten, so gieng sie voraus. Ein Teich lag nahe am Wege, Lieschen wollte ihren Bräutigam jenseits bewillkommen, und sprang hinein. Die Alten sahen schon nichts mehr von ihrer Tochter, als sie außer Athem zum Teiche kamen, und herbeyeilende Hirten fanden sie erst nach zwey Stunden. Auf seinem Rücken trug der arme Vater sein todtes Kind nach Hause, und das ganze Dorf versammlete sich weinend um ihn. Unterdessen gieng in der Residenz der Fürst zur Tafel. Der geschäftige Kammerdiener hatte weislich die in seinen Augen so lächerliche Bittschrift bis zu dieser Zeit im Sacke verwahrt, und überreichte nun solche, um der ganzen Gesellschaft einen herrlichen Spaß damit zu machen. Der Fürst las, und Thränen rollten über seine Vaterwangen. Jakob hat Gnade, war sein erstes Wort, das er aussprach, und das zweyte ein Be-

fehl an den Kammerdiener, der diese Nachricht der Bittenden hinterbringen sollte. Sie ist schon längst fort, sagte er ganz betroffen. So muß ein Bedienter nach ihrem Dorfe reiten, und das arme Mädchen trösten. Der Bediente kam zu M— an, aber die Eltern weinten schon über Lieschens Leiche, erzählten dem Boten alles, segneten ihren Landesvater, und baten nur um ein ehrliches Grab für ihre Tochter. Als der Fürst die Trauerpost und die Umstände erfuhr, wurde der Kammerdiener vom Hofe gejagt, Lieschen auf dem Kirchhofe beerdigt, und Jakobs Todesurtheil in eine fünfjährige Zuchthausstrafe verwandelt. Schon war er ein halbes Jahr darinn, als ich mit einem guten Freunde ihn zu sehen und zu besuchen gieng. Die Züchtlinge brachen vor der Stadt Steine. In einer kleinen Höhle saß eine abgezehrte, traurige Figur, die emsig fortarbeitete, als die andern uns anbettelten. Es war Jakob, wir näherten uns, und fragten ihn: Warum er so gar emsig arbeite? Es läßt sich schon fleißig seyn, sagte er lächelnd, ich arbeite schon ein halbes Jahr an meinem Grabe, und 's will noch nicht fertig werden!

den! Weiter sprach er nichts, nahm auch das Geld nicht an, das wir ihm schenken wollten. Einen Monat darauf starb er, und ruht nun, auf landesfürstlichen Befehl, neben seinem Lieschen. In der Mitte ihrer Gräber steht ein kleiner Leichenstein, den der gutherzige Beamte setzen ließ, und auf welchem ihr trauriges Ende sehr rührend zu lesen ist.

Pater Hyazinth.

Vor einigen Jahren hatte ich Geschäfte im Kloster O — zu besorgen. Die angenehme, äußerst lachende Gegend, und die Gesellschaft einiger würdigen Männer machte mir den dortigen Aufenthalt sehr angenehm. Einst gieng ich Abends in dem schönen Garten dieses Klosters allein spazieren. Es war ein herrlicher, mir unvergeßlicher Abend! Eine reich bebaute Gegend lag, im Purpur der untergehenden Sonne glänzend, vor mir, die Aussicht schloß ein hoher, waldigter Berg, hinter welchem sich die längsten Stralen der Sonne noch hervor zu stehlen suchten. Eine dicke Säule vom Rauch

stieg

stieg aus der fetten Küche des Klosters hoch in die reine Luft empor, und spottete der unzählbaren Menge anderer, die vom mäßigen Herde der benachbarten Dörfer ihr vergebens nacheilten. Einzelne Vögel, die sich im nahen Waizenfelde verspätet hatten, stimmten noch ihr Abendlied an, und eine lange Heerde feister Klosterkühe zog brüllend am Garten vorbey. Die Abendglocke tönte harmonisch darunter, und die heisre Grille zwitscherte mit. Blumen aller Gattung erfüllten die Luft mit ihrem mannichfaltigen Geruche. Ich stand, sah und fühlte!

Ein langer, hagrer Geistlicher, den ich noch nie gesehen, gieng jetzt schnell vor mir vorüber. Er trug eine Gießkanne in der Hand, und eilte in die Ecke des Gartens, wo ihn mein Auge hinter einer Hecke verlohr. Die Neugierde führte mich ihm nach, und ich traf ihn hinter der Hecke betend an. Er kniete auf einem kleinen Hügel, der in der Form eines Grabes aufgeworfen, und ringsherum mit Blumen besetzt war. Ohne mich zu bemerken, stand er nach einer Viertelstunde auf, schnitt einige Blumen ab, und besprengte die übrigen. End-

lich

lich gieng er langsam auf mich zu. Ich grüßte ihn freundlich, aber, versunken in seinen Kummer, dankte er mir nicht. Im Vorübergehen bemerkte ich deutlich, daß Thränen über seine Wangen flossen, ich würde in diesem Augenblicke alles darum gegeben haben, wenn ich hätte tröstend mit ihm reden können.

Gleich am andern Morgen erkundigte ich mich bey einem meiner Bekannten nach diesem Geistlichen. Er rieth hin und her, und sagte mir endlich, daß es, meiner Beschreibung nach, der närrische Pater Hyazinth seyn müsse. „Närrisch ist er? „„ O! nicht sowohl närrisch als tiefsinnig, er spricht oft in einem halben Jahre kein Wort, und stellt allerhand Streiche an. „„ Kann ich ihn nicht besuchen? „„ O ja, er wohnt im Krankenhause, Nr. 6. aber selten ist sein Zimmer offen, und wenn sie es auch offen finden, so wird's ihnen doch nichts helfen, denn kommen sie ihm ungelegen, so führt er sie wieder zur Thüre hinaus! Er hats mir und andern schon oft so gemacht! „ Ich wills versuchen, sagte ich, und gieng grade nach dem Krankenhause. Zweymal klopfte ich ungehört an die Thüre seines

Zim-

Zimmers, und zum drittenmale öffnete ich sie selbst. Er war der nämliche, den ich am vorigen Abende gesehen hatte. Er saß auf einem hölzernen Stuhle, und schnitzte an einem Stückchen Holze, das nach der Form, die er ihm zu geben suchte, ein kleiner Löffel werden sollte.

Ich. Verzeihen sie, lieber Pater Hyazinth, der Freyheit eines Fremden, der ihre Bekanntschaft zu machen wünscht, und sich deswegen bey ihnen eindrängt. Ich störe sie doch nicht?

(Er schnitzte, ohne ein Wort zu sagen, an seinem Löffel fort, und blickte mich nur ein einzigesmal nach der Seite an.)

Ich. Gestern Abends sah ich sie im Garten. Ihr Kummer, der so deutlich auf ihrem Gesichte gezeichnet ist, geht mir nahe!

(Er fühlte mit der Hand sein Gesicht an, und ließ die Finger in seiner großen Backenhöhle liegen.)

Ich. Ich komme, ihnen meine Freundschaft anzubieten. Ihnen vielleicht zu helfen! (Er schüttelte mit dem Kopfe) Sie also wenigstens zu trösten!

(Er lächelte, und in den Winkeln seiner Augen sammelten sich Thränen.)

Ich. Vielleicht ist ihr Unglück gar keines

Tro-

Trostes fähig; aber ein Freund ist doch im größten Unglücke auch ein Trost, er hilft wenigstens unser Leiden tragen.

(Itzt bewegte er seine Hand gegen mich, und verlangte mit den vordersten zwey Fingern eine Prise Tobak. Ich reichte ihm solche, er schnupfte sehr begierig, und seine Thränen rollten in großen Tropfen herab.)

Ich. Sie verschlüßen ihren Kummer in ihr Herz, da wird er sie ohne Unterlaß quälen und martern. Geben sie ihm Worte, suchen sie sich einen Freund. Er wird mit ihnen weinen! Er wird ihnen freundschaftlich das Ende ihres Unglücks zeigen, und kanns nur der Tod endigen, so wird er sie auf die Freuden, die sie jenseits erwarten, aufmerksam machen.

Pater. Jenseits! (sagte er mir langsam nach, und sah sehnsuchtsvoll in die Höhe) Jenseits? Das heißt, da oben im Himmel?

Ich. Ja, lieber Pater, ja!

Pater. Ja! ja! (er fordert wieder eine Prise Tobak, ich reichte ihm meine Dose, er öfnete sie schnell, und schüttete eben so geschwind den ganzen Vorrath in ein Papier. Mit einer Miene, die deutlich fragte, ob ich darüber böse sey, gab er mir endlich die Dose lächelnd zurück)

Ich

Ich. (indem ich ihm solche wieder reichte.) Wollen sie diese Dose nicht zu meinem Andenken behalten?

Pater. Behalten? (mich starr anblickend) Wer sind sie denn?

Ich. Ein Fremder, lieber Pater, der inniges Mitleiden mit ihnen hat, der — —

Pater. Sie sind ein Doktor!

Ich. Nein! aber der Arzt ihrer Seele möchte ich gerne werden!

Pater. Mein Kind hat auch eine Seele; aber ich habe seinen Löffel verlohren, und muß einen neuen machen.

Ich. Ich verstehe sie nicht.

Pater. Nicht? Hören sie! hören sie!

Ich. Ich höre nichts!

Pater. Mein Kind weint.

Ich. Ihr Kind?

Pater. St! St! (er hielt den Finger auf den Mund, schlich sich langsam in die Ecke, und winkte mir näher zu kommen)

(Ich folgte ihm, und er öffnete ein Kästchen, in welchem ein von Wachs verfertigtes Jesukindlein lag. Blumen standen ringsherum)

Pater. (mir leise ins Ohr) Das ist mein Kind!

Ich. Ihr Kind?

Pater. (sehr freundlich) Ja! Es ist ein Knabe? Er heißt Karl, und künftigen Monat laß ich ihm ein Kleidchen machen, da wird er herum laufen, und wenn ich auf seiner Mutter Grabe beten gehe, so wird er mit mir gehen, und auch beten. Er kann schon das ganze Vater unser, aber mein Gebet will er nicht lernen.

Ich. Wie lautet denn ihr Gebet?

Pater. Es ist ganz kurz, aber sehr kräftig! Ich bete des Tages dreyhundert fünf und sechzigmal, es heißt: Nannete nimm mich zu dir, zu dir! (itzt sah er sich um, und rieb oft die Stirne) Ich habe vielleicht etwas Unrechtes gesagt? (erschielte öfters nach dem offenen Kästchen, und führte mich endlich, wie wohl freundlich und bittend, zur Thüre hinaus, die er sorgfältig hinter mir zuschloß.)

Gerne hätte ich noch länger mit ihm gesprochen; aber ich merkte, daß man sich nicht aufdringen dürfte, und gieng in der Hofnung, ihn bald wieder zu besuchen, fort; aber so oft ich kam, so fand ich auch seine Thüre verschlossen, und wenn er mich im Garten erblickte, so floh er schnell, und sah sich oft um, ob ich ihm nachfolgte.

Die

Die Neugierde bewog mich endlich, einen der würdigsten Geistlichen um Erklärung über den Zustand des armen Paters zu bitten. Er ist sehr zu bedauern, sagte dieser, und ich bin, wie wohl wider meinen Willen, Schuld an seinem Unglücke. Sie wissen schon zu viel, als daß ich ihnen nicht seine ganze Geschichte erzählen sollte.

Geschichte des Pater Hyazinths.

Karl (so hieß der arme Pater vor seiner Einkleidung) war der Sohn eines reichen Bauer, der sechs Jahre mit seiner Frau verheurathet war, ehe ihm diese einen Sohn gebahr. Ihrer Meynung nach hatten sie diesen sehnlich gewünschten Sohn durch die Vorbitte eines Gnadenbildes der Mutter Gottes erhalten, und opferten daher im frommen Eifer, in heiliger Einfalt das neugebohrne Kind dem Herrn.

Schon als Knabe trug Karl die Kutte, die ihn einst als Mann zieren sollte, und nichts gefiel ihm damals besser, als wann ihm seine Eltern im Scherze die Hand küßten und Herr Pater nannten.

Seiner Bestimmung gemäß lernte er lateinisch, gieng mit vielem Fleiße die niedern Schulen durch, und petirte zum erstenmal ins Kloster, als er auf die Universität zog. Auch dort kaute er wacker an den Syllogismen damaliger Zeit, und würde ein reines, unbefangenes Herz mit ins Kloster gebracht haben, wenn er nicht besonders gut Klavier gespielt hätte.

Ein Fräulein, das mit ihm in einem Hause wohnte, hörte ihn öfters bey offnem Fenster auf diesem Instrumente phantasiren, verliebte sich darein, und bat ihren alten Vater, sie in dieser Kunst unterrichten zu lassen. Der gute Vater ließ den Studenten rufen, fragte ihn, ob er seiner Tochter Lekzion geben wollte, und dieser nahm den Antrag mit Dank an. Fräulein Nannette machte große Progressen. Der Vater, aber auch die Tochter, gewann den Studenten lieb, und Karl war gegen ihre Reize nicht gleichgültig. Jede Minute, die er entbehren konnte, schenkte er ihr. Stets waren sie beysammen, und stets spielten sie Klavier, wenn jemand ins Zimmer trat.

Karl versuchte unter dieser Zeit oft, seinen Vater in Ansehung des Klosters auf andere Gedanken zu bringen; aber dieser schützte sein Gelübde vor, und drohte mit dem väterlichen Fluche. Der Arme mußte also zum zweytenmal petiren, und erhielt die schreckliche Versicherung, daß er noch diesen Monat eingekleidet werden sollte.

Im Taumel der Liebe vergaß Karl beym Abschiede auf Stand, Rang, Kloster, und Nannette wurde in der Folge schwanger. Sie gestand zu den Füssen ihres Vaters alles, und dieser gute Mann schickte sie zu einer alten Tante, wo sie mit einem Sohne heimlich niederkam, der eben so heimlich erzogen wurde.

Karl erfuhr im Kloster nichts von der ganzen Geschichte. Lebte in seinem Noviziate sehr still, sehr einsam, und legte endlich nach vollendetem Probjahre das ewige Gelübde der Keuschheit ab. Seine Melancholie verließ ihn nie, stets fand man ihn in der Kirche, und nie besuchte er die Erholungsstunden der andern Geistlichen.

Nach zwey Jahren gieng der Vater, welcher mir die Geschichte erzählte, auf die

Universität, um da die Theologie zu hören. Als er, nach vollendeten Studien, wieder in sein Kloster reisen wollte, begegnete ihm auf der Gasse ein Frauenzimmer, das ihn nach den Namen seines Klosters fragte, und endlich bat, dem Karl heimlich einen Brief mitzunehmen. Er versprachs und erhielt ihn auch kurz vor seiner Abreise.

Dies Frauenzimmer war Nannette, sie hatte ihren Karl noch nicht vergessen, schrieb ihm einen Brief voll Liebe, in dem sie ihm auch die Geburt ihres Sohns berichtete. Unbekannt mit dem Inhalte, übergab der Pater seinen Brief dem unglücklichen Hyazinth, und hörte am andern Tage mit Erstaunen, daß dieser närrisch geworden sey. Er besuchte ihn sogleich, und fand ihn in dem elendesten Zustande, beständig von dem Briefe phantasirend.

Endlich schien er sich wieder zu erholen, und vertraute seinem Freunde alles, was dieser zu wissen verlangte. Auch erzählte er ihm einst, daß er aus dem Kloster entfliehen, seine Nannette und sein Kind aufsuchen, und mit ihnen über die Gränze flüchten wolle. Dem guten Pater wurde

bey

bey dieser Gesinnung seines Freundes bange, er bat ihn dringend, nur noch zwey Monate zu warten, und versprach, sich unterdessen nach Nannettens Aufenthalt zu erkundigen. Unter dieser Zeit erdichtete er einen Brief, den er von einem Bekannten in der Stadt schreiben, und sich darinn Nannettens Tod berichten ließ. Diesen Brief zeigte er Hyazinthen, und dieser wurde von dieser Stunde an, was er noch itzt war, äußerst melancholisch, äußerst tiefsinnig. Sehr selten spricht er mit seinem seiner Mitbrüder, und beträgt sich auch gegen seinen Freund eben so fremd.

In der Ecke des Gartens hat er sich ein Grab aufgeworfen, das er im Frühlinge und Sommer mit Blumen bepflanzt, und im Winter vom Schnee reinigt. Alle andere Geistliche halten es für sein Grab, und lassen ihn ruhig sein Spiel treiben.

Noch hat er keinem, als mir und seinem Freunde, das von Wachs verfertigte Kind gezeigt, welches er in seiner Phantasie für das seinige hält, und sich den ganzen Tag damit beschäftiget. Er wartet und pflegt es, und kocht ihm sogar jeden Morgen einen Brey. Nannette, die noch einige-

mal

mal an den mir erzählenden Pater schrieb, und durch ihn endlich auch, aus schon bekannter Ursache, Karls Tod erfuhr, gieng wider den Willen ihres Vaters in das Kloster M—, und starb dort als Novizinn.

Ich verwies dem Pater seinen frommen Betrug, und ließ ihm deutlich merken, daß er Mitschuldiger des Unglücks dieser beyden Liebenden sey. Er fühlte sein Unrecht, berufte sich aber auf seine Pflicht, und hofte durch dieser Erfüllung Vergebung zu erhalten.

Ohne meinen armen Hyazinth noch einmal gesehen zu haben, reiste ich von E— ab, und dachte oft an ihn.

Vor zwey Jahren erhielt ich folgenden Brief von seinem Freunde:

„ Ihr armer Hyazinth ist nicht mehr! Gestern fand man ihn todt in seinem Bette. Er hatte sich selbst die Gurgel abgeschnitten. Ich zittre noch, wenn ich an diesen Anblick denke, und fühle nun ihre Vorwürfe doppelt.

Kurz nach ihrer Abreise hatte er seinem Kinde ein Röckchen gemacht, und trug es öffentlich im Klostergange herum. Viele meiner Mitbrüder wußten nicht, was

was sie von seinem Betragen denken sollten, und meldeten es endlich dem Prälaten! Dieser befahl, ihn ungehindert spielen zu lassen, und wir alle gehorchten mit Freuden. Seit einem Monate nahm er dies Kind sogar mit in die Kirche, und zeigte es am vergangnen Sonntage dem versammelten Volke als sein eignes, mit Nannetten erzeugtes Kind. Der erzürnte Prälat ließ ihn sogleich in sein Zimmer sperren, und die Aergerniß gebende Puppe wegnehmen, aber er wußte diesen Verlust nicht zu ertragen, und nahm sich selbst das Leben.

Auf Befehl des Prälaten sagen wir allen Leuten, daß den Unglücklichen der Schlag getroffen. Er wird morgen ehrlich begraben werden, aber der Frater G— malt schon einen andern Sarg, auf dem gräßliche Teufel herumflattern, in diesen wird er nachher bey Nachtszeit gelegt, und in irgend einen Winkel als ein Verdammter verscharrt werden.

Bin ich einmal todt, und ich hoffe zu Gott, es bald zu seyn; so trage ich ihnen die Pflicht auf, die Geschichte des armen Hyazinth bekannt zu machen; damit jeder Jüngling, der unsre heiligen Mauern betreten

treten will, vorher sein Herz prüfe, und lieber ein nützlicher Bürger der Welt werde, als daß er hier Jahre lang mit Verzweiflung ringe, und endlich doch unterliege. „

Vor zwey Monaten starb auch dieser gute Pater, und ich eile seinen Auftrag zu erfüllen, weil ich im Grunde hoffe, daß diese Geschichte manchem Vater und vielen Jünglingen zum warnenden Beyspiele dienen wird.

An einem schwülen Sommerabende, erzählte mir ein altes Mütterchen, saßen vor mehr als hundert Jahren einige Bauern unter der großen Linde des Dorfes L—r. Sie tranken bis die Glocke eilfe schlug, und schwatzten in dieser den Geistern geweihten Stunde ganz natürlich von Kobolden und Gespenstern. Einer aus ihnen, der als Knecht in der Stadt gedient hatte, machte den unglaubigen Thomas, spottete über jedes Histörchen, das die andern erzählten, und behauptete endlich, daß Geister und Kobolde nur eine Erfindung der alten

Mei-

Weiber wären. Wenn du denn so gar viel Kourage hast, fiel ihm Michel ins Wort, so geh doch izt auf unsern Kirchhof, und hole das Todtengerippe her, das in der Halle steht. Thust du dies, setzte Jakob hinzu, so will ich dich für den muthwilligsten Kerl im ganzen Dorfe halten, mit dir an keine Geister glauben, und dir noch oben drein einen neuen Thaler schenken. Der Ungläubige fieng an zu wanken, und gestund endlich, daß er zwar nichts fürchte, aber doch auch nicht freveln wolle. Gebt den Thaler her, ich hol's, sagte des Wirths Magd, die eben eine volle Kanne brachte und dem Gespräche zuhörte. Die Bauern erstaunten sammt und sonders über diese Kühnheit, und versprachen den Thaler zu zahlen, wenn sie die Wette wirklich erfüllen würde. Kätchen sprang fort, und setzte in wenig Minuten das Skelet an dem Tisch der erschrocknen Bauern. Alle zitterten, der Ungläubige am meisten. Er versprach in der Angst der Magd einen zweyten Thaler, wenn sie es geschwind wieder forttrüge. Kätche nahm den Thaler, huckte das Gerippe wieder auf, und eilte damit

mit der Halle zu. Als sie es wieder an seinen Platz setzen wollte, konnte sie es nicht von ihrem Rücken bringen. Sie versuchte es mit Gewalt, aber auch so gelang ihrs nicht. Sie bebte und war einer Ohnmacht sehr nahe.

Das Skelet. (mit dumpfen und düsterem Tone) Ich lasse dich nicht!

Kätchen. Heilige Mutter Gottes! Heiliger Schutzengel, stehe mir bey!

Das Skelet. (mit noch ernstlicher und schrecklicher Stimme) Ich lasse dich nicht!

Kätchen. Jesus Christus erbarme dich meiner!

Das Skelet. (äußerst gräßlich) Ich lasse dich nicht, bis du meine Bitte erfüllst!

Kätchen. (zitternd und bebend) Was soll ich thun?

Das Skelet. Geh in die Kirche, rechter Hand wirst du ein offenes Gewölbe erblicken. Verfolge deinen Weg durch die offene Thüre desselben, bis du zu einem schwarz gekleideten Frauenzimmer kömmst. Diese bitte für mich um Verzeihung! Willst du's thun?

Kätchen. Ich will!

Das Skelet ließ sie nun los, sie wollte fliehen, aber straks hieng es wieder an ihrem Halse, und drohte sie zu erwürgen. Kätchen gelobte aufs neue, und gieng auch wirklich in die Kirche. Mit größter Angst näherte sie sich dem Gewölbe. Der Eingang war düster und dunkel. Weiter hin erblickte sie den Schein eines Lichtes, dem sie folgte, und am Ende das beschriebene Frauenzimmer, welches in einem großen Buche las, antraf. Blaß war ihr Gesicht, langes, blondes Haar hieng zerstreuet über ihren ganzen Körper, und bedeckte an der linken Brust nur halb eine tiefe Wunde, aus der rosenfarbnes Blut quoll, und am Kleide herunterströmte. Kätchen warf sich vor ihr nieder. Verzeih, rief sie stammelnd, dem Todtengerippe, das draussen an der Halle steht, und mich zu dir sendet. Langsam und traurig wandte nun die Lesende ihr Gesicht gegen Kätchen, schüttelte dreymal mit dem Kopfe, und winkte ihr, sich zu entfernen. Kätchen sprang aus dem Gewölbe, und wollte eben so eilig durch die Halle rennen, als ihr das Skelet aufs neue den Weg vertrat.

Das Skelet. Sie hat mir nicht vergeben! Ich weis es! Aber der Baum fällt nicht auf den ersten Hieb. Geh noch einmal! Bitte, flehe! Bitte für dich, für dein Leben! Dennkömmst du unerhört zurück, so packe ich dich bey den Haaren, und schleudre dich an die Wand, daß das Gehirn in die Ecke spritzt, und von deinem Frevel noch vierzig Menschenalter mit Schaudern erzählen.

Mehr todt als lebendig schlich Kätchen aufs neue nach dem Gewölbe, und bat nochmals laut weinend im Namen des Skelets um Verzeihung. Aber der Geist schüttelte wie vorher dreymal mit dem Kopfe.

Kätchen. O so verzeih ihm wenigstens um meinetwillen! Er wird mich ermorden, zerschmettern, wenn ich ihm nicht deine Verzeihung bringe. Du hast gewiß auch gelebt! Weist was Jugend ist, und Jugend unternimmt! Ich lebte so gerne noch länger! O verzeih, vergieb ihm!

(Der Geist seufzte, schüttelte wieder dreymal mit dem Kopfe, und las weiter.)

Kätchen. Grausame, wenn dir mein Leben, mein Tod so gleichgültig ist, so

kanns

kanns dir, die du ein Weib zu seyn scheinst, doch nicht angenehm seyn, daß der Barbar mit mir ein Kind tödtet, das ich, allen Menschen verborgen, unter meinem Herzen trage, und dessen Geburtsstunde ich täglich erwarte. Wenn du je Mutter warst, je ihre Liebe zu einem Kinde kanntest, so verzeih ihm um des armen Würmchen willen, das dich und ihn nie beleidigte, das itzt durch mich für ihn bittet.

Plötzlich fuhr nun die Lesende in die Höhe, schlug freudig das Buch zu, löschte die Lampe aus, und verschwand, indem sie Kätchen noch einen freundlichen Dank zuwinkte. Diese stand in diesem Augenblicke, kaum ihrer Sinne mächtig, auf dem Kirchhofe, sah wie das Skelet ebenfalls zusammenstürzte, und kam noch diese Nacht mit einem jungen Sohne nieder, den man nachher den Geisterbanner nannte, der lange lebte, in allen seinen Unternehmungen glücklich war, und als Minister am Hofe zustarb.

Das Märchen der Alten gefiel mir. Ich hörte ihre Betheurungen, daß dieses alles so wahr, wie das Evangelium mit

schönen Worten an der Wand der Halle noch zu lesen sey, mit Geduld an, und dachte nur noch: Wie und warum ein Bauer oder Mönch diese für empfindsame Seelen gewiß anziehende Geschichte erdichtet hätte.

Am andern Morgen gieng ich in die Kirche des Dorfes, in der ich vorher nie war. Beym Eintritte in die Halle fiel mir das Skelet ein, ich sah maschinenmässig umher, und erblickte im Winkel ein elend gemaltes Skelet, über dessen Haupte folgende Innschrift zu lesen war: Hihr stunte in natura das Todtengeripe ýnes uralden attelichen Rieters. Es wurde drimale bertigt, und am drieten tage druf stunte es wieter uf diesem plozе Anna Katharina Reicherin erlösete es in der St. Johanis des Tufers Nacht durch ihre Fürbiete. Anno Christi 1627. Gott sie siner und oler christglubichen Sehlen genatig und barmherzich. J. N. R. J.

Diese Innschrift erregte meine Neugierde aufs neue, und nach der Kirche bat ich den Pfarrer des Orts um Aufklärung. Er war mir von lange her als ein vernünftiger und ohne Vorurtheil denkender Mann bes-

bekannt, ich konnte also auch eine seinen Grundsätzen gemäße Antwort von ihm erwarten.

Es gehet ihnen wie mir, sagte er lächelnd. Auch mir gefiel das Märchen, als ichs zum erstenmale erzählen hörte, forschte nach, und glaube nun die Wahrheit, oder wenigstens die veranlassende Geschichte entdeckt zu haben. Ich bat ihn, sie mir zu erzählen. Sie können sie selbst lesen, sagte er, und holte aus seiner Bibliothek einige Bogen Papier. Ich mußte, fuhr er fort, unserm seeligen Herrn sein Archiv ordnen, alle Familiendokumente und Papiere durchsuchen, weil sein zweyter Sohn deutscher Herr werden sollte. Unter andern fand ich auch diese Geschichte. Es thut mir leid, daß ich sie nicht wörtlich kopirte, aber ich wollte dazumal selbst Autor werden, und kleidete sie nach meiner Art ein. Als ich älter und gescheider wurde, dachte ich wohl, daß es dem Leser angenehmer seyn würde, sie in den altdeutschen, possierlichen Ausdrücken zu lesen, aber da war schon vor zwölf Jahren das Schloß, und mit diesem auch das Archiv abgebrannt, und nun müs-

sen sie sichs schon gefallen lassen, sie nach meiner Einkleidung zu lesen. Ich war neugierig, und wollte gleich anfangen. Können's ganz behalten, sagte der gutherzige Greis, können's vielleicht eher und besser benutzen als ich. Nur bitte ich die Namen der Familien, weil sie noch existiren, zu verschweigen. Ich las hernach mit Vergnügen, was ich meinen Lesern hier wieder mit Vergnügen erzähle:

Johanna und Ubaldus.

Im Jahre 1362 gebahr Margaretha von — ihrem Gemahl eine Tochter, die ihr Ebenbild und folglich ein Muster der Schönheit, ein Engel in weiblicher Gestalt war. Damals schämten sich die Damen noch nicht, ihre Kinder selbst zu stillen, und Margaretha saß oft in dieser liebenswürdigen Beschäftigung unter der großen Linde, die nahe an der ritterlichen Veste stand. Eine Zigeunerinn gieng einst vorüber. Edle Frau, gieb mir eine Gabe! Du sollst sie reichlich erhalten, wenn du mir das Schicksal meines Kindes enthüllst.

Die

Die Wahrsagerinn guckte lange in des Kindes Hand, und sagte endlich: Vielen tausend Hände habe ich schon gesehen, aber nie sah ich solche Linien! Meine Kunst wird an ihnen zur Stümpferinn. Allem Ansehen nach wird deine Tochter sehr glücklich werden, aber ihre Lebenslinie, die bis über das höchste Menschenalter hinausläuft, ist in der Mitte zerrissen. Soll ich der Länge der Linie trauen, so wird sie länger leben als du und ich, und ich und du. Geht aber der Riß der Linie in Erfüllung, so wird sie früher sterben als du und ich, und ich und du. Kurz, sie wird sterben und doch leben. Sie wird keine Kinder gebähren, aber ein Knabe wird sie in das größte Elend stürzen, und ein anderer Knabe aus der größten Noth erlösen. Mehr weis ich dir nicht zu sagen. Margaretha bezahlte diesen Unsinn reichlich, und erzählte alles ihrem Gemahl. Benno, so hieß der Alte, ließ diese merkwürdige Weissagung von einem gelehrten Mönche aufzeichnen, und verwahrte sie in dem vergüldeten Kästchen, das ihm ein Ritter, der alten Minne, aus dem gelobten Lande mitgebracht hatte.

Johanna wurde nun größer, immer schöner, und theilte schon als ein Mädchen von funfzehn Jahren auf einem Thurniere den Preis aus. Ubald war der Sieger, sah diese aufblühende Rose, und liebte sie heftig. Er war ein schlanker, schöner Ritter, besaß feste Schlösser, viele Reisige, Knechte, und eine große Zahl Leibeigne. Mit allem Prunke damaliger Zeit umgeben, zog er am andern Tage auf des alten Bennos Schloß, und warb um seine Tochter. Sie ist zur Gattinn noch zu jung, sprach der Vater, das weißt und siehst du selbst; aber sollte ich weit und breit einen Gemahl für sie suchen, unter allen Rittern den mir gefälligsten wählen, so würde die Wahl dich treffen. Willst du noch fünf Jahre harren, dann ist meine Tochter mannbar, und denkt sie um diese Zeit wie ich, so werde ich dich mit Freuden als Sohn umarmen. Ubald erwiederte: Deine Tochter ist ein Schatz, auf den ich nicht fünf, sondern zehn Jahre harren will, wenn ich nur am Ende Meister des Schatzes werde. Sie ist schon in dem Alter; in welchem sie sagen und unterscheiden kann: Ob ihr ein Gesicht wie das meinige, gefällt? Laß mich also heu-

heute und morgen mit ihr reden, und frage sie dann: Ob ich hoffen darf?

Der alte Benno nahm diesen Vorschlag mit Freuden an, bewirthete seinen Gast aufs herrlichste, und Ubald sprach viel mit seiner Tochter. Als er wieder fortzog, suchte die schöne Johanna vergebens ihre Thränen zu verbergen, und gestand endlich nach vielem Zureden ihres Vaters, mit jungfräulicher Scham, daß ihr der Ritter nicht gleichgültig, daß er der Mann sey, den sie lieben könne, und wirklich schon liebe.

Ubald feuerte den Tag hoch, an dem er diese frohe Nachricht vom Vater hörte. Er besuchte seine Dame oft, zog an ihrer Seite auf die Jagd, und wurde bald von ihr mit aller Inbrunst, mit dem ersten aufbrausenden Jugendfeuer geliebt. Ihr Ritter erwiederte diese Liebe mit gleicher Stärke. Ihr Wink war sein Gebot, ihr Wille sein Befehl. Er hörte gleich anfangs von ihr, daß sie den tapfern Mann besonders schätze, und er ward bald der tapferste Ritter der ganzen weiten Gegend. Die Ritter des berühmten Löwenbundes nahmen ihn in ihre Gesellschaft auf, bey ihrer ersten Versammlung wurde er zu ihrem Bundshaupt-

mann erwählet. Viele Aebte gaben sich ihm in Schutz und Schirm, und die Reichsstädte furchten ihn sehr.

Schon war das fünfte Jahr seines Harrens halb verflossen, schon machte er auf seiner Veste Anstalt, seine Braut anständig bewillkommen zu können, lud schon entfernte Ritter zum Verlobnißfeste, zum Thurniere ein, als der Ruf in der Gegend erscholl, daß der Graf Eberhard *) seiner einzigen Tochter zu Ehren ein prächtiges Scharfrennen **) halten, und zum ersten Preise einen ganz vergüldeten Harnisch aussetzen würde. Nur in diesem Harnische lasse ich mich von euch zum Altare führen, sagte Johanna im Scherze zu ihrem Ritter, der ihr dies erzählte. Schnell nahm sie ihren Scherz zurück, als sie sah, daß Ubald ihn im Ernste nahm; aber es war zu spät, und der Ehrgeizige zog ungeachtet ihrer Thränen

*) Sein Geschlechtsname steht selbst im Originale nicht.

**) Dies war damals eine besondere Art der Thurniere. Die Ritter fochten mit scharfen Lanzen, und selten wurde so ein Thurnier zu Ernst gehalten, wo nicht mehrere Ritter todt auf dem Platze blieben.

nen am bestimmten Tage zur gräflichen Burg hin. Er fand dort den Kern der Ritterschaft von vielen Ländern; aber Ubald siegte doch entscheidend, er stieß selbst das Oberhaupt der Ritter mit den Hörnern *) vom Pferde. und erhielt aus der Hand der jungen Gräfinn den ersten Dank. Er näherte sich ihr, nahm seinen Helm ab, um den ihrigen zu empfangen. Zerstreut hieng sein gelbes, krauses Haar um sein Gesicht, und flatterte, der Fesseln entledigt, muthig in der Luft. Schweis floß in Strömen über seine rothbraunen Wangen, und sein großes, feuriges Auge schoß Flammen um sich her. Lange zögerte die Grafenstochter, eh sie dies schöne, äußerst reizende Gesicht wieder bedeckte. Sie fragte nach seinem Namen, Stand, und setzte am Ende hinzu, daß sie sich freue, den tapfersten und schönsten Ritter gesehen zu haben. Am Abende fand sie der Vater in Thränen.

G. Eberh. Was fehlt dir, meine Agnes? An einem festlichen, dir so ruhmwürdigen Tage hofte ich, dich nicht in Thrä-

*) Eine Gesellschaft der Ritter, die diesen Namen führte.

Thränen zu finden. Sahst du nicht, wie Fürsten und Grafen, wie alle Ritter nur nach einem deiner Blicke geizten, wie sie Wunder der Tapferkeit thaten, und nur dem Einzigen, dem Löwenritter weichen mußten. Die Schmeicheley, die du ihm sagtest, schmerzte alle mehr, als die Wunden, die er ihnen schlug, mehr, als der Verlust des Preises, mit dem du ihn krönteſt.

Agnes Eben dieser unüberwindliche, dieser reizende, schöne — — O mein Vater! dieser Unnennbare ist die Ursache meiner Thränen!

G. Eberh. Und warum?

Agnes. Er stritt nicht, um von mir bemerkt zu werden, nicht, um mir seine Tapferkeit zu zeigen!

G. Eberh. Worauf gründet sich deine Muthmassung?

Agnes. O ich sah's deutlich beym Thurniere! Noch deutlicher beym Male! Er trägt das Bild, die Farbe einer andern!

G. Eberh. Nach diesem allen zu schlüssen, wäre dir der Ritter wohl nicht gleichgültig?

Agnes. Gleichgültig? Nur nicht gleichgültig? Ich liebe — Nein, das ist noch zu wenig! Ich verehre — — O das drückt's schon gar nicht aus! Ich hange an seinem Blicke, ich weide mich an seinen Zügen, ich letze mich an seinen Worten, ich lebe und webe blos in ihm.

G. Eberh. Tochter!

Agnes. Der Sturm ist zu groß! Mein Herz ist zu gepreßt! Ich muß mein Leiden in die Brust meines Vaters ausgiessen, damit er mir helfe, mich tröste. Ich schäme mich für mir selbst, ich möchte mich in eine dunkle Höhle verstecken, und doch würde ich's auch dieser Höhle, den Bäumen im Walde erzählen. Wäre er noch frey, dieser große, dieser tapfere Ritter, und ich sein! — — O theuerster, bester Vater! Ich sein! Wer würde es wagen, mich und euch anzutasten? Ruhig könntet ihr das längste, größte Alter geniessen, noch als Greis auf Krücken jedem furchtbar herumkriechen! Kein Feind würde sich euerem Lande nahen, alle würden horchen auf euern Befehl, sich schmeichelnd um eure Burg lagern, und sklavisch harren, bis es euch gefällig wäre, ihren Zins anzunehmen. Und raubte

der

der Tod euch mir, so würden sie alle auf die Knie fallen, in mir den Unüberwindlichen huldigen, und meine Kinder als ihre Herrscher verehren! Aber so! — Wen kann ich wählen? Wen soll ich einst ehlichen? Da alle sahen und hörten, daß er nur unüberwindlich ist. Jeder, dem ich mein Hand schenke, wird um das Land beneidet, bekriegt, überwunden, vielleicht von ihm überwunden werden!

G. Eberh. Tochter! Tochter!

Agnes. Wenn er's nun wirklich thut, mich, mein Land überzieht! — — Und muß er's nicht, da alle unsere Ritter wie Knaben von ihm behandelt, ihre Lanzen wie Ruthen zerbrochen worden! Dann die Geliebte seines Herzens auf meinen Fürstenstuhl setzt! Ich vielleicht ihr dienen, die Wärterinn ihrer Kinder seyn muß! O Vater! Ihn, oder den Tod!

G. Eberh. Hast du geendet?

Agnes. Nein, Vater, nein! Nach dem Gefühle meines Herzens muß ich immer, muß ich stets reden, aber nur von ihm! Da geht er! Da steht er! Dort sprengt er auf den sonst so tapfern Reynald zu! Dort wirft er den — — —

G. Eberh. Halt ein, und laß mich reden, dann phantasire noch, so lange es dir gefällt. Ubald ist ein tapferer Ritter, stammt von der Mutter her, aus der Wittenbergischen Linie der Sachsen, ich würde ihm also meiner Tochter Hand nicht weigern. Auch muß ich dir offenherzig gestehen, daß ich schon drau dachte, schon die Vortheile überlegte. Er besitzt viele Schlösser und Vesten, nur der Titel eines Grafen mangelt ihm, den so viele Eigenschaften reichlich ersetzen, und den ihm endlich der Kaiser auf mein Vorwort gewiß gewähren wird. Ich kam wirklich, um dich auszuforschen, und — —

Agnes. Und finden mich elend, unglücklich, denn er liebt eine andere!

G. Eberh. Ist dies so ganz ausgemacht?

Agnes. Ausgemacht! erwiesen! Ich bemerkte deutlich, daß er, als seine Lanze am Panzer des großen Roberts absprang, beym Lenken des Rosses das an seiner Brust hangende Bild küßte, und dann gestärkt durch diesen Kuß, Roberten wie einen Vogel in die Luft schnellte.

G. Eberh. Aber wessen Bild? Kann's nicht das Bild eines Heiligen, das Bild einer geliebten Schwester, das lezte Vermächtniß seiner Mutter gewesen seyn?

Agnes. O wäre es so! Sein Heiliger sollte auch mein Heiliger, seine Schwester auch meine Schwester seyn! Meine Busenfreundinn sollte sie werden, mein Herz wollte ich mit ihr theilen, wenn es nicht schon ganz sein gehörte, und beten auf dem Grabe seiner Mutter, die einen so schönen Sohn gebahr.

G. Eberh. Ich will ihn morgen ausforscher!

Agnes. Und mich verrathen! Damit er meiner spotte, in der Geliebten Armen mich verlache!

G. Eberh. Agnes, spricht nicht Unsinn! Du verspottet! verhöhnt! Ha! ich fühle das stark! Ehe würde ich dir das Schwerdt selbst ins Herz stossen, eh ich ———! Nein, bitten, werben muß er bey mir um dich, flehen bey mir um deine Gunst! Er erhält mit dir ein schönes Land, und dies ist des Bittens und Flehens wohl werth!

Agnes. Wenn er aber nicht flehet, nicht bittet?

G. Eberh. So wird er nie dein Gemahl, nie mein Sohn!

Agnes. Und wenn ich dann hinwelke, verschmachte?

G. Eberh. So wird der Vater Leid um dich tragen, Thränen im Verborgenen mit dir weinen, aber der Fürst ungerührt hinter deiner Leiche gehen, und nicht wanken, wenn man Erde auf den letzten Zweig seines großen Heldenstammes wirft. Darnach richte dich! Morgen will ich mit dem Ritter reden!

Unterdeß der Vater so mit seiner Tochter sprach, und die Letztere in banger Erwartung die Nacht durchwachte, lag Ubald auf dem gastfreyen Lager des Grafen. Er war müde und matt von den Thaten des heutigen Tags, und konnte doch nicht schlafen. Der güldne Harnisch glänzte im Dunkeln vor ihm, er dachte oft an seine Johanna, aber noch öfter an die schöne Agnes, die einer Gottheit gleich, vor seinen Augen schwebte. Ihre Blicke waren in sein Herz gedrungen, das voll Bewunderung — — Was soll ich seine schändliche That länger verheelen? — — voll Liebe für sie war. Er hatte Mitleid mit Johanna, von der er

wußte

wußte, daß sie in ihm lebte, aber er hatte auch Mitleid mit seinem Herzen, das nur für die schöne Agnes schlug. Johanna war itzt in seinen Augen ein gutes, liebes Mädchen, das für seine Ritter und Knechte ein gutes Mahl bereiten würde, wenn sie ermattet vom Streite nach Hause kämen; aber Agnes, eine Heldinn, die mit ihm in den Kampf ziehen, an seiner Seite streiten, und ihn zu größerem Muthe anfeuern würde. Ganz natürlich war's also, daß er diese vorzog, und jene hintansetzte. „ Sie wird mich vergessen, wie ich sie vergaß. Im Kampfe war ich noch ganze Liebe für sie, und ein Blick der großen Agnes entriß mich ihr. Kann und wird's ihr ja eben so gehen! „ So dachte er, und so suchte er seine Untreue zu entschuldigen. Doch untreu wurde er seiner Meinung nach Johannen nicht, denn er war mit ihr noch nicht gesetzmässig verlobt. Er harrte nur, und nach des Vaters Ausdruck stand es ihm und ihr frey, des Harrens müde zu werden. Freylich stellten sich ihm grosse Hindernisse in Weg, wenn er sich Agnesen sein dachte, aber eben diese Hindernisse spornten ihn noch mehr an, und Liebe und Ehrgeiz vereinigten sich

um

um die arme Johanna unglücklich zu machen.

Früh versammelten sich die Ritter zur Messe, Ubald eilte auch dahin, denn er hofte Agnesen zu sehen. Johannens Bild, das er vier Jahre an seinem Halse trug, blieb vergessen an der Wand hängen, und da er mit der güldnen Rüstung auch der Gräfinn Schärpe erhielt, so schmückte er sich damit. Gestern sah er wie Mars, heute wie Adonis aus, denn er trug ein Wams von güldin Stück aller gestickt mit Perlin. Agnese hörte hinter einem verborgenen Gitter Messe, Ubald suchte sie also vergebens, aber sie sah ihn, und ihr Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der Schärpe, die sie an ihm bemerkte.

Nach der Messe reisten viele Ritter fort, Ubalds Pferde waren auch gezäumt, aber ein einziges Wort des Grafen hielt ihn zurück, ihn, den sonst nicht hundert Krieger eine halbe Minute von seiner Johanna abgehalten hätten. Bald nahm der Graf die Gelegenheit wahr, mit Ubalden allein zu sprechen, und bald gestand ihm Letzterer, daß er der glücklichste Sterbliche seyn würde, wenn er sich nur entfernte Hof-

nung auf Agnesen machen könnte. Sie soll dein seyn, sagte der Graf, denn du bist ihrer würdig, du sollst mit ihr mein Land erben, denn deine Tapferkeit verdient's. Komm itzt zu meiner Tochter, laß uns hören, ob sie eben so, wie ich denkt!

So giengen sie, und kamen ans Gemach der jungen Gräfinn, die hoch aufhorchte, als sie Tritte hörte, und sehr erschrack, als ihr Vater allein und ernst ins Zimmer trat.

Agnes. Wie soll ich euch empfangen? Wie kömmt ihr? Als Vater oder als Herr?

G. Eberh. Als Herr, der unbedingten Gehorsam von der ersten seiner Unterthanen fordert.

Agnes. Ich bin also ausgeschlagen! verworfen! Das deutsche Mädchen fühlt diesen Schimpf, und wird ihn rächen!

G. Eberh. Und die Fürstentochter?

Agnes. Wird, muß gehorchen! Doch wünschte sie vom Vater zu erfahren: Ob er's ihm auch wirklich so nahe legte, daß er's begreifen konnte, sie seyes, die er ausschlug, deren Hand er verwarf?

G. Eberh. Er soll dirs sagen, wenn er mit dir reden wird. Aber itzt antwor-

te:

te: Willst du jeden Fürsten, Grafen und Ritter, er heiße wie er heiße, kurz, er sey Ubald oder nicht, von meiner Hand als deinen Gemahl annehmen?

Agnes. Wenn er mich an den Stolzen rächt! Ja!

G. Eberh. Ja? so rasch, so schnell ausgesprochen! Ueberlege dies wichtige Ja gut! Ich will's noch nicht als gesagt annehmen, und frage dich zum zweytenmale?

Agnes. Ich habe nichts zu überlegen, wenn ich unbedingt gehorchen muß, und habe dennoch eine Bedingung hinzugesetzt, die der billige Fürst billigen wird.

G. Eberh. Wohl, ich gehe sie ein! Nur müssen wir hören: Ob der Liebhaber auch Muth genug hat, einen Gang mit dem Löwenritter zu wagen?

Agnes. Schwerlich!

G. Eberh. Steht zu erfahren!

Er gieng, und trat mit Ubalden wieder ins Gemach. Dieser stolze, und tapfere Ritter, vor dessen Lanze jeder erschrack, dessen Schwerdte jeder wich, stand nun schamroth und betroffen da. Er stotterte, sprach einige Worte, und stotterte wieder. Agnes schwieg ganz, denn Freude und Entzücken

hemm-

hemmten ihre Sprache. Der Vater half endlich, und brachte die Werbung in Gang. Ubald gab Agnesen den ersten Kuß der Liebe, und die später abreisenden Ritter nahmen schon die Neuigkeit von beyder Hochzeit, und die Einladung zu einem noch herrlicheren Thurniere mit sich. Er blieb noch einige Tage, und zog dann auch nach Hause, um bald auf immer wieder zu kommen.

Seine verlassene, ganz vergessene Johanna harrte unterdessen sehnlich auf seine Ankunft. Den Tag seines Turniers feyerte sie mit Fasten und Beten für ihres Ubalds Wohl, und rechnete emsig nach, wann er wieder eintreffen könne. Zwey Tage wartete sie auf der Heerstrasse vergebens und gieng doch am dritten vor Aufgang der Sonne schon wieder dahin. Oft sah sie vom weiten Staub, eilte mit offenen Armen vorwärts, und fand sich immer betrogen. Fremde, ihr unbekannte Ritter zogen vorüber. Schon stand die Sonne am höchsten, schon kam ein Bothe von der Mutter, daß man mit dem Mahle auf sie warte, als sich neuer Staub erhob, und ein neuer Trupp anzog.

Ehrenvester Ritter, sagte Johanna zu dem Vornehmsten, verzeiht meiner Neugierde! Wo kömmt ihr her?

Ritter. Edle Dame, ich komme vom Thurniere, das der Graf Eberhard seiner Tochter zu Ehren gab.

Johanna. Wer kämpfte am besten? Wer erwarb den ersten Dank?

Ritter. Der tapfere Ubald, Schirmer der Vesten, die ringsumher liegen.

Johanna. (Ihr Herz schlug hoch, ihr Gesicht glühte) Ubald der Sieger? Zog er vor euch aus? Oder hielten ihn Feste, dem Sieger zu Ehren, noch zurück?

Ritter. Kein's von beyden, er— — — —

Johanna. Oder ist er verwundet? krank? Wohl gar —

Ritter. Nein, edle Dame! Er machte nur mit einem Steine zwey Würfe, gewann den Preis und nahm noch obendrein des Grafen Tochter zum Lohne. Doch verzeiht! Meine Dame harrt meiner! Bring ich ihr auch nicht den ersten Preis, so habe ich doch den zweyten! Gott und Maria mit euch! (sprengt fort)

Johanna. (ihm nachschreyend) Was saget ihr? Erklärt mirs deutlicher! (dem letz-

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

ten seiner Knechte in Zügel fallend) O guter, lieber Mann! Was sagte dein Herr? Ubald des Grafen Tochter zum Lohne?

Knecht. Ja, edle Dame! Mein Herr log nie! Ich selbst sahs, wie Ubald beym gestrigen Abschiedsmahle mit Agnesen liebäugelte, und hörte den Grafen selbst sagen: Es wird ein schönes Paar werden! Wenn ihr etwan auf ihn harret, wenn er euch den Preis des Thurniers versprach, so wartet ihr vergebens.

Johanna ließ erstaunt den Zügel fahren und wankte ohne Gefühl nach Hause. Vater und Mutter wollten sie trösten, aber sie nahm keinen Trost an, sie weinte, jammerte und welkte hin, wie eine Blume, die kein Thau tränkt, kein Regen erquickt. Oft gieng sie noch ans Fenster, sah vergebens hinaus, und horchte, wenn sie der Rosse Trapp hörte. Aber ihr Treuloser dachte nicht mehr an sie, und war zu höflich, um ihr mit seiner Gegenwart beschwerlich zu fallen. Ihr Vater sah, fühlte ihr Leiden, und zog hin auf Ubalds Burg, um von ihm selbst zu hören: Ob seine Tochter eine so ehrlose Dirne wäre, die man wegwerfen könne, wie man wolle? Aber

die

die Wächter ließen ihn nicht ein, und spotteten von der Warte des alten Graukopfs. Wuth und Rache schäumend ritt der alte Benno nach Hause, und als jedermann erzählte, daß der glückliche Ubald nun hinziehen würde, um seine Hochzeit zu feyern, so wartete er, nur von zween seiner Knechte begleitet, an einem Scheidwege des Kommenden. Ubald zog bald darauf mit einem Trosse von zweyhundert Pferden bey ihm vorbey.

Benno. Wenn du ein Ritter, ein ehrenvester Mann bist, wenn nicht jeder Schildknappe deiner spotten, dich ins Gesicht eine Memme schelten soll, so stehe, und gieb Rede und Antwort!

Ubald. (stand)

Benno. Johanna ist meine Tochter! Ich fordere in ihrem Namen Rechenschaft von dir!

Ubald. Ich streite nicht mit Greisen!

Benno. Memme! Unedler! Knecht! Sklave stehe und rechte!

Ubald. So seys! Wie willst du streiten?

Benno. Wie ein Mann! Auf Tod, Ohne Helm, ohne Schild!

Sie stiegen vom Roße, schnallten ihre Harnische ab, und in wenigen Augenblicken fiel der beleidigte, muthigte Greis durch seines Beleidigers Schwerdt. Ubald jammerte sehr. Ich wollte, sagte, er daß mich Johanna vergessen, aber nicht, daß sie mir fluchen sollte! Und doch ließ er den Leichnam in den Händen der beyden Knechte, und zog mit des Greises Blut bespritzt zur Hochzeit.

Johanna hatte, eben so wie ihr Bater, die Botschaft von der Hochzeit ihres Ungetreuen vernommen, und wollte, eben so wie er, am Wege seiner warten. Nicht um mit ihm zu kämpfen, sondern ihm alle seine Schwüre und Geschenke zurück zu geben, ihn zu bitten, ihr ein Leben zu nehmen, das sonst Wonne, itzt Quaal für sie sey, oder wäre er so ungroßmüthig, ihre Bitte nicht zu erfüllen, ihn wenigstens noch einmal zu sehen, und dann auf immer in einem Kloster ihr Leben zu vertrauern.

Das wachsame Auge der Mutter verhinderte sie, um die bestimmte Zeit abzureisen, sie warf sich erst um Mitternacht aufs Pferd, und wie die Sonne sie beleuch-

tete, so begegnete sie den Leichnam ihres Vaters, den seine Knechte auf sein Roß gelegt hatten und traurend nebenher ritten. Als sie ihn erkannte, stürzte sie vom Roße, und die beyden Treuen hatten nun zwey Todte zu führen. Nahe beym Schloße erholte sich Johanna, um ihre arme Mutter im gleichen Zustande zu sehen. Bennos Körper wurde endlich beerdigt. Die Thränen aller seiner Unterthanen, die stumme Verzweiflung seines Weibes und Kindes, geben ihm das laute Zeugniß, daß er ein sanfter Herr, ein guter Gatte und Vater war.

Nach neun Tagen erfuhr die trostlose Johanna von einem Schildknappen den Namen des Vatermörders, welchen man ihr bisher sorgfältig verschwiegen hatte, und noch an diesem Tage nahm sie ein Pferd, und entfloh ihrer Mutter aufs neue. Viele Ritter, die zu Ubalds Hochzeit zogen, begegneten ihr auf der Strasse nach des Grafen Burg, verwunderten sich, eine edle traurende Dame so allein ziehen zu sehen, ehrten ihr Leid, das sie nicht kannten, und nahmen sie unter ihrem Schirme mit auf die Burg. Viele Vornehme, denn man

dachte

dachte dazumal noch sehr gastfrey, trugen ihre eine Wohnung an; aber sie schlug dies Anerbieten aus, und zog in die Hütte einer armen Frau, deren Dienste sie reichlich belohnte.

Ubalds Hochzeitfest erschien. Er und Agnese schwammen in Wonne, im Gefühle der nahen Glückseligkeit. Sie zogen in größter Pracht und Herrlichkeit nach der Kirche. Dreyhundert Ritter, fünf und sechzig edle Damen, und siebenhundert Knechte begleiteten sie zu Pferde. Der Zug gieng bey Johannens armseliger Wohnung vorbey, und sie folgte allein im Trauerkleide dem fröhlichen Zuge.

Schon traten die Verlobten zum Altare, schon begann der Priester die Trauung, als Johanna das schärfste Schwerdt ihres Vaters unter ihrem Kleide hervorzog, und durch die Versammlung auf Ubalden drang. Mörder meines Vaters, wortbrüchige Memme, stirb! In diesem Augenblicke stieß sie mit dem Schwerdte nach ihm, aber Ubald wandte sich, und der Stoß fuhr, ihn nicht beschädigend, unter dem Arme durch. Hingerissen von Erstaunen, erschrocken für der nahen Gefahr taumelte er ei-

einige Schritte rückwärts, und Johanna glaubte ihn wirklich getroffen zu haben. Gott verzeihe dir, ich kanns nicht! schrie sie noch, kehrte die Spitze des Schwerdtes schnell gegen sich, und rannte damit gegen den Altar. Das Schwerdt fuhr ihr durchs Herz, sie sank todt nieder.

Gemurmel und Lerm folgte nun auf die Todtenstille, die bisher herrschte. Die Kirche war durch Mord entheiligt. Der Priester floh und alles Volk eilte ihm nach. Der Graf riß seine Tochter von Ubalds Seite, und dieser stand einsam, allein, ohne vielleicht zu sehen, zu fühlen, was vorgieng. Er war durch eine todte, edle Dame unauslöschlich mit Schande gebrandmarkt, und konnte sie nach den Gesetzen der Ritterschaft nicht mehr abwaschen. Zwey Stunden darnach sah man ihn aus der Kirche wanken, einige seiner Getreuen umgaben ihn. Nach der Zeit sah man ihn nicht mehr. Johannens Leichnam wurde der Mutter geschickt, und Agnese, für die der beschimpfte Ubald auf immer verlohren war, nahm den Schleyer an, und starb, nach dem Zeugnisse des Geschichtschreibers, als Aebtissinn im Geruche der Heiligkeit.

Die

Die arme, äußerst gekränkte Margaretha sandte in alle Gegenden Bothen nach ihrer verlornen Tochter aus, und alle kamen ohne tröstende Nachricht zurück, denn sie suchten Johanna nicht unter den Rittern, mit denen sie zog. Am Sterbetage ihrer Tochter wandte sie sich müde auf ihrem Lager, und schlief ermattet von vielen Thränen um Mitternacht ein. Ihre Tochter erschien ihr im Traume. Blut quoll aus ihrer linken Brust.

Mutter, sagte sie langsam und traurig, ich bin todt, habe mich selbst entleibt. Bald wird man euch meinen Körper bringen, bestattet ihn im Todtengewölbe meines Vaters. Betet für mich, denn ich bin höchst unglücklich! Der Gerechte sprach ein strenges Urtheil über mich aus. Ich lebe noch, und bin doch todt! Im Todtengewölbe, dessen Riegel ihr nach meiner Beerdigung nicht mehr eröffnen sollt, nicht mehr eröffnen könnt, werde ich Tag und Nacht traurig sitzen! Tag und Nacht den Psalmisten lesen! Tag und Nacht auf Erlösung harren, und nie erlöset werden. Nie, schrie Margaretha im Traume, das wäre schrecklich! So gut als nie, antwortete der Geist. Ubald

wird nach einigen Jahren Reue auch fallen. Sein Skelet wird nach des Verhängnisses Schluß vor die Thüre meines Grabes zu stehen kommen. Ich so lange schmachten und lesen, er so lange stehen und harren, bis ein noch nicht gebohrnes Kind für ihn bey mir bittet. Wird, kann dies je geschehen? Und doch glimmt noch Hofnung in meiner Brust! O betet für mich!

Sie verschwand, Margaretha erwachte und sah am dritten Tage mit größten Jammer ihren Traum erfüllt. Man brachte ihr den Leichnam ihres Kindes, den sie in dem Todtengewölbe beerdigten, die Thüre auf ewig schließen, und alle Tage in der Kirche Messe lesen ließ. Der Geschichtschreiber F. Augustinus Bornerius oder Bernorius, ein barfüsser Mönch, versichert hier, daß er diese Stiftungsmesse selbst funfzehn Jahre gelesen, und deutlich bemerkt hätte, daß sich beym Anfange der Messe jedesmal die Gewölbthüre aufgethan, und mit dem Ite, missa est! wieder von sich selbst geschlossen hätte. Er und viele andere Priester sahen dies Wunder, aber die Layen sahen es nicht.

Nach zehn Jahren kamen einige fremde Reissige auf der Burg an, und fragten nach Margarethen. Edle Dame, sagten sie, ihr könnt uns wohl am besten sagen: wo eurer Tochter Grab ist? Wir haben Aufträge dahin von unserm todten Herrn! Sie erzählten dann, daß sie Ubalds Reissige wären, der nach Johannens That, ins gelobte Land zog, dort in einer Schlacht gegen die Ungläubigen fiel, und im Todeskampfe verlangt hatte, daß sie seine Gebeine nach Deutschland führen, und an seiner Johanna Seite beerdigen sollten. Ein griechischer Arzt hatte ihn auf ihr Verlangen skelettirt. Da sie nun hörten, daß das Gewölbe nicht eröfnet werden könne, so sezten sie das Skelet, das sie in einem Sacke bey sich führten, zusammen, und stellten es neben die Thüre. Wenn nun, sagt der Geschichtschreiber, das Gewölbe bey der Messe sich öfnete, so wandte sich auch das Skelet, und sah traurig hinein.

Jeder meiner Leser kann und mag diese Geschichte ebenfalls für ein Märchen halten. Ich trenne Wahrsagung und Traum davon ab, und sehe dann nicht ein; Warum ich und sie solche nicht als geschehen

annehmen könnten? Sie ist freylich im Legendentone von einem Mönche verfaßt, aber seine Zusätze scheinen sichtbar durch, und wenn man bedenkt, daß die Geschichte in einem Familienarchive aufbewahret wurde, so findet man noch mehr Grund, das Wahrscheinliche desselben nicht zu bezweifeln.

Das Märchen der alten Mutter erklärt sich durch die Geschichte ganz. Eine gute mitleidige Seele wollte die armen Verliebten nicht länger leiden lassen, und hieb wie Alexander den Knoten entzwey, da sie ihn nicht ganz aufzulösen vermochte.

Karl und Marie.

Graf M—, Minister des f—schen Hofes, war ein großmüthiger, rechtschaffner und sehr gerechter Mann. Seine Feinde — Denn wer hat mehr Feinde als der Gerechte? suchten ihn von lange her schon zu stürzen. M— kannte sie, aber sich keines Fehlers bewußt, sah er ruhig ihrer Arbeit zu, und wenn der Monarch die

Ver-

Verläumder strafen wollte, so bat er oft für sie, und rettete diejenigen vom Verderben, die doch das seinige beschlossen hatten. Diese Großmuth hätte sie beschämen, bessern sollen, aber sie wirkte das Gegentheil, und Graf M— sah die Zahl seiner Feinde täglich wachsen. Endlich trat Graf L—, der Liebling des Regenten auf ihre Seite, unter seinem Schutze gedieh die Unternehmung besser, und der großmüthige M— wurde gestürzt. Ohne sich rechtfertigen zu dürfen, wurde er schnell aller seiner Stellen entsetzt, und auf ewig vom Hofe verbannt. Er zog mit seiner einzigen Tochter, einer blühenden Schönheit, auf ein entlegenes Landgut, lebte da wie ein Mysantrop, und ward auch endlich — die natürliche Folge von der Welt — der ärgste Mysantrop unter der Sonne. Wer ihn vorher gekannt hatte, der staunte, wenn er den rauhen, finstern, oft grausamen Alten sah. Selten verließ er sein Zimmer, sprach mit keinem, als mit seiner Tochter, die sich ihm auch nur in gewissen Stunden nähern durfte. Die Schönheiten der Natur waren Tod für ihn, er haßte sie wie die Menschen, die er alle für Böswichter, für

Un-

Ungeheuer hielt. Sein Menschenhaß gieng bald so weit, daß er bey dem Unglücksfalle seiner Mitbrüder lachte, sich an dem Elende der Menschen labte, und einst den Tag hochfeyerte, an dem er in den Zeitungen las, daß der ausgetretene Rhein ganze Städte, Dörfer, und eine große Zahl von Menschen weggeschwemmt hätte.

Die schöne Marie war von ihrer empfindsamen Mutter noch empfindsamer erzogen worden, und war das weichste, aber auch eines der edelsten Geschöpfe der Natur. Sie weinte im Stillen, wenn ihr Vater lachte. Sie tröstete oft den Armen mit Hülfe, den er stets ungesättigt von seiner Thüre wegjagte.

Abends um sieben Uhr sperrte ihr Vater allemal die Thüre seines Zimmers zu. Niemand durfte sich derselben mehr nahen, und wer im Hause Freuden zu geniessen hatte, der konnte sie ruhig bis an den Morgen geniessen, wo der Mysantrop wieder im Hause herumschlich, und jedes fröhliche Gesicht daraus verbannte. Einst schloß er um diese Zeit auch seine Thüre, und jeder seiner Domestiken eilte sich zu ergötzen. Die Zeitungen, die einzige Lektur des Al-

ten

ten, waren spät angekommen, er las sie also im Bette. Bald fand er: daß Ludwig eine unglückliche Schlacht geliefert, und zwey seiner ersten Generale nebst neuntausend seiner besten Soldaten auf dem Platze verlohren hätte. Diese Nachricht war für sein Herz erquickend, jede Art der Freude wünscht sich mitzutheilen, so auch die seinige. Er konnte den Morgen nicht erwarten, und eilte, seiner Tochter diese Neuigkeit zu erzählen. Lächelnd rieß er die Thüre ihres Zimmers auf, und sah seine Tochter in des jungen Grafen L—s Armen, der ein Sohn seines ärgsten Feindes war. L— sprang zurück, und Marie sank zitternd zu den Füssen ihres Vaters hin.

Graf M—. (seinem Auge nicht trauend) Wer sind sie?

J. Graf L—. Ihres ärgsten und größten Feindes Sohn, der aber nicht gleich denkt mit dem verblendeten Vater, schon längst den gefallenen Gerechten bedauerte, und dies oft im Stillen mit der Geliebten seines Herzens beweinte.

Graf M—. Von ihnen mag und will ich nicht bedauert werden. Aber weiter: Sie lieben meine Tochter?

J. Graf L—. Ich bete sie an, und bin ohne Ihre Liebe höchst unglücklich! höchst elend!

Graf M—. (lächelte, zu Marien) Und du?

Marie. Mein Vater!

Graf M. (ernst) Und du?

Marie. Ich liebe ihn, liebte ihn schon, eh ich wußte, daß sein Vater meines Vaters Feind sey. Wir wurden getrennt, aber wir fanden uns bald wieder' und sehen uns heute nach einer halbjährigen Abwesenheit.

Graf M—. (gieng im Zimmer auf und nieder, sprach lange kein Wort, und sah grimmig um sich her. — Endlich zum jungen Grafen) Liebt sie ihr Vater?

J. Graf L—. Ja, er liebt mich!

Graf M—. Rasend? Stark?

J. Graf L—. Ja! Denn ich bin sein einziger Sohn!

Graf M—. (zeigte auf seine Tochter) Dies ist auch meine einzige Tochter! (und nun gieng er lange wieder im Zimmer herum, schien etwas zu überlegen, und bekümmerte sich nicht um die tödtliche Angst der Armen, die mit jedem Augenblicke ihr Todesurtheil zu hören glaubten. Endlich setzte er sich. Zum jungen G. L.)

Würde es ihr Vater ertragen können, wenn sie itzt seinen Augen entflöhen, er nie etwas von ihnen hörte, und alle seine Aussichten und Hofnungen auf einmal vernichtet sähe?

J. Graf L—. Er würde — ob ich schon mein Todesurtheil ausspreche — verwelken, hinschmachten, sterben!

Graf M—. Würde er das? Können Sie's beschwören?

J. Graf L—. Ich muß! Denn es ist die reine Wahrheit!

Graf M—. Gut! Sie sollen meine Tochter haben!

J. Graf L—. Haben? Ich? Marien haben?

Marie. Ich? Meines Karls? Bey — mit ihm?

Graf M—. Ja! Aber mit einer einzigen festen Bedingung!

J. Graf L—. Sprechen Sie solche aus, damit ich sie erfüllen kann. Was soll ich? Soll ich gen Himmel hinanglimmen? Die Macht der Liebe wird mich auf Wolken führen. Soll ich zum Mittelpunkte der Erde hinabsteigen? Die Hand der Liebe wird ihre Felsen sprengen, und

ich

ich werde wie auf gebahntem Wege hinabgleiten.

Graf M—. Nicht so viel! Weis ihr Vater, wo sie sind?

J. Graf L—. Nein! Er glaubt mich beym Regimente!

Graf M—. Und ihr Obrister?

J. Graf L—. Glaubt mich bey meinem Vater.

Graf M—. Haben sie einen Bedienten mit sich?

J. Graf L—. Nein! Ich bin fünf und dreyßig Meilen mit eignem Pferde allein geritten.

Graf M—. Gut! Sie gehen sogleich mit mir auf mein Zimmer, bleiben bis morgen da. Mit dem frühesten laß ich meinen Wagen anspannen, und führe sie und meine Tochter nach dem Seehaven. Setze euch beyde auf ein spanisches Schiff, das nach Amerika segelt. Ich sehe noch, wie der Priester euch verbindet, wie der Wind euch fortführt — —

Marie. Und gehen nicht mit uns?

Graf M—. Nein, ich bleibe bis meine Hoffnungen erfüllt sind, dann komme ich nach! (zum jungen Grafen) Wollen sie dies thun?

J. Graf L—. Ob ich will? Marie in einigen Tagen mein! Ich kann nichts als dies denken! Ich gehe alles mit Freuden ein! Aber, bester, großmüthigster Mann, darf ich mich unterstehen, sie von einem Irrthume zu befreyen, der mich verhindert, ganz glücklich zu seyn?

Graf M—. Reden sie!

J. Graf L—. Sie betrügen sich in dem Karakter meines Vaters. Sein Herz ist — daß ich mich so ausdrücken mag — verdorben, aber nicht verhärtet. Es ist weich gegen die Bitten seines einzigen Sohnes. Ich will mich, wenn sie es billigen, zu seinen Füssen werfen, ihm die Heftigkeit meiner Liebe schildern, und ich stehe dafür, daß er mein Flehen hört, und ihnen zur Versöhnung unsre Verbindung selbst vorschlägt.

Graf M—. Gewiß?

J. Graf L—. Gewiß! Ich und Marie verzweifelten, je ihre Einwilligung zu erhalten, und darum wagte ich diesen Schritt nicht; aber nun kann ich ihn kühn wagen,

und

und unsre Liebe soll die glückliche Aussöhnung unsrer Familie bewirken, die Neid und Habsucht entzweyte, von denen mein Vater schon die Folgen empfindet.

Graf M—. Wenn sie aber erst, von Amerika aus, diesen Gedanken ausführten, und ihn schriftlich um Verzeihung bäten?

J. Graf L—. So würde er mich zurückrufen, mir mit offenen Armen entgegen eilen, und ihre Tochter als seine Tochter segnen!

Graf M—. Da hätte ich bald den albernsten Streich begangen! Sie erhalten meine Tochter nicht!

J. Graf L— und Marie (zu seinen Füssen) Vater! Bester, theuerster Vater!

Graf M—. Bey Gott dem Allmächtigen seys geschworen! Sie erhalten sie nicht! Eh will ich ewig dem Anschauen des Ewigen entsagen, eh ich dies zugebe. Fort mit dir! (er riß Marien nach der Thüre)

J. Graf L—. Ich gehe ja jede Bedingungen ein! O ich lasse sie nicht! Ohne sie ist der Tod mein Loos!

Graf M—. Das wünsche, das hoffe ich! Schüssen sie sich eine Pistole vorn Kopf! Die Nachricht wird mich freuen! Der zärtliche Vater wird hoffentlich bald

nachfolgen; und so wird die Brut durch sich selbst aufgerieben! Vertilgt! Ein sicherer und besserer Plan als der vorige! (Er zog Marien zur Thüre hinaus. Sie reichte ihrem Karl die Hand, und stammelte noch ein Lebe wohl! Der erzürnte Vater sahs, und schleppte sie beym Haar nach seinem Zimmer)

Im Schlosse des Alten wollte und konnte Karl nicht länger bleiben, aber er wollte und konnte sich auch nicht von seiner Marie trennen, und brachte die Nacht im Walde zu. Früh, als der Tag graute, rollte auf der Heerstrasse eine Kutsche vorbey. Er erkannte die Livree des alten Grafen, und folgte ihr stets von weitem nach. Die Kutsche fuhr zu seinem größten Vergnügen nach der Stadt, in welcher er in Garnison lag. Er hielt sich nun näher, und sah den Wagen am Kloster der frommen Büsserinnen halten. Der alte führte seine Tochter halb ohnmächtig hinein, fuhr nach einer Stunde wieder allein fort, und Karls Herz schlug hoffnungsvoll, weil er doch nun das Haus kannte, in welchem seine Marie wohnte.

Sie daraus zu entführen, war von diesem Augenblicke an sein fester Vorsatz,

den

den er auf jede Art auszuführen beschloß. Anfangs versuchte er Eintritt ins Kloster zu erlangen, aber alle Mühe und jede Bestechung war vergebens. Er verschwendete eine Hand voll Gold, und konnte nicht einmal erfahren: ob Marie wirklich noch im Kloster sey?

Das Kloster lag nahe am Stadtthore, nahe am Walle, auf welchem sogar einige vergitterte Fenster und eine verschlossene Thüre hinausgiengen. Karl hatte oft am Thore die Wache, tauschte auch oft mit seinen Kameraden, wenn ihn die Reihe nicht traf, und war so bey Tag und Nacht der genaue Beobachter des Klosters. Nie eröffnete sich die Pforte, wo er nicht sah, wer aus und eingieng, und doch konnte er nichts ergründen, nichts erfahren. War's nicht möglich, auf diese Art seine Marie zu bewachen, so gieng er wenigstens stets auf dem Walle spazieren, und betete oft stundenlang in der Kirche.

Nach sechs Wochen feyerten die Nonnen eines ihrer Ordensfeste. Die Kirche war voll von Andächtigen, und Karl mitten unter ihnen. Ein Bedienter, der die Livree des Grafen M—s trug, machte ihn

sehr

sehr aufmerksam, er suchte lange umher, und erblickte endlich den Vater seiner Marie in einem abgesonderten Betstuhle. Das Hochamt begann! Ein neuer schrecklicher Auftritt versetzte den armen Karl in die elendste Lage. Die Klosterfrauen traten paarweise in die Kirche. Seine Marie folgte von den Aeltesten umgeben, und trug einen Kranz auf ihrem Haupte. Karl drängte sich dicht ans Gitter, das die Nonnen von den Layen sondert, und sah, wie man das unschuldige Lamm zum Altare schleppte, hörte, wie die Einzige seines Herzens den Eid der ewigen Keuschheit ablegte. Er war ausser sich, biß seine Zähne an den eisernen Stangen des Gitters stumpf, und schüttelte es fürchterlicher als der Löwe, der im Käfige gefangen liegt. Ohne Hoffnung verließ er endlich die Kirche, wankte nach Hause, litt Quallen der Hölle, aber verzweifelte nicht.

Die leidende gute Marie, die wir in den Händen des erzürnten Vaters verliessen, hatte noch mehr gelitten, noch mehr ertragen. Im Anfange mißhandelte sie der Misantrop, nachher ließ er ihr die Wahl: Entweder sogleich eine Nonne zu werden,

oder zu sehen, wie er vor ihren Augen den Abgott ihres Herzens würde. Dann, setzte der wüthende Alte hinzu, geh' ich selbst vor Gericht, gebe mich als einen Mörder an, und du kannst das Vergnügen haben, deinen alten Vater auf dem Blutgerüste paradiren zu sehen. Von der Entschlossenheit ihres Vaters überzeugt, wählte Marie das erstere. Ihr noch immer mit dem Tode ihres Einzigen drohend, führte sie der Vater nach dem Kloster, und brachte es durch ausserordentliche Geschenke bey der Priorinn, durch anhaltendes Drohen bey Marien so weit, daß diese schon nach sechs Wochen das Gelübde ablegte, und jene, es abzulegen erlaubte. Obgleich sonst jede Nonne ein Probejahr aushalten, und als Novizinn die Stärke ihres Berufs prüfen muß.

Froh und vergnügt fuhr der Vater nach dem abgelegten Gelübde nach Hause, nahm ungerührt von seinem einzigen Kinde Abschied, das er nach der strengen Regel des Ordens nie mehr sehen konnte. Man denke sich nun die Lage der unglücklichen Marie, die nun getrennt vom Vater und Liebhaber in der einsamen Zelle saß, und

ver=

vergebens nach beyden seufzte. Mit dem Gedanken an ihren Karl warf sie sich aufs harte Lager, sah ihn träumend und wachend, und sollte ihn doch ewig nicht mehr sehen. Der erste Stral der aufgehenden Sonne spiegelte sich in ihren Thränen, und der letzte Stral der untergehenden sah die Leidende noch weinen. Im Gebete verwechselte sie oft den Namen eines Heiligen mit dem Namen ihres Karls, und sang nur dann im Chore aus vollem Herzen mit, wenn die Nonnen den Psalm: De profundis clamavi ad te anstimmten.

Karl, der eben so wie sie, nirgends Hülfe, nirgends Rettung sah, beschloß zu quittiren, und auch in einem Kloster sein Leben zu vertrauern. Mit diesem Gedanken beschäftigt, gieng er nach dem Walle, nahe an den Mauern des Klosters, spazieren. Nur die Stimme seiner Marie konnte ihn aus dem Labyrinthe seiner Gedanken herausreissen. Karl, rufte sie leise, Karl! Ich sehe dich wieder! Karl blickte in die Höhe, und sah seiner Marie Gesicht durchs Gitter blinken. O Marie! — — Mehr konnte er nicht sagen, denn ihr blasses, hagres Gesicht schreckte ihn.

Komm

Komm wieder, wenns dunkel ist, lispelte Marie hinunter, und verschwand gleich einer Geistererscheinung aus des Erstarrten Auge. Nachdem er sich erholt hatte, gieng er, die Stunden zu verkürzen, spazieren. Er schwebte über die Fluren hinweg, fühlte sich innig froh, und bat Gott in der Fülle seines Herzens, der Sonne zu gebieten, daß sie eile. Noch segnete er dankend ihren letzten Stral, und eilte dann zum Fenster seines Mädchens. Eine halbe Stunde harrte er zweifelnd, als endlich eine weiße Hand durchs Gitter fuhr, und ein mit Papier umwundner Stein zu seinen Füssen fiel. Er winkte der Geberinn Dank zu, und eilte mit seinem Schatze nach Hause. Schnell wickelte er das Papier vom Steine ab, sah es leer, und glaubte schon, daß eine andere seiner spotte. Endlich betrachtete er es genauer, und fand Folgendes mit Bleystift darauf geschrieben: „ Mein Karl! Ich habe dich gese-
„ hen, und Gott mit heissen Thränen für
„ dies Glück gedankt! Ich habe beobach-
„ tet, daß du noch um deine Marie trau-
„ erst, die Mauern, die sie einschliessen,

„ umschleichst, und bin nun das glücklich-
„ ste Mädchen! Ich liebe dich noch eben
„ so heftig, so innig als ehe! Ich liebe dich
„ als Nonne noch stärker, und werde dich
„ ewig lieben! Ich habe zwar geschworen,
„ an keinen Mann zu denken, aber der
„ Ewige las in meinem Herzen, und ver-
„ stopfte seine Ohren vor dem erzwunge-
„ nen Eide. Er wußte, daß ich nur dein
„ Leben zu retten suchte, und vergab mir
„ alles. Ich bin noch dein! Ganz dein!
„ Ewig dein! Rette mich, wenn du kannst!
„ O Karl erlöse mich! Wir wollen mitein-
„ ander Welten durchirren, in dem ver-
„ borgensten Winkel vergnügt und glück-
„ lich leben! Sollte ich auch an deiner
„ Seite das erbärmlichste, elendeste Bet-
„ telbrod essen, so will ich doch bey jedem
„ schimlichen Bissen mein Schicksal segnen.
„ Rette! Rette mich! Dies ist mein einzi-
„ ger Gedanke! O rette deine treue Marie!“

Nachschrift: „ Bald hätte ich in der
„ Freude meines Herzens das nöthigste
„ vergessen. Morgen wird um diese Zeit
„ ein Faden am Fenster hängen, an die-
„ sen befestige deine Antwort. Binde mir

auch

„ auch Papier und Bleystift dran, denn
„ unser strenger Orden verbietet uns, dies
„ in unsrer Zelle zu haben. Zum Glück
„ hatte ich noch ein Stückchen! Lebe wohl,
„ Theurer, und rette deine Nonne, denn
„ nur dich zu lieben, nur dir treu zu seyn,
„ habe ich geschworen. "

Karl las das Billet hundertmal, und legte es nur weg, um es wieder nehmen, wieder lesen zu können. Die ganze Nacht machte und verwarf er Plane! Durch vier Wochen schrieben sich die Verliebten, und konnten keinen sichern Plan zu Stande bringen. Endlich besiegten sie alle Schwierigkeiten, und Karl schrieb seiner Nonne folgendes Billet:

„ Meine Marie! Wenn du dich, wie
„ du mir gestern schriebst, des Schlüssels
„ von der hintern Thüre bemächtiget hast,
„ und ungehindert bis dahin gelangen
„ kannst, so ist unsre Flucht nicht allein
„ möglich, sondern auch ganz leicht und
„ sicher. Höre also, trautes Mädchen,
„ wie ich dich retten, und in meine Arme
„ führen will: Morgen ziehe ich am Thore
„ auf die Wache. Abends sperre ich das

Thor

„ Thor blind, und schicke, wie gewöhn=
„ lich, die Schlüssel zum Kommandanten.
„ Drey der getreuesten Männer aus mei=
„ ner Kompagnie haben sich entschlossen,
„ mit uns zu gehen. Diese stelle ich um
„ 11 Uhr auf den Wall, vors Gewehr
„ und ans Thor. Du gehst, wenn die
„ Glocke auf dem Klosterthurme ein Vier=
„ tel auf zwölf Uhr schlägt, aus deiner
„ Zelle, sperrst still das hintere Thor auf,
„ und gehest kühn auf die Wache zu, die
„ auf dem Walle steht. Sie wird dich
„ dreymal anrufen, und du antwortest nicht.
„ Dies ist die Losung. Die Wache geht
„ dann den Wall herunter, du ihr nach;
„ ich stehe an der vordern Seite des Wacht=
„ hauses, und warte da, um zu verhin=
„ dern, daß nicht andere Soldaten heraus=
„ treten, und dich sehen. Bist du mir na=
„ he, so nehme ich dich in meine Arme,
„ und nur der Tod soll mich dir entreissen.
„ Die Wache vorm Gewehre und am Tho=
„ re schließt sich still an uns. Wir eröff=
„ nen das Thor, vor welchem uns mein
„ bester Freund mit einem Wagen, mei=
„ nen Sachen und Kleidern für dich er=

war=

„ wartet. In einer Viertelstunde sind wir „ über der Gränze. O Marie, denke dir „ die Wonne, das Glück! Du neben mir „ im Wagen! du in meinen Armen! Gott „ wird unser Unternehmen segnen! Hast du „ mir noch etwas zu schreiben, so antwor„ te gleich. Ich werde noch eine Stunde „ auf dem Walle harren!

Marie schrieb ihm, daß sie den Schlüssel wirklich habe, und seine Vorschrift pünktlich befolgen wolle. Du erhältst, setzte sie unter andern hinzu, kein armes Weib. Mein harter Vater ließ mir alle meine Juvellen. Du kannst damit spielen, sagte er, als er fortfuhr. Ich bringe sie mit, und ihr Werth soll uns das ruhigste Leben verschaffen.

Die längste Nacht der Liebenden verstrich. Graf L— zog mit seinen Getreuen auf die Wache. Der noch längere Tag verfloß. Karl sah in der Dämmerung sein Mädchen am Fenster, aus dem sie ihm ein baldiges Wiedersehn zuwinkte. Er saß nun in banger Erwartung in seiner Wachtstube, zählte die langsamen Minuten an seiner Uhr, und sah mit Vergnügen, daß bereits

das

das dritte Viertel auf Eilfe vorbey sey. Seine Getreuen, die um diese Stunde die bewußten Posten abzulösen hatten, wurden itzt zum letztenmal von ihm versammelt. Er bat sie, alles ja recht genau zu befolgen, und befahl dem, der auf dem Wall zu stehen kam, vorzügliche Aufmerksamkeit. Noch hatte er nicht vollendet, als er einen nahen Schuß fallen hörte. Die Verschwornen sprangen auseinander. Karl rannte den Wall hinauf, und sah seine Marie im Blute schwimmend da liegen.

Vermuthlich konnte sie, ohne die Folgen zu bedenken, es nicht erwarten, bey ihrem Karl zu seyn. Vielleicht hatte sie sich auch in der Zeit geirret, oder seinen Brief nicht recht gelesen. Kurz, sie war um drey Viertel auf Eilfe ausgegangen. Die Wache, die damals auf dem Walle stand, die von der ganzen Sache nichts wußte, und erst um eilf Uhr von einem der drey Verschwornen abgelöset werden sollte, rufte sie dreymal an. Da sie aber nicht antwortete, und sich ihm immer näherte, so drückte der Unwissende los, und sie flog in der süssen Empfindung ihres na-

hen

hen Glücks hinüber, denn die Kugel war durchs Herz gefahren. Karl fand schon kein Leben mehr in ihr. Wüthend drang er durch die erschrockuen Soldaten nach dem Thore. Seine Getreuen folgten ihm. Sie eröffneten schnell das Thor. Als sie an den nahen Rhein kamen, sprang Karl hinein. Die andern sahen's, und konnten ihn nicht retten. Sein wartender Freund erfuhr von ihnen das doppelte Unglück, und alle eilten, und kamen glücklich über die Gränze. Der erstere hatte alle Sachen und Papiere seines unglücklichen Orests mit sich, und vertraute manchem die ganze wahre Geschichte.

Marie, die ihr Juvellenkästchen im Arme hielt, wurde früh im Stillen beerdigt. Ihr Vater weinte, als er seiner Tochter Ende erfuhr, lachte aber gleich als man ihm den Tod des jungen Grafen, den man im Rhein fand, mit berichtete. Karls Vater wurde aus Schrecken vom Schlage gerührt, und starb zur herzlichen Freude des Grafen M—s bald darauf. Letzterer lebte noch einige Jahre, aber man sah's

ihm

ihm an, daß ihn der Verlust seiner Tochter, oder vielmehr die Art ihres Todes schmerzte. Sein Karakter milderte sich. Auf seinem Todtenbette jammerte er laut um sein Kind, und vermachte, zur Tilgung seiner Schuld, sein ganzes Vermögen den Armen.

Bald nach Mariens Tode erhob sich unter dem Pöbel und den gemeinen Soldaten die Sage: daß die Ausgelittene mit dem Kästchen unter dem Arme in der Mitternachtsstunde herumwandle, oft bey der Wache stehen bliebe, und um etwas zu bitten scheine. Als nun, lautet das Mährchen weiter, ein beherzter Soldat sie anrief, und nach der Ursache ihres nächtlichen Besuchs fragte, so bat sie ihn: Drey Schläge an das hintere Klosterthor zu thun! Er thats, die Thüre öffnete sich, und die Nonne gieng hinein. Itzt geht sie noch alle Nächte längst dem Walle her, aber die Soldaten klopfen, von dem Beherzten belehrt, dreymal mit dem Gewehre an die Klosterthüre, und sie geht dankend hinein. Wenn sich die Thüre öffnet, so kömmt ein Offizier den Wall herauf, und eilt ihr nach.

Aber

Aber nie erreicht er sie, denn die Thüre schlüßt sich stets früher. Er steht dann einige Minuten stille, seufzt laut, und schleicht langsam den Wall hinunter nach dem Rheine.

An der Stelle, wo sich Karl in den Fluß stürzte; zeigen die Fischer noch jedem Fremden einen Wirbel, der, ihrer Aussage nach, in dem Augenblicke entstand, als Karl hineinsprang.

Selbstmörder aus Armuth.

Der arme August.

Große, Mächtige und Reiche! Leset meine wahre, schreckliche Geschichte! Euch sey sie ans Herz gelegt, und wenn ihr, zu einem prächtigen Mahle geladen, bey einem Armen vorüber gehet, so theilet ihm nur das kleinste Stück aus euerer vollen Spielbörse mit. Er wird gesättigt, ane Abende euch segnen; aber fluchen wird er euch, wenn ihr mit einem Kopfschütteln sein dringendes Flehen beantwortet, und aufgezeichnet werdet ihr einst diesen Fluch im Schuldbuche des Ewigen finden, der euch Ueberfluß gab, damit ihr Nackende kleiden und Hungrige speisen sollt.

Zu M— in S— lebte, vor ungefähr sechzig Jahren, ein armer Leinweber. Kümmerlich nährte ihn sein Handwerk, und oft wurde sein Tisch nur des Tages einmal gedeckt; aber er lebte froh und ver-

gnügt,

gnügt, denn Gott hatte seine Ehe mit einem hoffnungsvollen Sohne gesegnet, der von seinem Wiegenjahre an die Freude seiner armen Eltern war. Sein Pathe, der Pfarrer des Städtchens, ließ Augusten — so hieß der Knabe — studieren, und wenn der alte Leinweber Sonntags nach der Pfarre schlich, so las ihm der Pfarrer oft Briefe von den Professoren vor, die seinen Zögling nicht genug zu loben wußten. Mit Freudenthränen im Auge kehrte der frohe Vater wieder in seine Hütte zurück, erzählte seiner Gattinn, beym nächtlichen Mahle ihres lieben Sohnes Lob, und Erdäpfel schmeckten dann den alten Leuten köstlicher, als der beste Braten.

August hatte die Rechte studiert, und kam, versehen mit den besten Zeugnissen, in die Arme seiner Eltern, in das Haus seines Wohlthäters zurück. Kurz darauf starb der Pfarrer, und August mußte alles anwenden, um sich und seine armen Eltern für Mangel zu schützen. Der Obereinnehmer des Städtcheus wurde weiter befördert, August wagte es, um diesen offnen Dienst anzuhalten.

Der Minister dieses Departements, ein würdiger, rechtschaffener Mann, ließ sich alle Jahre von den Professoren der Landesuniversität ein Verzeichniß der fleißigsten Studenten einschicken, und da August in dieser Liste oben an stund, so erhielte er vor dreißig Mitkompetenten den Vorzug. In vier Wochen war er Obereinnehmer, hatte einen jährlichen Gehalt von fünfhundert Thalern, folglich mehr, als je sein höchster Wunsch gefordert hatte. Sein armer Vater webte nun nicht mehr Leinewand, er wohnte mit seiner Gattinn im Hause des dankbaren Sohnes, beyde genossen noch einige Jahre das ruhigste Alter, und starben endlich in den Armen ihres Augusts. Ihr leztes Wort, ihr lezter Blick war Segen über ihn. Schon ein ganzes Jahr ruhten die Alten im Grabe, als einst August nach einem benachbarten Städtchen auf einen Ball geladen wurde. Er kam, sah dort die schöne Amalie, und fühlte im Rückwege zum erstenmale den Drang der Liebe.

Es giebt eine gewisse Gattung von Menschen, die durch irrige Begriffe gelei-

ret, sich ein Verbrechen aus der schuldlo-
sesten Liebe machen, sie vor aller Augen
zu verbergen suchen, und das größte Laster
zu begehen wähnen, wenn sie ihrem besten
Freund diese Leidenschaft entdecken sollen.
Unter diese Klasse gehörte August, er ver-
schloß seine Liebe ins Innerste seines Her-
zens, quälte sich ein halbes Jahr, und
da er seine Qual nicht länger ertragen
konnte, so reiste er in größter Stille nach
dem Wohnorte des Mädchens, hielt schrift-
lich um Amalien an, und kam verheu,
rathet zurück, ehe ein einziger Bewohner
seiner Vaterstadt etwas von seiner Liebe
gemuthmaßt hatte. Seine Heurath war
nun das Gespräche des ganzen Städtchens.
Alle bedauerten den guten August, denn
er hatte ein Mädchen genommen, das in
der ganzen Gegend im üblen Rufe stand.
Jedermann wußte, — nur der geheimniß-
volle August nicht, — daß sie vor einigen
Jahren öffentliche Maitresse eines Edel-
manns war, mit diesem ein Kind gezeugt
hatte, und wegen ihrer schlechten Aufführ-
rung schimpflich vom Schlosse gejagt wur-
de. Keiner war so grausam, ihm diese
Geschichte zu erzählen, und so lebte Au-

guſt ruhig und vergnügt mit ſeiner Gattinn, die ihm nach dem erſten Jahre ihr vollkommenes Ebenbild, eine Tochter gebahr. Schon nahmen viele ihr erſtes Urtheil über dieſe Heurath zurück, weil ſie mit Grund hoften, Amalie würde — gewarnt durch ihren erſten Fall — nun eine gute Gattinn ſeyn und bleiben. Aber Amaliens Aenderung war nicht anhaltend, ſie fieng an kleine Tafeln, kleine Spiele zu geben, lud allerhand Perſonen, und unter dieſen alle hübſche Offiziere der Garniſon dazu ein. Oft wachte Auguſt die ganze Nacht auf dem einſamen Lager, bis ſeine Gattinn, erſt am ſpäten Morgen, es mit ihm theilte. Er fühlte, daß dies nicht recht ſey; aber er war zu verliebt, und folglich zu ſchwach, um dem Ganzen Einhalt zu thun. Endlich ſah er, daß ſein ganzer Gehalt nicht hinreichte, um ſeiner Frauen Aufwand zu beſtreiten, es meldeten ſich Schuldner, die er aufs künftige Jahr vertröſten mußte. Er zankte zum erſtenmale mit ihr, aber eine feurige Umarmung, ein ſüßer Kuß ſtillte ſeinen Zorn, und ſein Haus wurde bald der Sammelplatz aller jungen und ausſchweifenden Perſonen. Ein beſ-

ſerer

serer Dienst in einer größern Stadt war itzt offen. August, der bisher immer seine Pflicht aufs genaueste erfüllte, öfters Belobungsdekrete darüber erhalten hatte, hoffte nicht ohne Grund, daß er diesen Dienst erhalten würde, und glaubte der Ausschweifung seiner Frau ganz Einhalt zu thun, wenn er sie von einer so gefährlichen Gesellschaft entfernte. Er entdeckte Amalien seine erste Gesinnung, sie billigte nicht allein solche, sondern rieth ihm auch selbst, nach der Residenz zu reisen, um seine Bitte desto besser betreiben zu können. August nahm von dem wenigen baaren Gelde den kleinsten Theil mit auf die Reise, und ließ seiner Frau mehr noch, als sie zur häuslichen, stillen Wirthschaft brauchte. Als er schon im Wagen saß, gab er ihr den Schlüssel zur landesfürstlichen Kasse, damit sie, wenn etwann Feuer entstünde, alles retten könne.

Er kam in der Residenz an, der Minister war verreist, und er mußte vierzehn Tage auf seine Ankunft warten. Er schrieb unterdessen die rührendsten Briefe an seine Frau, und stellte ihr schriftlich — was er besser als mündlich zu thun im Stande

war

war — die Folgen vor, die ihr Aufwand haben würde, nothwendig haben müßte, August versprach sich viel von dem Eindrucke, den diese Briefe auf sie machen würden, aber Amalie warf sie ungelesen hin, schwelgte auf die übertriebenste Art mit ihren Anbetern, und aufmerksame Beobachter rechneten aufs genaueste nach, daß oft ein einziges Soupee sechzig auch mehrere Thaler kostete.

Jeder hat seine Feinde, so auch August, und ehe der Minister nach der Residenz kam, war schon, eingelaufenen Berichten zufolge, Befehl gegeben, Augusts Kasse zu revidiren.

Früh trug er dem angekommenen Minister seine Bitte vor. „Sie sey ihnen „gewährt, wenn es Verläumdung ist, „was man von ihnen spricht, und wenn „ihre Kasse richtig befunden wird.„ August, der sich keines Verbrechens, keiner Unrichtigkeit bewußt war, reiste ruhig nach Hause und versprach sich in die Zukunft die heitersten Tage. Er kam an, und fand seine Frau nicht zu Hause. Sie sey gestern, sagte ihm die Magd, als man die Kasse versiegelt hätte, eilig aufs Land gereiset.

Au-

August wußte, daß er revidiret werden sollte, die Versiegelung kam ihm also nicht unerwartet; aber die Reise seiner Frau, ihr langes Ausbleiben ließ ihn die ganze Nacht nicht schlafen. Am frühen Morgen kamen Abgeordnete, öffneten in Augusts Gegenwart die Kasse, und es lagen anstatt neun Hundert nur funfzig Thaler darinne. Der Defekt überstieg seine Kaution, die er durch das Vermächtniß seines Pathen geleistet hatte, um die Hälfte, und der erstaunte August wurde ins Gefängniß geführt. Noch wußte er nicht, was er glauben, was er denken sollte, als sein bester Freund zu ihm ins Gefängniß trat, und ihm die ganze Aufführung seiner Frau in seiner Abwesenheit erzählte.

Ich gab der Leichtsinnigen den Schlüssel, mehr sagte er nicht, und gab sich in allen Verhören als den Schuldigen an, ungeacht seine Richter, bekannt mit der ganzen Sache, ihn oft fragten: Ob seine Frau nicht etwan Eingriffe in die Kasse gethan hätte? Seinem eigenen Bekenntnisse zufolge, wurde er -- nach den Landesgesetzen noch sehr gelinde — zu einem fünfjährigen Festungsbaue verurtheilet.

Der Unschuldige harrte diese lange Zeit ohne Murren, und eilte, als er losgelassen wurde, seiner Vaterstadt zu. Er fragte eifrig nach seiner Frau, nach seinem Kinde. Das Letztere hatten barmherzige Leute bisher ernährt, und gaben es willig dem bittenden Vater wieder. Die erste, erfuhr er, nach langem Nachforschen, halte sich ihm P***schen bey einem Obristen als Haushälterinn auf. Mit seinem Kinde am Arme reiste er zu ihr. Vielleicht glaubte der Unglückliche, daß seine Frau, weil er für sie büßte, ihn mit offnen Armen empfangen, ihm ihre ganze Liebe wieder schenken würde. Als er dort ankam, fragte er nach der Frau Haushälterinn, und hörte zu seinem größten Erstaunen, daß man die Mamsell gleich rufen würde. Sie kam, und die Undankbare wollte ihn nicht einmal kennen. Ich war nie verheurathet, sagte sie dreist! der Kerl muß ein Narr seyn! und August wurde durch einen Korporal zum Hause hinausgeprügelt. Sein Zustand war nun schrecklich! Keine Aussicht, keine Hülfe, nicht einmal einen Trost! Er bettelte sich mit seinem Kinde bis zur nächsten Stadt.

Dort

Dort war er so glücklich, ein Stübchen zur Miethe, und, wegen seiner guten Handschrift, von vielen Advokaten Akten zum Abschreiben zu erhalten. Kümmerlich, aber ehrlich, nährte er sich mit dieser Arbeit acht lange Jahre. Sein Lottchen, seine Tochter war der einzige Trost, das einzige Vergnügen, das er hatte und kannte! Sie liebte ihn über alles; sein Auge durfte nur winken, so wurde sein Wink befolgt.

Amalie hatte unterdessen ihren Obristen schon wieder verlassen, und war zur Stadt gekommen. Ein junger Minister fand sie noch reizend, und ihr Schicksal war durch seine Freygebigkeit sehr glänzend geworden. Einst trug August abgeschriebene Akten nach Hause, als ihm in der Hauptgasse ein prächtiger Wagen begegnete, er wollte ausweichen, sah seine Frau darinnen sitzen, blieb für Erstaunen stehen, und wurde von dem unbarmherzigen Kutscher zu Boden gefahren. Der Wagen rollte rasch fort, und August lag wie todt da. Sein rechter Arm war zersplittert, sein linkes Bein sehr beschädigt. Gutherzige Leute trugen ihn, als er reden konnte, nach Hause, seine trostlose Tochter rufte ein

Chyrurgus, und dieser stellte ihn erst nach einem halben Jahre, gelähmt an Hand und Fuß, wieder her. Als dieser seine Bezahlung forderte, hatten Vater und Tochter nur noch ein einziges Kleid, ihr wenniger Hausrath war bis auf einen Tisch und einen Stuhl verkauft. Alles dieses und ihr einziges Bette reichte kaum zu, um seine Forderung zu befriedigen. Am Abende giengen sie das erstemal hungrig schlafen, und wußten am Morgen nicht, wo sie für diesen Tag einen Bissen Brod hernehmen sollten. Es war schon Mittag, und noch brannte auf ihrem Heerde kein Feuer. Beyde weinten, aber beyde schwiegen, weil sie sich nicht durch unnützes Klagen ihr Unglück vergrößern wollten.

Der Vater brach zuerst das Stillschweigen:

Aug. Lottchen, was wird aus uns werden?

Lottch. Gott im Himmel weis es!

Aug. Meine Hand ist gelähmt, ich kann nicht mehr schreiben! Und wollte ich auch ausgehen, wollte gute Leute um ein Allmosen ansprechen, so hab ich nicht einmal einen Rock. Erbarmet sich Gott nicht bald unser, so müssen wir Hunger sterben!

Lottch. Vater, ich will ——— (Thränen verhinderten sie weiter zu reden.)

Aug. Was willst du?

Lottch. Ich — will — betteln — gehen!

Aug. Du? du? Und doch — aber nein! Noch weis ich ein anderes, weniger schreckliches Mittel! deine Mutter ist in der Stadt, ihr Wagen wars, der mich zu Boden fuhr.

Lottch. O Jesus!

Aug. Er kam aus des Ministers Hause, dort muß sie wohnen, oder wenigstens zu erfragen seyn. Du bist ihre Tochter, du hast unter ihrem Herzen gelegen, ihr Blut hat dich genährt, sie wird Erbarmen mit dir haben, und bist du versorgt, so will ich gerne sterben. Frage unter meinem, unter ihrem Familiennamen nach ihr. Schildre ihr unser Elend, und rührt sie dies nicht; so sage ihr kühn, daß wir durch sie unglücklich sind.

Lottch. (freudig) Ich soll meine Mutter sehen! O wohl uns, daß sie noch lebt! Sie wird uns gewiß helfen! Ich gehe gleich!

Aug. Geh, Kind, geh. Mich hungert sehr! Ich will unterdessen beten, damit Gott ihr Herz erweiche!

Lorchen eilte fort, und August kniete nieder, bat Gott um Erhörung, um Erbarmung. Unter Augusts Namen wollte niemand in des Ministers Hause etwas von Amalien wissen; als sie aber ihren Familiennamen nannte, so wußte jeder, daß es das gnädige Fräulein sey. Aber die saß schon bey der Tafel, und ihre Tochter mußte bis fünf Uhr, in der Antichambre hungern. Endlich wurde die Tafel aufgehoben, und Lottchen gemeldet: Sie soll sagen: Wie sie sich nenne? Wer sie sey? war die Antwort. „Ich bin des armen Augusts Tochter!„ O ich kenne das Aas schon, rief das gnädige Fräulein im innern Zimmer, sie soll sich fortscheren, sonst werden die Bedienten sie fortpeitschen. Die erschrockne Tochter floh, als sie dies hörte, und lautes Gelächter der Bedienten scholl ihr nach.

Trostlos gieng sie durch die Gassen. Ihr armer Vater fiel ihr ein. „Mich hungert sehr, sagte er, als ich fortgieng. Wie wird ihn itzt erst hungern, und ich bringe ihm keine Hülfe, keinen Trost!„ Es dämmerte schon, und Lottchen wagte es, eine Vorübergehende um ein Allmosen

zu

zu bitten. Zweymal streckte sie ihre zitternde Hand vergebens aus, das drittemal wollte ihr eben eine gutherzige Frau etwas schenken, als ein Bettelvogt aus einer Ecke hervorsprang, ihr die Gabe entriß, und das arme Mädchen schrecklich schlug. Mit Blut befleckt kam sie nach Hause. Noch kniete ihr Vater in der Ecke und betete. „ Was hast du ausgerichtet? — Nichts! — Aber du blutest? Die Grausame, sie hat dich schlagen lassen! Ha, dies noch! „ Hier trat er an den kalten Ofen, und wetzte mit seiner linken Hand das einzige Messer, das er noch hatte. „ Nicht sie, mein Vater, nicht sie! „ „ Aber wer denn? Das Messer entfiel hier seiner Hand. „ Ein harter, garstger Mann, der nicht zulassen wollte, daß eine gute Frau mir etwas schenke. „ „ Also auch die einzige Hoffnung dahin! Und nun versank er in ein tiefes Nachdenken, stand oder lag vielmehr am Fenster, und Lottchen unterstund sich nicht, mit ihm zu reden. Um zwölf Uhr in der Nacht seufzte er oft und tief. Lottchen wagte es nun, ihn zu trösten?

Vater! noch weis ich eine Hülfe!

Du? Hülfe?

Ja, lieber Vater, ich will mich als Magd verdingen!

Hast recht! Dann ist dir doch geholfen!

Will auch ihnen helfen.

Wird eben so fehlschlagen, aber ungerecht wärs, wenn ich nicht bis an Ende ausharren wollte.

Lottchen gieng am frühen Morgen aus, und kam um 9 Uhr mit Brod und Fleisch zurück. Sie war zu einer von den Frauen gegangen, die sich ein Geschäft daraus machen, dienstlose Mädchen unterzubringen. Diese hatte sie in ein Bürgerhaus gewiesen, wo sie sogleich als Küchenmagd angenommen wurde, und zur Sicherheit einen halben Gulden Handgeld erhielt. Sie aß mit ihrem hungrigen Vater, und trat schon Nachmittags ihren Dienst an. Abends hub sie etwas von ihrem Tische auf, und trugs früh ihrem Vater hin. So machte sie's immer, und der Arme sah mit Thränen, wie's möglich sey, daß seine Tochter ihn als Dienstmagd ernähren könne. Als es kälter wurde, nahm die Dankbare ihr ganzes Bette, und brachte es ihrem Vater. Er weigerte sich, es anzunehmen; aber da sie

ihn versicherte, daß es ja einerley sey, ob er oder sie drauf schliefe, daß sie immer noch genug hätte, um sich vor Kälte zu schützen, so nahm er's mit Dank an. Ein vierteljähriger Lohn reichte hin, um ihm einen alten Rock und etwas Holz zu kaufen. Schon fieng der alte August an, auf die Vorsicht zu trauen, als Lottchens Hausfrau einst in ihre Kammer trat. Sie sah, daß ihre Magd auf Stroh schlief, und fragte nach dem Bette. Lottchen stockte und gestand endlich. Das Bette mußte sogleich herbey geschaft werden, und da man die Wahrheit nicht glaubte, so wurde Lottchen, zum Lohne ihrer kindlichen Liebe, in dem kältesten, härtsten Winter aus dem Hause gejagt. Sie gieng wieder zu ihrem Vater. Drey Tage nährten sie sich noch kümmerlich, aber am dritten war nichts mehr übrig. Eine strenge Kälte fiel diesen Abend ein, und sie brachten die Nacht aufs erbärmlichste hin. Früh schickte der Vater seine Tochter aus, um einige Kohlen zu betteln, gab ihr seinen Seegen, und schloß die Thüre hinter ihr zu. Lottchen war so glücklich, von einer benachbarten Magd einige zu erhalten, und eilte ihren erstarr-

ten Vater zu wärmen. Sie klopfte oft an der verschlossenen Thüre; aber niemand wollte sie eröffnen. Endlich wurde ihr bange, sie bat zwey Schustergesellen, die eben an der Treppe standen, ihr die Thüre eröffnen zu helfen. Diese sprengten die morsche Thüre ein, und sahen, daß der arme August sich an der Wand selbst erhangen habe. Lottchen schrie erbärmlich, die Schustergesellen giengen fort, und die Leute im Hause versammelten sich um die Trostlose. Das Gericht kam, fand's sehr verdächtig, daß der todte August am Kopfe eine Wunde habe, und alle erklärten ihn für ermordet, als sie bey näherer Untersuchung fanden, daß er nicht hange, sondern kniee, daß sogar das Strumpfband an seinem Halse ganz locker war. Lottchen wurde in einer halben Stunde darauf ins Gefängniß geschleppt, als man sie über die Gasse führte, so nannte sie schon das Volk eine Vatermörderinn. Doktores untersuchten nachher den Leichnam ihres Vaters, ihre Aussage kam mit der Bemerkung der Gerichtspersonen überein. Im Verhöre berief sich Lottchen auf das Zeugniß ihres Nachbars des Schusters. Er und alle seine Gesellen wurden vorgerufen, und alle schwo-

ren, daß sie bey Eröffnung der Thüre nicht zugegen waren. Sie wurde also durch Zeugen überwiesen, daß sie ihre Richter belügen und hintergehen wollte, und diese verdammten sie zur Folter.

Auf der ganzen, großen Welt war wohl nie ein unglücklicheres Mädchen, als Lottchen! Die ganze Nacht lag sie auf ihren Knien, ihr Gebet zu Gott war heiß und dringend; oft kämpfte Verzweiflung mit ihr, aber eben so oft erquickte sie Gottes Güte mit Trost. Am anderen Tage wurde das Schlachtopfer wirklich zur Folterbank geführet, nicht vermögend, solche Schmerzen zu ertragen, gestand sie alles, was ihre Richter zu wissen verlangten. Nicht wahr, du hast deinen Vater ermordet, um ihn nicht länger ernähren zu müssen? fragte sie der strenge Richter. Mit gegen Himmel gewandtem Auge, aus dem blutige Thränen träufelten, schwor sie, daß sie ihren Vater zärtlich geliebt hätte, und gerne ihr Leben aufopfern wollte, um ihn wieder zu erwecken. Als aber der Henker sie faßte, mit seinen grausamen Instrumenten in ihrem Fleische wüthete, da preßte ihr Todesangst auf alle Fragen ein Ja

ab. Ein Ja, das jedes nicht ganz gefühllose Herz für das lauteste Nein genommen hätte! Aber Ja, sagte sie, und Ja wurd protokollirt. Warum denn nicht auch ihr Flehen nach Gottes Hülfe? Ihr ängstliches Gebet an den erbarmenden Erlöser, das aller Augen zu Thränen zwang, und in jedem Herze die Muthmassung erweckte: Lottchen müsse unschuldig seyn!

Bald darauf wurde ihr Urtheil gesprochen. Mit der heitersten, ruhigsten Miene hörte sie, daß ihr Kopf und Hand abgehauen, und ihr Körper aufs Rad gelegt werden sollte. Der Geistliche brauchte sie nicht zu trösten, sie war schon getröstet. Mit Verlangen sah sie dem Tage ihres Todes, dem Ende ihres Leidens entgegen. Keiner von den vielen hunderten, die sie in ihren letzten Stunden besuchten, kann sagen, daß sie über das Urtheil ihrer Richter gemurret hätte, nur ihrem Beichtvater vertraute sie ihre Unschuld, und diesen bat sie, ihr Schicksal, nach ihrem Tode, ihrer Mutter zu erzählen.

Als sie die Todesglocke läuten hörte, so sagte sie: Das ist die Glocke, die mich zur Ruhe ruft! Wie die Wächter sie ab-

zu-

zuholen kamen, so stand sie schon an der Thüre. Schnell und freudig gieng sie die Treppe hinunter, als aber das ganze Volk sie weinend empfieng, so weinte sie mit. Wie sie auf den Richtplatz kam, kniete sie nieder und betete still. Nach diesem sezte sie sich selbst auf den Stuhl, und bat, nicht länger zu zögern! Die ganze Menge schluchzte. Ich danke, sagte die Halbverklärte, ich bin eures Mitleids nicht unwürdig, und wenn Gott, vor dessen Throne ich itzt erscheine, ein gerechter Gott ist; so wird er früh oder spät meine Unschuld entdecken. —— Der Henker zuckte das Schwerd, und Lottchen war nicht mehr.

Noch rauchte der Richtplatz von ihrem unschuldigen Blute, als sich zwey athemlose Männer vor Gericht stellten. Es waren die zwey Schustergesellen, welche ihr die Thüre aufsprengen halfen. Sie wollten, erzählten sie, eben aus der Stadt fortwandern, und warteten im Vorhause auf einen Kammeraden, als Lottchen aus ihrem Zimmer trat. Sie bemerkten deutlich, daß der Vater ihr noch nachsah, und erst die Thüre verriegelte, als sie schon auf der Treppe war. Sie blieben in Lottchens Abwe-

sen-

senheit im Vorhause stehen, und hörten in Augusts Zimmer einen starken Fall. Dies bewog sie, ihr die Thüre, als sie zurück kam, aufzusprengen, und sie fanden den Alten schon todt. Gleich darauf wanderten sie fort, weil ihr Kammerad kam, und sie noch an diesen Abend in einer benachbarten Stadt seyn wollten. Dort hatten sie die ganze Zeit gearbeitet, und gestern Abends Lottchens Geschichte und ihr Todesurtheil erzählen hören. Sie waren die ganze Nacht gelaufen, um die Unschuldige zu retten, und weinten bitterlich, als sie hörten, daß sie zu spät kämen. Sie beschworen ihre Aussage, und giengen traurig fort!

Am andern Morgen untersuchte man aufs neue, aber zu spät, das Zimmer des alten Augusts, und fand, daß an dem Platze, wo er starb, in der Höhe ein abgebrochener Nagel stack, der vermuthlich abbrach, als ihn August zu seinem Vorhaben wählte. Daher die Wunde am Kopfe, daher der gehörte Fall. Eben so wahrscheinlich war's, daß er von Verzweiflung, Hunger, Kälte und Fall schon beynahe todt war, als er am andern Nagel sein Vorhaben ausführte.

Das todte Lottchen wurde nun losgesprochen, und ihr Leichnam in der Stadtkirche begraben. Nie habe ich ein schöneres, aber auch nie ein traurigeres Leichenbegängniß gesehen!

Wenn ich ihrer Geschichte mich erinnere, so fange ich oft an, mit der Vorsicht zu rechten; aber wenn ich wieder nachdenke, so wird mirs einleuchtend und klar, daß Gott sie darum so unschuldig bluten ließ, um ihr dort den schönsten, herrlichsten Lohn ihrer kindlichen Liebe bereiten zu können.

Amaliens weiteres Schicksal ist mir unbekannt. Ein Freund erzählte mir neulich, daß sie in der letzten, allgemeinen Theurung dürftig und elend in einem kleinen Städtchen gelebt hätte. Er selbst sah sie vor den Thüren Allmosen betteln, und hörte bey seiner Abreise, daß sie ohne alle Hülfe in der elendesten Hütte krank liege.

Sie hats an dem armen August, an ihrer unglücklichen Tochter verdient, und wohl ihr, wenn sie hier büßt, was sie dort nicht verantworten kann!

Frau F—.

Weinet nicht, sagte der sterbende F— zu seinen zwey Töchtern, wir werden uns einst wieder sehen! Ich sterbe ruhig, da ich euch eine zärtliche Mutter, und ihr Vermögen hinterlasse, euch gut erziehen zu können. Lebt wohl, aber nicht auf ewig! Lebt so, daß wir uns jenseits wieder sehen! Er starb, und seine Frau, seine Kinder trauerten lange um ihn, denn er war ein zärtlicher Gatte, ein guter Vater! Sein hinterlassenes Vermögen bestand in baaren vierzig tausend Thalern, die er einem Edelmanne geliehen, und von ihm ein großes Rittergut zum Unterpfande erhalten hatte. Dieser starb bald darauf, das Gut wurde von den Erben verkauft, und Frau F— erhielt das ganze Kapital, mit diesem aber auch eine große Sorge zurück, wo und wie sie es mit Vortheil wieder anlegen könne! Der Vormund ihrer Kinder, viele andere Freunde riethen ihr, es in die Bank des Millionen reichen R— zu geben. Es ist dort so sicher, wie in einer öffentlichen Bank,

und R— ist so großmüthig, daß er jeder Wittwe, die ihr Geld bey ihm anlegt, sechs Prozente zahlt, so sagten alle, und Frau F— reiste selbst zu ihm. Nach langem Weigern, und blos zum Besten der unerzogenen Waisen, ließ er das Geld in seine Bank niederlegen. Frau F— dankte ihm für seine Güte, und kehrte froh und vergnügt zurück; denn ihre Einkünfte hatten sich um ein Drittheil vermehrt; sie konnte nun nicht allein ohne Nahrungssorge leben, sondern auch ihre Tochter anständig erziehen. Die Vorstellung der Freude, die sie einst im späten Alter an ihren Kindern zu erleben hofte, versüßte ihr den Verlust ihres theuern Gatten, und versprach ihr die heiterste Zukunft. Auch konnte sie diese mit Grund hoffen, denn das schöne Florchen war erst vierzehn Jahre alt, und doch schon Meisterinn in vielen weiblichen Künsten und Wissenschaften. Karoline, ein sanftes, sechsjähriges Mädchen, schien sie noch übertreffen zu wollen.

Nur drey Tage war Frau F— zu Hause, als sie einen Brief von ihrem Anwalde aus L— erhielt. Kaum hatte sie drey Zeilen gelesen, so sank sie ohnmächtig

sig vom Stuhle. Ihre Töchter bemühten sich umsonst, sie wieder zu erwecken. Nachbarn und Freunde wurden gerufen, brachten sie endlich ins Leben zurück, und lasen im entfallenen Briefe, daß der reiche R— einen Bankrot von mehr als einer Million gemacht, und heimlich entflohen sey. Sie werden, schrieb der Anwald gleich anfangs, als die letzte seiner Gläubiger, sehr wenig, und äusserst wahrscheinlich gar nichts von ihrem Kapitale zurückbekommen.

Ein langes halbes Jahr gieng vorüber, und Frau F— wußte noch nicht, ob sie von ihrem Kapitale etwas zurück erhalten würde. Endlich wurde sie nach L— zitirt, sie mußte, um die Reisekosten zu bestreiten, den Ueberrest ihres ganzen Vermögens, einige kleine Kostbarkeiten verpfänden. Als sie dort ankam, wurde ihrs gerichtlich publizirt, daß sie in die lezte Klasse der r—terschen Gläubiger versetzt worden, und folglich keinen Heller zu erwarten habe. Die Unkösten des Prozesses, den sie gegen dies Urtheil vergebens führte, rafften vollends alles hin, was der guten Familie noch entbehrlich war, und die trostlose Mutter sah sich endlich genöthiget, ihre

Kinder

Kinder zu Fusse nach der Hauptstadt zu führen, weil sie dort Aussicht hatte, sich mit Stikken und Nähen das tägliche Brod zu verdienen. Auch gaben ihr einige Kaufleute etwas zu stikken, und als sie sahen, daß Frau F— nicht allein sehr sauber, sondern auch sehr fleißig arbeite, so mangelte es ihr nie an Bestellung, und sie konnte sich wenigstens des Tags einmal mit ihren Kindern satt essen. Florchen lernte bald auch stikken, und, wenn's nothwendig war, so saß sie an der Seite ihrer Mutter manche Nacht schlaflos.

Frau F— sah zwar, daß es möglich sey, sich um ihre Kinder auf diese Art zu ernähren; aber der Verlust ihres ganzen Vermögens, der elende Zustand, in den sie sich durch einen Bösewicht versezt fand, schmerzte sie tief. Keine Zeit, kein Trost konnte ihren Kummer lindern, sie weinte oft und viel bey ihrer Arbeit, die eine grosse Anstrengung der Augen forderte. Daher kam's, daß sie ein Jahr darauf wenig mehr sah, sich darüber noch mehr betrübte, und im zweyten ganz blind wurde.

Der Zustand eines Blinden ist ohnehin der schrecklichste in der Natur! aber

weit schrecklicher war noch für die arme F—, die nun gewiß mit ihren Kindern ein Opfer des Hungers zu werden glaubte, weil Florchen in dieser Arbeit bey weiten noch keine Künstlerinn war, und Karoline nur ein Tuch säumen, oder einen Strumpf stricken konnte. Und doch war Florchens Verdienst bald weit ansehnlicher als sonst. Die ganze Familie konnte sich täglich zweymal an einen gedeckten Tisch setzen, zur nöthigen Kleidung, zum Zinse lag immer etwas Geld bereit. Feurig und inbrünstig dankte die blinde Mutter dem Ewigen, für dessen Werk sie es hielt, daß man ihrer Tochter Arbeit so reichlich bezahlte. Aber bald darauf wurde sie sehr unruhig, denn sie hörte oft im Zimmer ein heimliches Gelächter, eine zwar leise, aber doch fremde Stimme und ungewöhnliche Tritte. Da ihr Verdacht immer stärker wurde, so examinirte sie einst, in Florchens Abwesenheit, Karolinen, diese gestand endlich, daß sich öfters ein junger Herr ins Zimmer schleiche, mit Florchen schäckere, sie auch küsse! Ich hätte es ihnen schon längst gesagt, fuhr die Unschuldige fort, aber Florchen möchte denn mit mir zanken, und mir kein Zuckerwerk mehr mitbringen.

Die arme blinde Mutter raste und wüthete bey dieser Nachricht. Florchen, sagte sie, als diese nach Hause kam, du warst bisher mein einziger Trost, meine einzige Stütze, du hast mich und deine Schwester ernährt; aber verflucht sey der Bissen, den ich aß, wenn ihn nicht deine Hände erwarben, verflucht auch du, wenn — ich kann den Gedanken nicht denken — wenn du den einzigen Schatz, deine Unschuld liederlich verscherzest, der Blindheit deiner armen Mutter spottest, und vor ihrem Angesichte buhlest! Ist deine Liebe rein, sind seine Absichten schuldlos, warum verbergt ihr sie vor mir? Nur aus einem Verbrechen sucht man ein Geheimniß zu machen! Rede, wenn du dich vertheidigen kannst! — — Aber Florchen schwieg. Als es Nacht wurde, packte sie ihre Kleider zusammen, verließ — eine schreckliche That! — ihre blinde Mutter, ihre unerzogne Schwester. Umsonst bemühte sich die trostlose Mutter ihren Aufenthalt auszuforschen, und mußte nun bey Fremden Hülfe suchen!

Sie ließ an alle Freunde und Bekannte schreiben, und bat flehend, ihr nur ein Plätzchen in ihrem Hause, und täglich ein Stückchen Brod für sich und ihr Kind zu vergönnen; aber viele entschuldigten sich mit eignem Unvermögen, andere antworteten gar nicht. Die wenigen Kleider und Meubeln, welche Frau F— noch hatte, wurden nach und nach verkauft, ein halbes Jahr nach Florchens Flucht war es so weit mit ihr gekommen, daß sie entweder Hungers sterben, oder betteln gehen mußte. Aus Liebe zu ihrer Karoline, die sie weinend um Brod bat, wählte sie das leztere. Sie ließ sich, nachdem sie zwey Tage Hunger gelitten, von Karolinen zum Thore hinausführen, denn sie war zu verschämt, um in der Hauptstadt, wo sie jeder in bessern Umständen kannte, Allmosen zu sammeln. Ein alter Hund, treuer wie das unnatürliche Florchen, war ihr einziger Gefährte; wenn sie ruhten, so leckte er dankbar ihre wunden Füsse. Im nächsten Dorfe speiste sie ein gutherziger Bauer. So zogen sie einige Monate im Lande herum, und aßen mit Thränen das bittere Bettelbrod. Als sie einst an einem schwü-

len Sommerabende sich einem Dorfe nä-
herten, klagte Karoline sehr über Mattig-
keit und Kopfschmerzen, kaum konnte sie
die erste Hütte erreichen, sank oft um, und
vermochte nicht weiter zu gehen. Der Be-
wohner dieser Hütte war ein armer Taglöh-
ner; aber eben, weil er arm war, fühlte
er auch fremdes Elend, und nahm die blin-
de Mutter mit ihrem kranken Kinde willig
in seine Wohnung auf. Karoline bekam
die Blattern. Ihre Natur war zu sehr er-
mattet, um sich in dieser gefährlichen Krank-
heit selbst helfen zu können, sie starb am
fünften Tage.

Zwey Stunden vor ihrem Tode bat
das gute Mädchen ihre Mutter, nicht so sehr
zu weinen. Soll ich nicht weinen, liebes,
einziges Kind? Wenn du stirbst, wer wird
mich leiten, wer mich führen? Ich, liebe
Mutter, ich! Auch als Engel will ich vor
ihnen hergehen, sie auf allen ihren Wegen
begleiten, vor jedem kleinen Steinchen sie
warnen! Weinen sie nur nicht! Ich werde
sie nicht verlassen! So sprach die sterbende
Karoline, und schied in der gewissen Hoff-
nung von ihrer Mutter, daß sie auch nach
ihrem Tode sie leiten und führen könne!

Ver-

Verzweiflungsvoll und schrecklich jammernd saß nun Frau F— an der Seite ihres todten Kindes. Ich will mit meiner Karoline begraben werden, sagte sie oft, und nie etwas anders! Ihr gutherziger Wirth erzählte die ganze Begebenheit dem Pfarrer und Schulzen. Der erste begrub Karolinen unentgeltlich. der leztere ließ die trostlose Mutter zu sich kommen. Nach langen Fragen, Antworten und Berathschlagungen mit dem Gemeindältesten ward endlich beschloßen, daß man die alte Blinde als eine fremde Bettlerinn auf die gewöhnliche Art von Ort zu Ort nach ihrer Heymath schicken wolle. Ein Bauer führte sie nach dem nächsten Dorfe, von wo sie ihrer Heymath immer näher geleitet wurde.

Am dritten Tage brachte man sie in ein Dorf, wo ihr der Schulze zu warten befahl, weil man eine sehr kranke Person, wenn sie gebeichtet und kommuniziret hätte, auch den nämlichen Weg transportiren werde. Ihr verliert nichts bey diesem Verzuge, denn ihr könnt fahren, anstatt, daß ihr itzt zu Fuße gehen müßt! Frau F— antwortete nichts, denn sie beobachtete seit Karolinens

Tod

Tod in ein tiefes Stillschweigen, und ward nach einer Stunde mit der Kranken auf einen Wagen gesezt. Im Fahren winselte und jammerte die Kranke sehr. Dies machte die Frau F—aufmerksam.

Frau F—. Was fehlt euch, meine Liebe? Euer Jammer thut meinen Ohren weh! Ich glaubte nicht, daß auf der Welt mich noch etwas rühren könne! aber ich hatte einst eine Tochter (hier rollten große Tropfen aus ihren blinden Augen) die jammerte auch so rührend, so durchdringend, wie ihr! Wäre ich nicht blind — — —

Die Kranke. (sammelte alle ihre Kräfte und richtete sich in die Höhe) Sie eine Tochter? Sie blind? (sie genau betrachtend) Gott im Himmel! Jesus Christus erbarme dich meiner!

Frau F—. Was ists? Was will — — — diese Stimme?

Die Kranke. O ich Elende! Gott, du strafst hart! Ich! Ich! — — Erfinden sie neue Flüche! O Jesus, dies noch vor meinem Ende.

Frau F—. Du wärst? Du bist vielleicht! — —

Die Kranke. Ja, ich bin das Ungeheuer! verließ Mutter und Schwester! Ich bin Florchen!

Frau F—. (freudig) Gelobt sey Gott! der mir meine Linna raubte! und nun mein Florchen wieder schenkt! O sey mir willkommen! Wo bist du? Wo liegst du? Rede, daß ich dich umarmen, an deinem Halse dir vergeben kann. (sie ergrief ihrer Tochter Hand, und zog sie zu sich.)

Florchen. Rühren sie mich nicht an! Jedes meiner Glieder leidet Höllenpein! Mein Hauch ist vergiftet. Lassen sie mich los! O könnten sie sehen, sie würden solch ein Scheusal von sich stossen, Und doch — O könnten sie sehen, sie würden Mitleiden, Erbarmen mit mir haben!

Frau F—. Sey ruhig Florchen! Du weißt nicht, wie viel eine Mutter vergeben kann. Ich will dich warten, dich pflegen, und bist du wieder gesund, so sollst du mich leiten und führen! Ich habe seit deiner Flucht Bettelbrod gegessen, es schmeckt sehr bitter; aber gerne will ich es noch länger essen, wenn nur du bey mir bleiben, mir einst meine blinden Augen zudrücken willst!

Florchen. Gerne, gerne, liebe, theuerste Mutter, Aber das Maaß meiner Sünden ist voll, ich muß erscheinen, um Rechenschaft zu geben! Wahrscheinlich überlebe ich den heutigen Tag nicht, und morgen bin ich gewiß nicht mehr.

Sie fieng nun an ihre Geschichte zu erzählen: Ein Kaufmannsbursche floh mit ihr aus der Hauptstadt, und ließ sie zu L— im äußersten Elende sitzen. Sie bettelte sich bis B—, wo sie in das Haus einer Kuplerinn gerieth, und dort ein Abscheu der Ehrbaren, ein Mädchen der Freude wurde. Schon nach Verlauf eines Monats fühlte sie die Folgen ihrer unnatürlichen Lebensart, sie entdeckte sich ihrer Wirthinn, und ward, wie gewöhnlich aus dem Hause gejagt. Der Hunger zwang sie, auf der Gasse ihre Lebensart fortzutreiben, ihr Uebel stieg bald auf einen solchen Grad, daß sie nicht mehr zu gehen im Stande war. Die Polizeiwächter fanden sie in einem Winkel der Gasse liegen, und nach vorhergegangenen Examen wurde sie, gleich ihrer blinden Mutter, von Ort zu Ort nach ihrem Geburtsorte geführt.

Nur ein Mutterherz, das weichste und empfindsamste in der ganzen Natur, kann sich den Schmerz, das Leiden der armen F— vorstellen! Sie schrie zu Gott um Hülfe, um Erbarmung! aber der Unerforschliche in seinen Rathschlüssen hörte sie nicht, und als sie im nächsten Dorfe ankamen, hob man ihr Florchen, ihre erst wiedergefundene Tochter, todt vom Wagen.

Noch hörte Frau F—, daß man ihrem Kinde kein Plätzchen auf dem Kirchhofe vergönnen, sie ohne Sarg hinter der Mauer einscharren wolle; aber mehr hörte sie nicht, ihre Sinne verliessen sie, das heftigste hitzige Fieber wüthete in ihrem Körper. Ohne Bewußtseyn brachte man sie nach G—, dem ehemaligen Wohnorte ihres Mannes.

Einige ihrer Freunde, die sich oft an ihrem Tische satt gegessen hatten, gaben eine sehr kleine Summe her, für welche sie der Hirte des Orts in Verpflegung nahm. Ihre Wartung war die elendste, ihre Speise die schlechteste, und doch konnte sie nach sechs Wochen wieder das Bette verlassen, und an den Bänken der Stube allein herum gehen.

Bald

Bald darauf kam der Wirth mit der Bothschaft nach Hause, daß ihre Freunde zu ihrer Unterhaltung nichts mehr hergeben, und die Gemeinde sie auch nicht versorgen wolle. Sie sagen alle, fuhr er fort, es wäre Geld genug da gewesen, und wenn man's nicht liederlich durchgebracht hätte, so dürfte man im Alter nicht darben.

Frau F— weinte die ganze Nacht bitterlich. Gebt euch zufrieden, sagte ihr Wirth am Morgen, ich will euch nicht aus meiner Hütte verstossen, ihr könnt hier wohnen, so lange ich lebe, und zu euerem täglichen Unterhalte kann ja auch noch Rath werden. Geht die Woche ein oder zweymal betteln, giebt man Fremden, so wird man euch auch etwas geben! Heute ist Allmosentag, versucht's einmal, mein kleiner Bube wird euch führen. Vom Herzen gerne, sagte der kleine Jakob, nahm ihre Hand, und leitete sie langsam zur Hütte hinaus. Führe mich nach der Kirche, lieber Jakob! sagte Frau F—. Sie kamen dort an, aber die Kirche war verschlossen, und die arme Blinde betete auf der Schwelle eine ganze Stunde. Wie sie aufstand, so sagte sie: Hier muß ja ein Teich in der Nähe seyn?

„ Ja!

„ Ja! gleich dort unten! „ Führe mich hin! „ Was wollt ihr denn dort machen? „ Will nur meine Füsse ein wenig waschen! „ Nun da sind wir! Sezt euch nieder!„ Sie bückte sich, und fühlte mit der Hand nach dem Wasser. Darauf gieng sie einige Schritte zurück, machte sich von ihrem Führer los, und sprang sehr geschwind in den Teich. Der Knabe lief weinend zu seiner Mutter, ehe diese es ihren Nachbarn erzählte, ehe Anstalt getroffen wurde, vergieng eine ganze Stunde, und erst nach drey Stunden fand man die Todte.

Ihr alter Hund, den ich oben schon erwähnet habe, war der einzige, der ihrer Leiche folgte, er winselte, als man sie mit Erde bedeckte, und hungerte sich auf ihrem Grabe zu tode.

Ist euch, empfindsame Seelen, dieses treue Thier nicht lieber, nicht verehrungswürdiger als jene Menschen, welche die arme F— verhungern liessen?

Lieutenant von —

Erst vor kurzen erhielt einer unsrer größten Menschenfreunde, der Graf — zu B— folgenden Brief:

Euer Exzellenz! Ich bin der Unglücklichste, der Elendeste unter den Sterblichen, bin es ohne meine Schuld, ohne das Bewußtseyn eines Verbrechens! Um Sie vom beyden zu überzeugen, will ich Ihnen mein Unglück treu erzählen, und erhalte ich dann ihre Hülfe nicht; so sind Sie nicht der Menschenfreund, für welchem Sie die ganze Stadt erkennt, so sind Se eben so gefühllos, wie alle Uebrige Ihres Gleichen, die an vollen Tafeln schwelgen, im Ueberflusse sich mästen, und des Armen vergessen.

Eine schwache Beschreibung meines Elends, meines gränzenlosen Jammers.

Hier sitze ich schreibend an einem elenden Tische. Der Frost hat meine Fenster dick überzogen, und raubt mir auch das einzige, was ich nicht bezahlen darf, das noth-

nothwendige Licht. Vergebens suche ich mich gegen den kalten Nordwind, der durch grosse Ritze herein dringt, zu schützen! Ein alter zerrissener Mantel ist der Ueberrest aller meiner Kleider, und wollte ich diesen umhängen, womit würde sich meine liebe, aus Elend und Hunger kranke Frau bedecken? Zu meinen Füssen sitzen vier hoffnungsvolle Knaben, und ein sanftes, schönes Mädchen! Sie haben nichts als ein zerrissenes Hemdchen an, nur dem kleinsten unter ihnen hat die selbst frostleidende Mutter ihren Rock umgehangen, in welchen er sich einzuhüllen sucht. Ein Topf voll erbettelter Kohlen steht in ihrer Mitte, sie halten ihre erstarrten Hände darüber, mit denen sie mich, wenn sie solche nur ein wenig biegen können, wechselweise zupfen, und leise ein Stückchen Brod fordern, das ich ihnen nicht geben kann. Dort im Winkel, am kalten Ofen, liegt die beste, theuerste Frau, die Gattinn des Aermsten unter der Sonne. Sie wünscht weinen zu können; aber die Säfte ihres Körpers sind vertrocknet, sie hat keine Thränen mehr! Sie kann nur seufzen; aber sie weis, daß ihre Seufzer mir herzangreifend sind, und unterdrückt

sie

sie sorgfältig. Gewiß eine schreckliche Lage! Aber noch nicht genug! Eben tritt der Jude ein, welcher mir in meinen besseren Tagen dreißig Gulden lieh, die ich schon zweymal als Interesse zurückzahlte, und, wie ich kein Geld mehr hatte, durch öfteres Zuschreiben bis auf achtzig vermehrte. Er droht, mich heute noch ins Gefängniß werfen zu lassen, meine Kinder klammern sich weinend an meine zitternden Knie, und meine Frau seufzt laut! Mit vieler Mühe habe ich ihn überredt, nur bis morgen zu warten; aber morgen muß ich zahlen. Ich, zahlen? Und habe heute nicht einmal Brod für meine Kinder, füttere mich selbst nur mit bittern Thränen, die ich von meinen hohlen Wangen lecke.

Verzweiflung kämpfte schon lange mit mir, aber nie so stark. Ich liebe mein Weib, ich lebe in meinen Kindern, doch, wenn ich diese soll Hunger sterben sehen, so suche ich selbst den geschwindesten Tod.

Euer Exzellenz kennen nun meinen schrecklichen Zustand, aber Sie sollen auch erfahren, wie ich unglücklich geworden bin: Mein Vater war ein armer Edelmann, der mir nichts als das Wörtchen von hinterließ,

ließ, welches mich verhinderte, ein ehrliches Handwerk zu lernen. Ehe er noch starb, kam ich in die Kriegsdienste des Fürsten — Seine Truppen giengen dazumal eben nach —, ich war unter ihnen, und nach fünfjährigen Krieg, wurde ich Lieutenant. In den Winterquartieren zu —, lernte ich meine Frau kennen. Wir liebten uns, so bald wir uns sahen. Sie war schön, tugendhaft; aber arm wie ich, und nur durch kräftige hohe Fürsprache erhielten wir die Erlaubniß, uns zu heurathen. Noch zwey Jahre stand ich im Dienste des Fürsten, lebte mit meiner Frau vergnügt und zufrieden. Der Krieg gieng zu Ende, und ich bekam mit vielen andern Offizieren den Abschied. Mit den besten und rühmlichsten Zeugnißen versehen, reiste ich von einem Hofe zum andern, suchte Dienste und fand keine. Endlich kam ich hieher, erhielte schöne Versprechungen, herrliche Aussichten, aber nach und nach wurden meine Gönner kalt, meine Aussichten verschwanden, und ich fühlte zu spät, daß ich zu leichtgläubig war. Um diese vereitelten Aussichten abzuwarten, mußte ich das Entbehrliche meiner Habseligkeiten verkaufen.

Um

Um nicht auch das Unentbehrliche zu verlieren, schrieb und zeichnete ich nun um Lohn, meine Frau stickte und nähte; aber unsre Arbeit und der Lohn selbst war so sparsam, daß wir kaum das trockne Brod gewannen, und oft hungerten, damit unsre Kinder essen konnten. Die gewöhnliche Folge des Elends, eine schwere Krankheit warf mich aufs Lager. Mich zu retten, zu pflegen, verkaufte meine Frau alles, was wir noch hatten, und ich stand als Bettler wieder auf. Kurz, nachher legte sich auch meine Frau, sie bekam ein hitziges Fieber, ich mußte das Bette, worauf sie lag, verkaufen, um ihr nur die nothwendigsten Medikamente zu reichen. Mit Schaudern denke ich noch an den schrecklichen Augenblick, als sie nach einer langen anhaltenden Phantasie mich und ihre weinenden Kinder zum erstenmale wieder erkannte, sich in den rührendsten Ausdrücken über ihr hartes Lager beschwerte, und mich weinend um ein Stückchen Brot bat. Schon ist seit dieser Zeit ein Jahr verflossen, und noch kann sie ihr Strohlager nicht verlassen, denn es fehlt ihr an Kraft und Stärke, und wie kann ich sie laben?

laben? wie stärken? Ich habe nichts als ein Stückchen Brod, das sie nicht zu beissen, eine elende Suppe, die sie nicht zu schlucken vermag. Um ihr einst eine kräftige Speise, nach der sie so sehnlich verlangte, reichen zu können, schnitt ich mein langes Haar ab, und verkaufte es dem Perücken-macher um einen Gulden. Dankend fiel sie mir um den Hals, da sie aber den Verlust meiner Haare bemerkte, konnte sie für Jammer nicht essen, und meine Kinder labten sich damit.

Oft schon bin ich betteln gegangen, aber wenn ich den Vorübergehenden anreden soll, so versagt mir meine trockne Zunge den Dienst, und ich bebe zurück. Allen Reichen, allen Großen habe ich schriftlich mein Unglück vorgestellt, hie und da etwas Weniges, von vielen nichts erhalten.

Ich wende mich an den Einzigen, den ich noch nicht flehend bat, der aber, wie mir alle sagen, der größte Menschenfreund seyn soll. Ich bitte ihn um Hülfe, um Erbarmung. Wie mir zu helfen ist, weis ich selbst nicht; aber wenn noch Hülfe für mich übrig ist; so erwarte ich sie von Ew. Exzellenz.

Ich wohne — und Euer Exzellenz können sich von der Wahrheit meiner Beschreibung noch heute überzeugen lassen. Die Zeugnisse meines Wohlverhaltens werde ich morgen, wenn ich um Antwort komme, selbst überbringen, und erhalte ich keine Hülfe, so — — Doch ich will nicht drohen, denn wenn Sie mein Unglück nicht rührt, wenn sie mir nicht helfen wollen, so wird es Ihnen sehr gleichgültig seyn! ob ich in Gesellschaft meiner Frau und Kinder Hunger sterbe, oder, um den Jammer nicht zu erleben, mich selbst ermorde.

Meine fünf Kinder knien itzt auf mein Geheiß nieder, und rufen Gott an, damit er ihr Herz erweiche. Er, der die Bitte der Unschuldigen so genau hört, der die jungen Raben nicht verhungern läßt, wird doch auch meiner Kinder Flehen erhören. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Graf — würde äußerst gerührt, als er diesen Brief las, und gieng verkleidet in die Wohnung des Armen. Er fand sein Elend noch größer, noch schrecklicher, beschenkte die Kleinen, damit die unglückliche Familie sich heute noch satt essen könne, und eilte, ohne sich endeckt zu haben, fort.

Unter-

Unterwegs beschloß er Vater und Retter der Armen zu werden, entwarf sogar einen herrlichen Plan, mit welchem er am andern Morgen den Unglücklichen überraschen, und auf immer glücklich machen wollte.

Beym Soupee befahl er allen seinen Bedienten, daß sie Morgen früh einen armen Mann, der sich — nenne, sogleich melden und verlassen sollten, und gieng froh schlafen, weil er sich morgen einen fröhlichen Tag machen, und Menschen beglücken wollte.

Aber ein Befehl, den er selbst vor einigen Monaten seinem Portier gab, und widerrufen zu lassen vergaß, vereitelte seine Absicht. Um den guten Grafen in kein falsches Licht zu setzen, will ich die Ursache dieses Befehls erzählen:

Es wurden in seinem Hause einige Sachen vom Werthe gestohlen, den Thäter zu erfahren, und ungegründeten Verdacht abzuwenden, befahl er seinem Portier keinen Bettler oder schlecht gekleidete Personen ins Haus zu lassen, und ihnen am Thore die Gabe zu reichen, die sie sonst im Vorzimmer bekamen. Der Portier war ein Mann, der einst als Soldat gedienet, und die erhal-

haltene Ordre streng zu erfüllen gelernt hatte. Wie also am andern Morgen, der in einem zerrißnen Mantel gehüllte Lieutenant — zum Grafen gehen wollte, so wurde er durch den Portier sogleich angehalten, und abgewiesen.

Lieutenant—fragte zweymal: Ob der Graf diese Begegnung ausdrücklich befohlen habe, und als es jener bejahte, so nahm er die Gabe nicht an, die man ihm reichte, und gieng weinend fort.

Unterdessen erwartete ihn der edle Menschenfreund mit Sehnsucht, und ließ sich endlich beym Portier nach ihm erkundigen. Dieser raportierte den Vorfall, und der Graf eilte sogleich aufs neue nach des Lieutenants — Wohnung. Er fand Frau und Kinder zu Hause, die ihren Vater mit Ungeduld erwarteten. Der Graf schickte sogleich Boten nach ihm aus, aber alles Nachforschen war vergebens, und erst nach zwey Tagen fanden ihn die Fischer, welche am Ufer Eis sammelten, todt im Flusse.

Vermuthlich glaubte der Unglückliche, daß ihm der Graf nicht helfen wolle, und stürzte sich, um nicht in dem Gefängniße zu schmachten, oder seine Kinder Hunger sterben zu sehen, in den Fluß.

Mit dem größten Troste, mit der bes-ten Aussicht in die Zukunft wurde der trostlosen Gattinn ihres Mannes Tod hinterbracht, aber diese Trauerpost griff ihr ohnehin geschwächtes Herz zu stark an, und in einer Woche folgte sie ihrem Gatten nach.

Die Kinder dieser beiden Unglücklichen läßt itzt der Graf sehr gut, sehr edel erziehen. Sieht sie oft, und sieht sie nie, ohne ihrem armen Vater eine Thräne zu schenken.

Armer, Unglücklicher, wenn du in meinem Büchlein hie und da vielleicht Stoff zum Menschenhaß, zur Verzweiflung findest, so verzweifle ja nicht! Sollte dir dein Unglück zu groß, dein Elend zu schrecklich dünken, du nirgends Trost, nirgends Hülfe erblicken, so denke an den unglücklichen Lieutenant —, der eben da verzweifelte, als seine Hülfe am nächsten war. Gott, dessen Geschöpf du bist, wird dich gewiß retten, oder selbst zu sich berufen! und ists nicht schöner, nicht herrlicher, wenn du vor seinem Throne freudig ausrufen kannst: Ich habe bis an mein Ende gerungen und ritterlich gekämpft, als wenn du mit gesenk-

senktem Haupte gestehen mußt: Ich habe selbst, ich habe an deiner Barmherzigkeit verzweifelnd, mein Leben geendiget. Deine Belohnung wird im ersten Falle herrlich seyn, da du im andern nur Gnade, nur Vergebung hoffen darfst. Eine Hoffnung, die dir hier kein Theolog bestättigen kann, und die sich nur von der unermeßlichen Barmherzigkeit des Ewigen denken läßt.

Um diesen für die Menschheit so wichtigen Satz mehr zu bestättigen, will ich noch eine Geschichte erzählen, deren Wahrheit ich verbürge:

Marquis E— war der Erbe einer Million, und flüchtete wegen einem unglücklichen Duelle aus seinem Vaterlande. Er kam bis W— in P—, fand seine Börse erschöpft, und schrieb an seine Familie um Beystand; aber diese, welche die Folgen seines Fehlers büßen mußte, war aufgebracht wider ihn, und blieb unerbittlich. Seine Noth vermehrte sich immer stärker, er bat dringender, rührender, und erhielt leere, harte Antworten. Endlich wagte er es zum letztenmale, seinen Freunden sein ganzes Elend zu schildern, versank in tiefe Melancholie, und beschloß, wenn seine Bit-

te nicht erhöret würde, sein unglückliches Leben zu endigen.

Ehe er noch ganz dürftig, ganz unglücklich war, besuchte er oft das Haus einer reichen, adelichen Wittwe, deren Schönheit ihn rührte, die er bald im Stillen anbetete, und die es, auch stillschweigend, sehr gerne sah, daß der junge, schöne Mann sie liebenswürdig fand.

Als Kummer und Elend ihn aus ihrem Hause entfernten, suchte diese sorgfältig die Ursache seiner Entfernung zu erfahren, und entdeckte bald seine äußerste Dürftigkeit.

Unglück verschönert den geliebten Gegenstand, und so beschloß die Dame, ihn ewig zu lieben, sich nächstens mit ihm zu verbinden. Aber sie kannte seine äußerste Delikatesse, wußte aus verschiedenen mit ihm gehabten Gesprächen, daß er nie seiner künftigen Gattinn sein Glück verdanken wolle. Sie kam daher auf den Gedanken, ihm nach und nach durch unbekannte Briefe eine ansehnliche Summe zu senden. Um dies recht glaubwürdig zu machen, schickte sie einen Brief, in dem ein Wechsel mit tausend Dukaten lag, auf die Post, und das

solchen, als wäre er von Ferne eingelaufen, dem Marquis E— zu überreichen. Der Marquis erhielt diesen wichtigen Brief mit zwey andern Briefen von seiner Familie. Unbekümmert, was der erste enthalten könne, riß er die zwey andern auf, deren Hand ihm bekannt war. Er fand aufs neue eine abschlägige, drohende Antwort, und schoß sich, ohne den dritten Brief zu lesen, die schon geladene Pistole vor den Kopf.

Seine dortigen Freunde fanden ihn todt, lasen mit dem eröffneten auch den uneröffneten Brief, und bedauerten vergebens seinen zu raschen Entschluß.

Die edle Dame erfuhr bald den Tod des Marquis E—. Trostlos und rasend entdeckte sie allen ihre Absich' und Liebe, ließ ihren Geliebten prächtig beerdigen und trauert mit gleichem Schmerze schon Jahre lang um ihn.

Selbstmörder aus Ehrgeiz.

Major L—.

Wenn du dies thust; so sollst du heute bey Tische an meinem Platze sitzen! Wenn du deine Lektion gut lernst; so muß dir Karl dreymal die Hand küssen! Wenn du französisch reden kannst, so bekömmst du einen schönen Degen! So sagte Frau L— immer zu ihrem Sohne, und war dann gewiß, daß der Knabe nicht eher spielte, nicht eher im Garten herumsprang, als bis er ihr Verlangen erfüllet, und sich einen schönen Degen oder einen Handkuß verdient hatte. Oft erzählte Frau L— ihre Erziehungsmethode andern Müttern, und pries sie als die beste an; aber die Betrogne dachte nicht, daß sie dadurch den Saamen des Ehrgeizes in ihres Sohnes Herz streute, zwar anfangs sein Glück, aber auch nur zu früh seinen Fall gründete.

Er selbst bestimmte sich zum künftigen Rechtsgelehrten, weil man sich in diesem Fache der Wissenschaften zum Hofrath, wohl gar zum Minister empor schwingen könne. Wie er auf die Universität kam, fand er dort viele geschickte Leute, aber sein Ehrgeiz übertraf sie bald, und seine Professoren nannten ihn den fleißigsten, den besten ihrer Studenten. Dies schmeichelte ihn anfangs, wie er aber nach vollendeten Studien einigemal um einen Dienst anhielt, und Dummköpfe ihm vorgezogen wurden, so verdroß es ihn heftig. Ich bin nicht gebohren, nicht erzogen, schrieb er damals seiner Mutter, die Füsse der Großen zu lecken, und die Schleppe ihrer Maitressen zu küssen. Meine Verdienste, meine Talente müssen mich empfehlen, und nicht tiefe Bücklinge. Ich geh nach — in den Krieg, dort kann ein ehrlicher Kerl sich hervorthun, und Ehre einerndten.

Ohne Antwort zu erwarten, reiste L— fort, ließ sich zu F— anwerben, zeigte in drey Aktionen ausserordentliche Tapferkeit, und war, wie er nach D— in die Winterquartiere reisete, schon Fähnrich. Der

reiche

reiche Graf G— gab einst allen Offizieren einen Ball. Seine Tochter war eine der größten Schönheiten, und tanzte vortrefflich. Fähnrich L— machte dem stolzen Vater darüber einige Komplimente. Ja, sagte dieser, sie tanzt wie ein Engel, aber auch nur ein Fürst wird ihre Hand erhalten. Ein Fürst nicht, aber ich, murmelte der Fähnrich seinem Freunde in die Ohren, und bewarb sich von dieser Stunde an um die Liebe der jungen Gräfinn. Diese liebte ihn bald zärtlich und heftig. Ehe der Feldzug begann, entführte er sie nach B—, wo er sich mit ihr auf ewig verband, aufs neue Kriegsdienste nahm, und sich in einem Jahre bis zum Hauptmanne empor schwang, auch zur Belohnung seiner besondern Bravour den Orden *pour le merite* erhielt.

Zu seinem innersten Verdruße wurde kurz darauf Friede. Er kam in die Residenz zu stehen; von da aus hatte er das Glück, sich mit seinem sterbenden Schwiegervater zu versöhnen, der ihm schriftlich alles verzieh, und sein einziges Kind, seine geliebte Tochter noch einmal zu sehen wünschte. Sie

reiste

reiste schnell nach D—, traf aber ihren Vater schon auf dem Paradebette an, und kam als Erbinn von mehr als einer halben Million zurück.

Glücklich wäre L— gewesen, wenn er dem Bitten seiner Frau nachgegeben, und quittirt hätte, aber er verabscheute den Gedanken, ewig ein Landjunker, und, wie er sich ausdrückte, ein Krauthüter zu werden.

Nach drey Jahren war L— ältester Hauptmann, ließ sich schon vom Schneider die Staabsoffiziersuniform anmessen, als er den Tod des Majors erfuhr; aber der erste Minister und Günstling des Fürsten hat sich diese Charge für seinen Neffen aus, und der Fürst war so gnädig, sie ihm zu versprechen. L— stand wie vom Donner gerührt, als er auf dem Paradeplatze diese Neuigkeit erfuhr. Er eilte nach dem fürstlichen Schlosse, und ließ sich melden.

Fürst. Was wollen sie, lieber Hauptmann?

Hauptm. L. Die Rettung meiner Ehre!

Fürst. Wer hat diese beleidigt?

Hauptm. L. Ein elender Bube, oder — was ich nicht glauben kann — Euer Durchlaucht selbst!

Fürst. Ich? Und wie?

Hauptm. L. Erlauben mir Euer Durchlaucht nur zwey Fragen!

Fürst. Fragen sie.

Hauptm. L. Ist Major M— wirklich gestorben?

Fürst. Ja.

Hauptm. L. Wer erhält seine Charge?

Fürst. Ich habe sie, glaub ich, dem Neffen meines Ministers R— versprochen.

Hauptm. L. Also wirklich! Und ich?

Fürst. Sie? Ach, es ist wahr, sie sind ältester Hauptmann!

Hauptm. L. Ja, das bin ich! Bins mit Ehren geworden, dies beweisen meine Narben, dies bezeugt der von Euer Durchlaucht erhaltene Orden, und nun soll ein wohlriechender Hasenfuß, ein viclabnigter Windbeutel dem Manne mit Narben und Orden vorgezogen werden?

Fürst. Sie werden beleidigend.

Hauptm. L. Ich rede mich vielleicht um meinen Kopf; aber er ist mir itzt das entbehrlichste Ding, und steht Euer Durchlaucht zu Diensten.

Fürst. Ich habe ihn noch nicht gefordert! (geht unwillig auf und ab) Und was wollen Sie denn thun, wenn Sie nicht Major werden?

Hauptm. L. Mit diesem Degen hier Rechenschaft von dem Räuber meines Eigenthums fordern.

Fürst. Ich soll also wohl gar mit ihnen duelliren?

Hauptm. L. Das habe ich nie gedacht, nie gesagt! Ich kenne die Linie, die zwischen mir und dem Monarchen gezogen ist, sie wird mir stets heilig seyn, und züchtigen wollte ich den Kühnen selbst, der sie zu überschreiten wagte; aber der Neffe des Ministers muß mir Genugthuung geben.

Fürst. Warum dieser? Was kann er dafür?

Hauptm. L. Der Heuchler, der nicht mit eignen Verdiensten auftreten und selbst bitten kann, küßt seinem Onkel demüthig die Hand, damit dieser die gute Laune des

besten Fürsten abpasse, und eine Stelle für ihn erhasche, die er nicht verdient, die der jüngste Fähnrich des Regiments eher fordern kann als er. Hätte der Mann brav gethan und Narben aufzuweisen, so wollte ich, weis Gott, gerne weichen, aber mir einen solchen vorgezogen zu sehen, das — das! — Erlauben Euer Durchlaucht, daß ich mich entferne, eh ich meinen Verstand verliere.

Fürst. Bleiben sie, ich habe sie beleidigt, und ich will's mit ihnen ausmachen. Sind sie zufrieden, wenn ich Ihnen die erste vakante Majorsstelle verspreche?

Hauptm. L. Euer Durchlaucht, ich bitte um meinen Abschied.

Fürst. Die Ursache?

Hauptm. L. (bitzig) Weil ich dem Fürsten nicht länger dienen kann, ganz aufrichtig gesprochen, nicht länger dienen will, der mir die vom Rechtswegen gebührende Charge nimmt, und die kommende erst als eine Gnade verspricht. Wenn mir meine Ehre das Warten erlaubte, so wäre ich nicht gekommen, hätte nicht Vorstellung gemacht.

Fürst. Sie nehmens auch gar zu genau. Der Neffe soll warten, bis ihn die Reihe trifft. Sie sind Major!

Hauptm. L. Ich danke Euer Durchlaucht, daß sie mir Recht wiederfahren ließen.

Er gieng, ward Major, und jeder bewunderte seine Kühnheit, lachte aber auch heimlich den Neffen des Ministers aus.

Möglich ist's, daß der Fürst wegen L—s Betragen doch ungehalten, oder, was ich lieber glauben will, eben übler Laune war, als er im Frühlinge Revüe über das Regiment hielt, unter welchem L— als Major stand, denn als dieser zu kommandiren anfieng, und eine kleine, nichtsbedeutende Unordnung entstand, so befahl ihm der Fürst hinter die Fronte zu reiten, und kommandirte selbst das Regiment, welches nun trefflich exerzirte. Herr Major, führen sie das Regiment nach Hause, sagte der Fürst am Ende, und jagte fort.

L— führte sein Regiment, ohne ein Wort zu reden, nach der Stadt, und ließ es im Schloßhofe aufmarschiren. Dies machte natürlich Aufsehen, man meldete es

so-

sogar dem Fürsten, der verwundernd auf den Balkon trat. Euer Durchlaucht, rief ihm der Major entgegen, haben vor dem ganzen Regiment meine Ehre aufs grausamste beleidigt, es ist also billig, daß ich solche auch in dessen Gegenwart räche. (Hier zog er eine Pistole aus seinem Sattel, und schoß sie hinter sich in die Luft.) Diese gehörte für Euer Durchlaucht! (Itzt nahm er die andre) Diese aber für mich! nun schoß er sich mitten durch den Kopf, und stürzte, ohne ein Wort mehr zu reden, todt vom Pferde. Ich war zu heftig, sagte der erschrockne Fürst, eine Thräne quoll aus seinem Auge, und eine lange, anhaltende Melancholie trat an die Stelle seines sonst rosenfarbnen Humors.

L— liebte seine Frau und seinen Sohn aufs zärtlichste, äußerst zu verwundern wars also, daß er diese vorher nicht sprach; aber wahrscheinlich glaubte er, daß sie seinen Entschluß wankend machen würden, den er doch seiner Denkungsart gemäß ausführen mußte.

Der Fürst ließ der Frau L— viele Entschuldigungen sagen, und die schönsten Anträ-

träge machen, wenn sie an seinem Hofe bleiben wollte. Aber stolz wie ihr Gemahl antwortete sie nicht einmal darauf, führte die Leiche ihres Gatten auf ihre Güter, und trauerte bis an ihr Ende auf seinem Grabe.

Pater Aemilian.

Die Geschichte, welche ich itzt erzähle, ist allgemein bekannt. Jeder Anekdotenkrämer weis sie auf die possirlichste Art zu erzählen, und erzählt sie nie, ohne sich von seinen Zuhörern mit lautem Gelächter belohnt zu sehen. Aber ich wette, daß feyerliche Stille im Kreise des Spaßmachers herrschen, im Auge des Empfindsamen eine Thräne glänzen wird, wenn ich hinzutrete, und das tragische Ende derselben erzähle. Dieses ist wenigen bekannt, und ich habe es aus dem Munde eines Redlichen, dem der gute Pater Aemilian nahe verwandt war. Väter und Mütter! Euch lege ich diese Geschichte ans Herz! Prüft, wenn ihr sie leset, die Erziehungsart eurer Kinder!

der! *) und ihr, die ihr Gewalt in Hän-
den habt, untersucht, eh ihr verdammt!

Nicht fern von einer großen Hauptstadt lag das Landgut des Barons —. Er haß-te den verschwenderischen Aufwand der Gro-ßen, kam selten nach der Stadt, und ge-noß das Erbe seines Vaters in häuslicher, stiller Ruhe. Wenn auch Geiz die Trieb-feder dieser Lebensart war, so ist er doch im polizirten Staate eher zu dulden, als mancher Baron, mancher Graf, der jähr-lich viele Tausende, oft Tonnen Goldes auf die elendeste Art verschwendet, den bit-tenden Armen durch die Räder seines ver-goldeten Wagens mit Koth bespritzt. Im Schwelgen und Prassen, des größten Ge-schenkes seines Schöpfers, des Lebens nicht froh wird, und endlich kraft und marklos stirbt, damit seine Kinder sich als Bettler introduziren können.

Die

---

*) Mein Herz schlägt allemal stärker, wenn ich diese Saite berühre. Ich sammle schon seit geraumer Zeit Erziehungsanekdoten, und werde sie einst gewiß bekannt machen. Staunen wird der Edle, und sie für unwahr-

schein-

Die Familie des Barons bestand aus seiner Gattinn, seiner einzigen Tochter, und aus einem alten, rechtschaffenen, gutherzigen Kapuziner, den ich darum mit unter die Familie zähle, weil er von ihr wie ein Kind geliebt, wie ein Vater geehrt wurde. Er war aller Rathgeber und Beichtvater. Jeder im Hause nannte ihn Herr Vater, und wer ein Anliegen zu entdecken hatte, der kam zu ihm. Er diente gern und willig, besuchte ringsumher die Kranken, und sprach tröstend mit dem Armen, dem er nicht zu helfen vermochte. In Gesellschaft war er aufgeweckt, munter, oft auch lustig; aber er vergaß nie die Würde seines Amtes, das man in ihm verehren mußte. Vor sechs Jahren hatte ihn der Baron als Schloßkaplan aus dem Kloster berufen, und seine tägliche, einzige Pflicht war, in der Kapelle Messe zu lesen.

Eh

---

scheinlich halten. Aber zittert, unnatürliche Väter! Zittert ihr Buhldirnen, die ihr den Namen einer Mutter schändet. Ich will euch so kenntlich züchtigen, daß ihr euch wenigstens schämen müßt, wenn ich euch auch nicht bessern kann.

Eh ich weiter erzähle, muß ich meine Leser auch mit dem Karakter der Uebrigen bekannt machen: Der Baron war im weitesten Verstande des Worts genommen, ein ehrlicher, aber ein roher, unwissender, stolzer Landjunker. Er hatte hohe Begriffe von seinem Adel, dessen ächte Vorzüge und wahren Verdienste er nicht kannte. Die Verbesserung seines Guts, und eine genaue Wirthschaft war sein einziges Augenmerk, seine einzige Beschäftigung. Nach dem Tode seines Vaters fand er sein Erbe mit Schulden belastet. Er hörte, daß Fräulein — dreyßigtausend Gulden im Vermögen habe, und nahm sie, als er sich nach der Sicherheit dieses Kapitals genau erkundigt hatte, zur Frau. Diese war von ihrer frühsten Jugend an im Kloster erzogen worden, lernte dort die Welt als einen abscheulichen Sündenpfuhl kennen, und wurde auf dem einsamen Landgute seines andern überführt. Sie las täglich sechs Stunden im Gebetbuche, zerrte die übrige Zeit den Rosenkranz herum, und quälte den armen Kapuziner die Woche dreymal mit ihren Gewissenszweifeln.

Bey der Geburt des einzigen Kindes dieser Ehe, übernahm die Mutter die Pflege und Erziehung desselben. Das Mädchen wurde allen Gnadenbildern des ganzen Landes verlobt, wuchs mit Skapulieren und Amuleten behängt auf, lernte in Pater Kochems Himmelschlüssel lesen, und war im sechzehnten Jahre roher, unwissender, dummer als das ärmste Mädchen ihres Dorfs. Auch ihre Aussenseite, an der doch sonst jede Mutter herumzupft, wurde ganz vernachlässigt. Sie wußte — um die Verwunderung aller Mütter zu erregen — nicht einmal ein Kompliment zu machen.

Einst versammelte sich diese Familie im Speisezimmer. Alle waren da, nur die gnädige Frau fehlte. Endlich trat sie im Gesichte glühend unter Kreuzigen und Segnen ein:

Baron. Was fehlt dir, mein Kind?

Baronin. Ach heiliger Anton von Padua! Heilige Mutter Anna! Heiliger Florian behüte und bewahre unser Haus!

Baron. Tausend Element! Brennt's? Schock schwere Noth! *) Wo brennts?

---

*) Wenn ich itzt und künftig diese Personen redend anführe, so kann sich jener, dem's

Baronin. Ah es brennt nicht! Aber weit was ärgers! Weit was schrecklicheis! — — Stell dir nur vor!

Baron! Was ists denn? So rede ins — — —

Baronin. Ich sitze eben in meiner besten Andacht im Kabinette. Die Stubenmagd räumt zusamm, auf einmal fällt sie vor mir nieder, und gesteht mir frey und frech, daß sie schon im neunten Monate schwanger sey. Ich sollte mich ihrer erbarmen, sagte sie, mich des armen Würmchens annehmen; aber ich stieß sie gleich mit dem Fusse von mir, und befahl dem Jäger, sie aus dem Schlosse zu jagen.

Baron. Hast recht gethan! Zulezt müßte ich den Balg noch ernähren! Hab der armen Leute auf meiner Herrschaft so genug!

Pater Aemil. Aber was wird das arme Mädchen anfangen?

Ba-

---

hagt, das öftere Anrufen der Heiligen von der Baronin, das zur Gewohnheit gewordene Fluchen des Barons selbst hinzudenken. Ich will nicht ärgern, nicht spotten, sondern nur den Mißbrauch rügen.

Baronin. Mag sie auf dem Miste krepiren! Sie werden mir doch nicht zumuthen, daß ich sie noch länger im Hause dulden soll! Ich machte mich ja fremder Sünden theilhaftig! Dafür bewahren mich alle Heiligen in Gnaden! Nein, mit einer solchen Sünderinn mag ich nicht länger unter einem Dache wohnen!

Pater Aemilian schwieg, denn er hatte schon öfters, sie eines bessern zu belehren, vergebens versucht. Nach der Tafel schliech er sich fort, und suchte die Verstoßne auf. Er fand sie vorm Schloße, wo sie weinend ihre Habseligkeiten, die man ihr nachgeworfen, zusammsuchte. Er sprach mit ihr warnend und tröstend, und führte sie nach einem nahen Dorfe, wo ein gutherziger Bauer sie bis zu ihrer Niederkunft aufnahm. Ein armes Weib vertrat nachher Ammenstelle bey dem neugebohrnen Kinde, für welche der edle Pater bey empfindsamen Seelen die Bezahlung sammelte. Der Vater dieses Kindes, ein Bedienter des Barons, wurde auch aus dem Schloße gejagt, aber der seltne Kapuziner verschafte ihm durch sein Vorwort einen bessern Dienst bey einer benachbarten Herrschaft, und hat-

te bald das Vergnügen, die Verirrte auf ewig zu verbinden.

Fräulein Therese hatte mit offnem Munde und starrem Auge bey Tische ihrer Mutter zugehört. Sie verstund von allem, was gesagt wurde, sehr wenig, und schlich Nachmittags, als die Mutter im Kabinette betete, zur Kammerjungfer, die eine alte Jungfer, und was die Sache sehr verschlimmert, ebenfalls eine Betschwester war. Fräulein Therese bat sie mit aller ihr eignen Einfalt, ihr doch zu erklären: Wie man schwanger werden könne? Die Alte nahm allerhand Ausflüchte, weil aber die Neugierige immer weiter in sie drang, und sie unaufhörlich quälte, so gab sie ihr folgende unsinnige Erklärung: Ein Mädchen wird schwanger, wenn es einen Mann gähnen sieht, und ihm sogleich nachgähnt.

Fräul. Therese. Aber das ist ja keine Sünde!

Kammerj. Die größte, erschrecklichste Sünde für ein unverheurathetes Mädchen, fliehen sie ja alle Männer wie die Pest, denn wenn man ihnen zu nahe kömmt, so kann es einem leicht geschehen.

Fräul. Therese. Aber Eure Gnaden *) Papa und Eure Gnaden Mama dürfen gähnen?

Kammerj. Ja! Sie sind vom Priester eingesegnet. Als der gnädige Papa und die gnädige Mama vor sechzehn Jahren mit= einander gähnten, da wurde die gnädige Mama schwanger, und da kamen sie auf die Welt. Aber, Fräulein, hüten sie sich ja für diesem Unglücke. Sie sehen itzt das traurige Beyspiel an Kätchen. Ich habe die Elende oft genug gewarnt, aber sie wollte doch nicht folgen! Nun hat sie's! Wenn ihnen so etwas geschähe, Papa und Ma= ma würden vor Jammer sterben!

So schnackte die Alte noch lange fort, und Fräulein Therese versprach, sich recht in Acht zu nehmen. Sie floh auch von dieser Zeit an alle Männer, und sprach mit keinem.

Acht Wochen nach dieser Geschichte fiel ein Marienfest ein. Fräulein Therese muß= te nach dem Beyspiel der Mutter sehr oft, und vorzüglich an diesen Tagen zur Beichte gehen. Sie erwachte diesmal ungewöhnlich früh,

*) Die einzige Spur einer adelichen Erziehung.

früh, um bald frühstücken zu können, eilte sie auch so früh zu Beichte. Denn sie wußte, daß Pater Aemilian schon die Bauern des Dorfs absolvirte. Sie beichtete bald, und als sie nach erhaltener Absolution im Heraustreten dem Pater Aemilian die Hand küssen wollte, so gähnte der zu früh aufgestandne Kapuziner, Fräulein Therese, die im gleichen Falle war, gähnte ihm sogleich nach. Kaum hatte sie diese unwillkührliche Bewegung bemerkt, so stand sie wie vom Blitze getroffen da, eilte endlich auf ihr Zimmer, und weinte bitterlich. Denn sie glaubte sich nunmehr ganz gewiß schwanger! Durch sechs Wochen schmachtete sie so in Angst und Sorgen, und vertraute niemanden ihren Kummer, denn ihre einzige Freundinn, die alte Kammerjungfer, war kurz vorher gestorben.

Vater und Mutter wurden endlich auf die äußerste Melancholie, auf die rothgeweinten Augen ihrer Tochter aufmerksam. Die Mutter nahm sie in ihr Kabinet, und fragte bald bittend, bald drohend, nach der Ursache ihres Kummers. Lange weigerte sich Therese, als aber die Mama ihr alles und jedes, was sie immer verbrochen

hätte,

hätte, zu verzeihen versprach, so gestand sie ihr: daß sie schwanger sey. Schwanger? schrie die erstaunte Mutter, und von wem? Vom Pater Aemilian! Vom Pa-ter Ae-mi-li-an! lallte die Mutter nach, und stürzte ohnmächtig vom Stuhle! Kaum hatte sie sich wieder erholt, so eilte sie, ihrem Gemahl diese schreckliche Neuigkeit mitzutheilen. Dieser wollte es nicht glauben, eilte selbst zu seiner Tochter, und hörte aus ihrem eignen Munde das nämliche Geständniß. Nun wüthete und raste er! Pater Aemilian wurde sogleich aufgesucht, aber er war von einigen benachbarten Freunden geladen worden, und folglich nicht zu Hause.

Der Baron beschloß in der Wuth, den unerhörten Frevel aufs strengste zu ahnden. Seiner Tochter Ehre nicht zu schonen, um nur Rache an dem Kapuziner nehmen zu können! Er schickte sogleich einen reitenden Bothen nach dem Syndikus eines benachbarten Städtchens ab, und bat ihn, in einer höchst wichtigen Sache morgen mit dem frühesten bey ihm zu erscheinen. Dieser hatte ihm einst einige Prozesse glücklich geendet, und sollte nun auch diesen übers-

nehmen. Die Baroninn war unfähig zu handeln, und lag halb todt auf dem Bette. Ihre unschuldige Tochter wurde ins Zimmer versperrt, und duldete im Stillen.

Abends um zehn Uhr trat der gute Pater sehr aufgeräumt und lustig ins Zimmer des Barons. Verwundernd sah er, daß ihm dieser nicht dankte. Endlich fragte er ihn nach der Ursache seiner außerordentlichen Wildheit.

Baron. Und sie können noch fragen? Sie ehrloser, abscheulicher Mann! Es ist alles entdeckt! Alles verrathen!

Pater. Was verrathen?

Baron. Aber so wahr Gott über mir ist, so wahr ich Baron — heisse! Ich will mich gewiß rächen, und soll ich mein ganzes Gut, mein Hab und Vermögen verprozessiren, so müssen sie doch zwischen vier Mauern bey Wasser und Brod ewig gefangen sitzen!

Pater. Ich? Was hab ich denn verbrochen?

Baron. Sagt ihnen ihr Gewissen nichts?

Pater. Wenig, worüber ich einen Vorwurf, nichts, worüber ich solche Vorwürfe verdiente!

Baron. So will ich's ihnen sagen! Sie haben mich auf das grausamste beleidigt, sie haben meiner ganzen Familie einen unauslöschlichen Schandfleck angeheftet, sie haben mein einziges Kind verführt!

Pater. Ich? Ihr Kind?

Baron. Ja, sie haben meine Tochter geschwängert;

Pater. Ich alter, acht und funfzigjähriger Mann? Ich? Ihre Tochter? — — Ah, nun merk ich's erst, sie wollen spassen! Aber solch ein Spaß! — —

Baron. Elender Pfaffe! ich spasse nicht! Machen sie nicht, daß ich mich an ihnen vergreife, denn das wünschten sie vielleicht, damit ich mein Recht verlöhre! Wie wollen, wie können sie's läugnen, da sie's selbst gestanden hat?

Pater. Sie selbst? Gestanden?

Baron. Ja! Mir, ihrer Mutter und allen, die zugegen waren! Doch, zu was des vielen Geschwätzes! Ich dachte mir's im voraus, daß sie's hartnäckig läugnen, ihr Alter, ihre Würde vorschützen würden, aber, bey Gott! nichts soll sie schützen! Und soll ich ihr Bekenntniß durch die Folter erzwingen, so glauben sie sicher, daß

ichs

ichs durchsetze, und durchzusetzen im Stande bin.

Pater. Herr Baron, ich halte ihre Reden nicht mehr für Scherz, sonst müßte ich sie für unsinnig halten! Aber wenn sie nichts erwägen, nichts untersuchen wollen, so bedenken sie doch wenigstens mein Alter! — —

Baron. Eine kahle Ausflucht! Mein Vater war sechzig alt, als er mich zeugte!

Pater. So sey es ihnen bey meiner priesterlichen Würde, bey dem Gott, den ich täglich opfere, geschworen! Ich bin ganz unschuldig an ihrer Tochter Verbrechen, ich begreife nicht einmal, wie sie so etwas von mir sagen kann, da ich sie doch stets ermahnte, auf dem Wege der Tugend zu wandeln!

Baron. O, spielen sie noch obendrein den Heuchler! Ihre Worte passen nicht zu ihren Handlungen! Wer die Diebe beschützt, ist selbst ein Dieb!

Pater. Ich verstehe sie aufs neue nicht.

Baron. Haben sie sich nicht neulich der Hure im Stillen angenommen? Glauben sie, daß es mir verborgen geblieben ist? Ernähren sie nicht noch itzt ihren Bankert? Ich will nicht urtheilen, aber — —

Pater. Was ich der Gefallenen that, that ich aus Menschenliebe, aus Erbarmen; Erbarmt sich Gott selbst des Sünders, warum soll ich, sein Diener, dem erhabenen Beyspiele nicht folgen?

Baron. O ich weis, daß sie ein recht guter Prediger sind, aber bey mir predigen sie sich nicht los. Ich habe schon alles dem Syndikus L— berichtet, der wird morgen früh herkommen, und bey diesen werden sie mit ihren Entschuldigungen nicht auslangen.

Pater. Sie haben also wirklich schon meine Ehre, meine Würde, meinen Orden gebrandmarkt?

Baron. Das habe und das werde ich! Diese Nacht berichte ich die ganze Sache ans Konsistorium und an ihren Guardian. Ich verlange noch heute Arrest auf ihre Person. und die äußerste Genugthuung! Von meinem Gut sollen sie öffentlich weggeführt werden. Alle Bauern will ich zusamm rufen, damit sie sehen, was ich für eine Schlange in meinem Busen ernährt habe.

Pater. Herr Baron, ich bitte sie um Gottes Barmherzigkeit willen, überlegen sie wohl, was sie thun! Sie bringen mich

alten

alten Mann zur Verzweiflung, denn solche unverdiente Schande kann ich nicht ertragen. Lassen sie mich wenigstens mit ihrer Tochter reden.

Baron. Morgen! Morgen soll sie es ihnen in Gegenwart eines geschwornen Notarius ins Gesicht sagen, und ich will dann sehen, ob sie's noch läugnen werden.

Pater. So untersuchen sie wenigstens, eh sie mich so entsetzlich beschimpfen, den Zustand ihrer Tochter genauer. Sie muß krank, sie muß närrisch seyn; wenn sie so etwas sagen kann.

Baron. Feine Wendungen! Recht gute Advokatenpfiffe! Aber sie gelten bey mir nichts! — — Gehen sie nur auf ihr Zimmer!

Pater. (weint) Können sie die Thränen eines alten Mannes, eines Priesters, ihres Freundes, ihres Beichtvaters nicht überzeugen?

Baron. Weine, Schlange, weine, ich lasse mich nicht rühren!

Pater. Kann ich Sie denn auch nicht bewegen, nur zu warten, nur kalt zu untersuchen? Ich bin unschuldig; aber wenn sie so mit mir verfahren wollen, so bleibt

meine

meine Ehre immer gebrandmarkt, wenn ich auch in der Folge unschuldig befunden werde. Die Feinde unsers Standes mehren sich täglich, jedes Auge sucht Fehler und Gebrechen an uns zu entdecken, und wenn solch eine Geschichte unter die Leute kömmt, so bleibt sie in ihrem Munde ewig wahr, ich ewig der Schuldige und die Zielscheibe ihres Spottes! Nur kalte, genaue Untersuchung ist — — —

Baron. Was soll ich mehr untersuchen! Meine Tochter hats gestanden, würde es gewiß nicht sagen, wenns nicht wahr wäre! Denn dies Geständniß vermehrt, aber vermindert nicht ihr Verbrechen. Meiner Tochter Ja gilt hier mehr, als ihr tausendfaches Nein! Was soll ich also untersuchen?

Pater. So warten — —

Baron. Stille! Ich mag nicht länger mit ihnen handern! Gehen sie auf ihr Zimmer! Heute will ich sie noch beherbergen, aber morgen wird ihnen schon ein anders Logis angewiesen werden. — — Daß sie sich übrigens nicht etwan einfallen lassen, entfliehen zu wollen! Meine zwey Jäger warten schon im Vorzimmer, sie werden

sie

sie ihn ihr Zimmer führen, und diese Nacht vor ihrer Thüre wachen!

Pater. Auch diesen Leuten ist meine Ehre schon preis gegeben! Ueberlegen, bedenken sie doch nur — —

Baron. Fort, ich will nichts mehr hören!

Pater. Gott verzeih es ihnen, daß sie mich alten Mann zum Aeußersten bringen.

Er gieng. Die beyden Jäger folgten ihm wirklich, und wachten vor seinem Zimmer. Um zwölf Uhr rief er beyde hinein, und fragte sie: Ob sie es selbst gehört hätten, daß Fräulein Therese dies ihrem Vater bekannt hätte? Sie bejahten es, und als er sie nochmal fragte, so betheuerte es einer von ihnen bey seiner Seligkeit! Er entließ sie, und sperrte bald darauf die Thüre zu.

Früh kam der Syndikus an. Der Baron erzählte ihm die ganze Geschichte. Wir müssen, sagte der erste, sogleich das Fräulein summarisch verhören, um den Pater aus den Nebenumständen überzeugen zu können. Das Fräulein wurde gerufen, die Baroninn war auch zugegen.

Ich übergehe die ersten Fragen des Syndikus, und führe nur folgende an:

Syn-

Syndikus. Sie sind also schwanger?

Fräul. Therese. Ja!

Syndikus. Von wem?

Fräul. Therese. Vom Pater Aemilian!

Syndikus. Wo geschah die That?

Fräul. Therese. In der Kapelle!

Baron. (aufschreyend) In der Kapelle!

Baronin. (seufzend) In Gegenwart aller Heiligen!

Syndikus. Wann und um welche Zeit?

Fräul. Therese. Am vergangenen Marienfeste, früh um sechs Uhr!

Baron. Da müssen ja schon Leute in der Kapelle gewesen seyn!

Fräul. Therese. Freylich! Das ganze Dorf!

Syndikus. An welchem Orte in der Kapelle geschah es also?

Fräul. Therese. Gerade vorm Beichtstuhle!

Syndikus. Aber, wie ist denn das möglich?

Fräul. Therese. Je nun! ich beichtete bey ihm, und wie ich ihm nach der Beichte die Hand küßte, so gähnte er, und ich gähnte den Augenblick drauf auch!

Syndikus. Nun weiter!

Baron und Baronin. Weiter!

Fräul. Thereſe. Nun da wars geſchehen, und weiter weis ich nichts!

Nach langen Fragen und Antworten fand ſichs denn endlich, daß die alte Kammerjungfer an der ganzen Verwirrung ſchuld, Fräulein Thereſe nichts weniger als ſchwanger, und der gute Aemilian ganz unſchuldig ſey!

Die Freude der Eltern war ganz außerordentlich, man eilte lachend den Pater Aemilian um Verzeihung zu bitten, und die Freude mit ihm zu theilen.

Seine Thüre war verſchloſſen. Nach langen vergeblichen Klopfen und Bitten ſprengte man ſie endlich ein, und fand den gekränkten alten Mann todt an ſeinem Bette hängen. Er hatte ſich mit dem Stricke ſeines Ordenskleides, das er ſtets mit Ehre trug, erhängt. Ein Kruzifix ſtack in ſeinem Buſen, und der ſechſte Pſalm lag ausgeſchlagen auf dem Tiſche.

Neuer, gerechter Schmerz bemächtigte ſich nun des ganzen Hauſes. Alle trauerten um den guten Pater, und Fräulein Thereſe konnte ſichs auch in ältern Tagen nicht verzeihen, daß ſie einſt die unſchuldige Urſache ſeines Todes war.

Die Bewegsgründe zu diesem Selbstmorde liegen in den Entschuldigungen, die der arme Unglückliche dem tobenden Baron machte. Er sah, wo er hinblickte, nichts als Schande. Bestand Fräulein Thereſe auf ihrer Aussage, so war ewiges Gefängniß die leichteste Strafe, die er sich denken konnte. Kam endlich seine Unschuld nach langer Untersuchung an Tag, so gieng er doch allen zum Aergerniß, zum Hohngelächter herum. Denn jeder würde seine Unschuld für verdächtig, die Wahrheit aus Ehrfurcht gegen seinen Stand für unterdrückt gehalten haben. Er eilte also in der Verzweiflung, seinem Leben ein Ende zu machen, aber er eilte zu früh, und traute in diesem unglücklichen Augenblick nicht auf die Hülfe des Ewigen! des Gerechten! des Allwissenden!

Nimm du dir wenigstens, künftiger Unglücklicher, diese Geschichte zum warnenden Beyspiele, und präge dir's felsenfest in dein Herz, daß Gott die Gerechten nicht verläßt! Will er dir in dieſer Welt nicht mehr helfen, so wird er dich selbst rufen, selbst deine Tage enden, und dann hast du — welche herrliche Aussicht! vollkommnen Anspruch auf seine Gerechtigkeit.

Martin Hanse,
Bösewicht und Selbstmörder.

Vor kurzem kamen die Bewohner des Marktfleckens M— bey ihrer Landesregierung bittend ein, daß man doch ihrer Obrigkeit untersagen möchte, sie wegen geringer Verbrechen nicht mehr in das schreckliche Martinsloch zu sperren. Der Fürst, menschlich und gütig, schickte sogleich einen Regierungsrath als Kommißair dahin, welcher das Gefängniß untersuchen, und nach Befinden der Wahrheit versperren sollte. Dieser kam dort an, fragte nach dem bürgerlichen Gefängnisse, und man zeigte ihm ein Zimmer, ganz reinlich und sauber, kurz ein Gefängniß, welches mancher, auch nicht ganz Armer sich zur Wohnung wünschen würde. Aufgebracht über das lügenhafte Anbringen, versammelte er am andern Morgen die ganze Bürgerschaft, und war willens ihnen ihre Lügen streng zu verweisen; aber sie entgiengen diesem Verweise, weil der älteste

este der Bürger sogleich antwortete, daß sie wider das Zimmer gar nichts einzuwenden hätten, wenn nur nicht der böse Martin hier sein Wesen triebe, der viele bey Nacht schon so geängstigt habe, daß sie am hitzigen Fieber gestorben wären.

Der Kommißair ließ sich den Ursprung dieser Geschichte erzählen, und erfuhr von der Obrigkeit des Orts, daß vor langen Jahren, wie noch vorhandene Akten bewiesen, nahe an diesem Zimmer ein Erzbösewicht mit Namen Martin in einem Loche gesessen, von diesem erzähle man, daß er noch alle Nächte hier herumwandle.

Die Thüre dieses Lochs gieng ins Zimmer. W—(so hieß der Kommißair) befahl, sie mit Gewalt zu öffnen, weil der Schlüßel dazu schon lange verlohren gegangen war. Er fand eine Grube, in der ein Mensch weder stehen, noch sitzen oder liegen konnte. Aengstlich fragte der Menschenfreund, ob hier je ein Bürger gefangen gesessen; aber sie selbst verneinten es, und baten ihn nur, auch dies Zimmer zu versperren, weil Furcht ärger als die Folter martere. Eure Bitte sey gewährt, sagte der Kommißair, ich bestärke euch zwar in einem falschen Wahne,

denn unmöglich kann ein Bösewicht nach seinem Tode Macht haben, hier auf Erden herum zu wandeln; aber ich wills bey unserm guten Fürsten verantworten, der auch mit Bösewichtern Mitleiden hat, und noch weniger will, daß geringe Verbrechen mit Todesangst bestraft werden! Heil dem Lande, wo der Fürst so denkt, und seine Räthe so sprechen!

W— ließ sich darauf die Akten reichen, um mit dem bösen Martin näher bekannt zu werden, und las folgende schreckliche Geschichte, die ich aus seinem Munde habe, und zur Beherzigung aller Richter erzähle:

Zu L—, in der Gerichtsbarkeit M— lebte im funfzehnten Jahrhunderte ein Bauer. Seine Nachbarn nannten ihn den Glücksmichel, weil er ein ansehnliches Gut und zwey Töchter hatte, deren Schönheit man in der ganzen Gegend bewunderte. Siebenzehn Jahre war die älteste seiner Töchter, als sie schwanger wurde. Das Gericht ließ sie, nach Sitte damaliger Zeit, sogleich vor sich fordern, um von ihr den Thäter zu erfahren, der dann mit ihr Kirchenbusse thun sollte.

Agatha schwur, daß sie keinen Mann erkannt habe, zwar seit fünf Monaten eine große Veränderung an ihrem Körper fühle: aber weiter nichts zu bekennen wisse. Sie wurde bis zum freywilligen Geständnisse im Arreste behalten, oft verhört, und nie eines andern überführt. Endlich kam sie nieder, und nun beschlossen die Richter, nach der Strenge mit ihr zu verfahren. Den Tag zuvor schmaußten sie nach alt hergebrachter Gewohnheit bey dem Pfarrer. Dieser, ein rauher und bigotter Mann, sagte unter andern, als man von Agathen sprach: Ich fürchte, daß bey ihr eine Blutschande obwaltet, denn wie ich das Kind taufte, so bemerkte ich deutlich, daß es seinem Großvater sehr ähnlich sah, und sicher ist dieser der Ehrenschänder seiner eigenen Tochter, darum will und wird diese nichts bekennen! Die Richter fanden dies nicht unwahrscheinlich, und legten am andern Tage, nach dem Rathe des Pfarrers, Agathen die Frage vor: Ob nicht ihr eigener Vater, auch Vater ihres Kindes sey? Diese erstaunte darüber, stotterte, als sie antworten sollte, und dies Erstaunen, dies Stottern nahmen die Richter als ein halbes Bekenntniß an.

Nur um das Formale zu beobachten— denn man glaubte der Sache schon gewiß zu seyn — verhörte man Michels Nachbarn. Diese antworteten auf die vorgelegten, sehr verfänglichen Fragen, daß Michel stets eine besondere Liebe gegen seine Töchter gezeigt, sie oft in vieler Gegenwart geherzt und geküßt habe, und überdies noch mit ihnen in einer Kammer schlafe. Diese Aussage, Agathens Erstaunen und Stottern, wurde nun von den Richtern aufs neue erwogen, und sie fanden Beweis genug, um die Angeklagte durch die Folter zum Bekenntniß zu zwingen.

Agathe betheuerte zwar auch noch auf dieser die Unschuld ihres Vaters, als man sie aber immer und stärker zu martern fortfuhr, so bekannte sie schaudernd, daß ihr Vater auch Vater ihres Kindes sey. Die Richter sezten den armen Michel sogleich ins Gefängniß.

Das gute, gefolterte Mädchen ward am andern Morgen todt gefunden. Sie starb also unter den entsezlichsten Schmerzen, ohne Beystand, ohne Hülfe! Niemand stand ihr in ihren Todesnöthen bey, keine mitleidige

Seele

Seele sprach ihr Trost zu! Gott der Güte und der Gerechtigkeit, ihre Belohnung muß jenseits groß und herrlich seyn! Agatha war nun, nach dem juristischen Ausdrucke, auf ihr Bekenntniß gestorben, und Michel wurde, non confessus sed convictus, aus großer Gnade als ein Blutschänder drey Tage lang an dem Pranger gestellt, bekam dann den Staupbesen, und wurde des Landes verwiesen. Seine jüngere Tochter erhielte seine Güter, und trauerte im Stillen über ihre Schwester, über ihren im Elende herumirrenden Vater.

Ehe noch die ganze Geschichte vergessen war, kam Michels Vetter vor Gericht, und zeigte an, daß seine Base Elisabeth (so hieß Agathens jüngere Schwester) seiner Frau allerhand bedenkliche Umstände vertraut habe, aus denen man deutlich schliessen könne, daß sie mit ihrer Schwester im nämlichen Zustande sey. Auch habe er einst früh, wie er auf den Acker gefahren, den landesverwiesenen Michel aus seinem Hause und nach der Gränze eilen gesehen. Die Richter verboten sogleich dem Ankläger, niemanden von seiner gemachten Anzeige etwas zu sagen, und sandten Kundschafter aus, um auf Michelen

cheln zu lauern. Am Morgen des dritten Tags erwischte man ihn auch wirklich, wie er mit seiner Tochter aus dem Hause schlich. Die bey ihr gefundenen Sachen bewiesen deutlich, daß sie auf immer mit ihrem Vater entfliehen wollte; als man nun noch obendrein fand, daß sie wirklich schwanger war; so blieb den Richtern kein Zweifel übrig, Micheln abermal für den Vater des Kindes zu halten. Wie man ihn verhörte, so sagte er: Es ist wahr, ich wollte meine Tochter, mein einziges Kind nach S*** führen, um sie nicht auf der Folterbank quälen zu lassen. Sie ist schwanger, aber wie sie es geworden, weis sie eben so wenig als ich! Gewiß geht hier etwas Uebernatürliches vor! Ich allein bin strafbar, denn ich habe sie zu dieser Flucht beredet, bin öfters euerem Verbote zuwider, um mein Kind zu sehen, im Lande gewesen. Nehmt mir mein Leben, ich wills gerne aufopfern, aber um des Blutes Christi willen schont dieser Unschuldigen, denn sie hat mir vorm Kruzifixe geschworen, daß sie nicht einmal eine fremde Mannsperson geküßt habe, und nicht wisse, wie sie zu diesem Unglücke gekommen sey.

Die Folter, sagte ein Richter, soll euch schon den Mund öffnen, und nach einigen Tagen wurde Michel wirklich gefoltert. Der standhafte Vater litt die heftigsten Schmerzen, das bewies sein Jammern, sein Flehen, aber er duldete es um seines Kindes willen und überstand alle Grade, welche grausame Tyrannen zur Marter der Menschen ersonnen haben, ohne etwas anders zu gestehen. Unbekannt mit der väterlichen Liebe, glaubten die Richter, Michel müsse zauberische Künste verstehen, und mit dem Teufel einen Bund haben, sie wandten sich daher an Elisabeten und versprachen ihr vollkommne Verzeihung, wenn sie gutwillig bekennen wolle. Ich bin noch jung, sagte das gute Kind, und möchte noch gerne leben, wenn ich aber durch Lügen mein Leben retten, und einen so guten Vater unglücklich machen soll; so will ich gerne sterben! Mache mit mir, was ihr wollt! Gott wird mir beystehen!

Aber man achtete nicht auf ihre Rede, und schleppte sie ebenfalls zur Folter. *)

*) Gewiß noch schwanger! Guter Gott, ich danke dir inbrünstig, daß ich in einem Zeit-

Jede ihrer Nerven wurde gespannt, jedes ihrer Glieder verrenkt, tausendfältiger Schmerz wüthete in ihr, und sie schwieg! Als aber Todesangst ihre Sinne schwächte, Leben und Tod in ihr kämpften, da preßte die donnernde Frage des Richters ihr ein Ja ab, und ihr Mund schloß sich auf ewig! Tod wurde sie von der Folter genommen, und gleich ihrer Schwester, auf dem Schinderanger begraben.

Nun waren zwey Personen mit dem Bekenntniße auf Micheln gestorben, nichts konnte ihn mehr retten, und er wurde bald darauf als Blutschänder zum Feuer verdammt. Standhaft gieng er zum Tode, und dankte Gott, daß er zu seinen Kindern übergehe. Viele aus der Gemeinde schenkten dem guten Michel eine Thräne, viele glaubten sogar, daß er unschuldig gestorben sey.

Der Pfarrer, mit dessen Karakter ich meine Leser schon bekannt gemacht habe, hörte einst diese menschenfreundliche Meynung seiner Bauern, und verwies sie ihnen am folgenden Feyertage scharf auf der

---

alter lebe, wo Richter der Menschen auch Menschen seyn müssen.

der Kanzel. Ihr versündigt euch an Gott, sagte er, wenn ihr diesem Blutschänder und Bösewicht das Wort redet! Ich bin von der Wahrheit seines Verbrechens so sehr überzeugt, daß ich zur Bestättigung derselben heute den Kelch darauf trinken will, und zum schnellen Tode müsse er mir gereichen, wenn Michel mit seinen schandlosen Töchtern unschuldig starb. Diese merkwürdigen Worte erzählen die Akten, und setzen hinzu, daß der Pfarrer nach dem Genuße des Kelchs plötzlich krank geworden, und schon am andern Tage gestorben sey. Jeder Bürger und Bauer in der ganzen Gegend glaubte nun steif und fest, daß Michel unschuldig sey. Wo sie sich versammelten, wo sie mit einander sprachen, da gedachten sie auch des guten Michels. Sie besuchten oft den Platz, wo er verbrannt wurde, und setzten ein Kreuz darauf. Die Mädchen wahlfahrteten häufig nach dem Grabe seiner Töchter, und beweinten die Unschuldigen.

Der Jäger im Dorfe war einer der eifrigsten Vertheidiger des todten Michels, denn er hatte vorher immer gute Freundschaft mit ihm gepflogen, und oft im vertraulichen Gespräche die langen Winter-

abens-

abende durchplaudert. Er trauerte daher noch stets um ihn, und dachte oft über das Schicksal des Armen nach. Einst gieng er in diesem Gedanken nach Hause, und überlegte, wie's wohl möglich seyn könne, daß die beyden Mädchen unwissend schwanger geworden? Wie, wenn mein Martin, fiel ihm auf einmal ein, der Urheber oder wenigstens der Mitschuldige dieses Bubenstücks wäre! Er war sonst recht oft in Michels Hause, er läuft itzt noch allen hübschen Mädchen nach, und hat schon manchen lüderlichen Streich angestellt! Ich will, ich muß ihn darüber zur Rede stellen! Indem er dies noch dachte, war er seinem Hause sehr nahe, und sein Jägerbursche Martin der erste, der ihm begegnete. Durch eine besondere, innerliche Empfindung angetrieben, sprang er schnell auf ihn zu. Es ist alles entdeckt, sagte er, alles verrathen! Du bist der Ehrenschänder von Michels Töchtern! Martin erschrak heftig und zitterte, daß ihm die Knie schlotterten. Helft mir fort, sagte er endlich, ich gestehe euch alles. Aber zu sehr erbittert über den Bösewicht, schleppte ihn der Jäger vors Gericht, und auch hier bekannte Martin alles. Ich war, so lassen ihn die Akten reden,

schon

schon lange in die beyden Mädchen verliebt, ich kannte aber ihre Tugend zu gut, als daß ich die Erfüllung meines Wunsches von ihnen erwarten konnte, und nahm daher meine Zuflucht zur List.

Ein alter Jäger hatte mir vor einigen Jahren erzählt, daß der Saft des — *) Krauts schlaftrunken mache. Ich holte mir solchen Saft, goß ihn einst, als Agatha allein zu Hause war, unbemerkt in die Milch, die sie eben aß, und gieng fort. Bald darauf sah ich durchs Fenster, daß sie fest schlief, gieng sogleich hinein, und stillte meine Begierde, ohne sie dadurch zu erwecken. Auf eben die Art, erzählte er weiter, habe er es öfterer, und auch endlich bey Elisabeten bewerkstelligt. Der Schlaf, den dies Kraut verursache, daure nur zwey Stunden, dies habe er aus Agathens Munde, die es ihm selbst erzählt, daß sie, sobald er weggegangen, fest eingeschlafen, und erst nach zwey Stunden erwacht sey.

Die Richter erstaunten nicht wenig über diese Aussage, und waren in Gefahr, von dem erbitterten Volke gesteinigt zu werden, denn

*) Der Name dieses Krauts ist in den Akten, vermuthlich wegen möglichen Misbrauch, sorgfältig ausgelöscht.

denn es kömmt selbst in den Akten die Klage eines Richters vor, welcher sich heftig beschwert, daß ihn viele junge Leute am Abende mit Steinen geworfen und Mörder genannt hätten.

Unterdessen wurde Martin streng bewacht, und weil man kein besondres festes Gefängniß hatte, so grub man das obenerwähnte Loch, maurte es mit großen Quadersteinen aus, an welche man ihn, mit schweren Fesseln beladen, anschloß. Und doch entgieng dieser Bösewicht der schrecklichen, verdienten Strafe, die man ihm zubereitete. Er stahl den hölzernen Löffel, mit welchem er wöchentlich nur einmal warme Suppe aß, steckte diesen in sein Halstuch, und drehte ihn so lange herum, bis er sich selbst erdrosselte. So fand man ihn des Morgens, und zu verwundern ist's wirklich, daß seine Hand in der Todesangst nicht nachgab, sondern noch erstarrt den Löffel hielt.

Die Richter thaten nun alles, um das Volk zu beruhigen, sie räderten den todten Martin, sammelten die Asche des unschuldigen Michels, und gruben die Gebeine seiner Töchter aus. Man beerdigte sie in der Kirche, und so lange die Bewohner von M— noch katholisch waren, verehrten sie die unschuldig Ermordeten als Heilige.

Anton Leiter,
Mutter- und Selbstmörder.

Wunderbar, ewige Vorsicht, sind deine Wege! Ich fühle lebhaft dein Daseyn! Hört, theure Freunde, diese Geschichte, und fühlt es mit mir!

Graf G— war in seiner Jugend ein grosser Wollüstling, und seine Gemahlin die größte Koquette. Als er entnervet, entkräftet, sie von ihren Anbetern verlassen war, zogen sie miteinander auf eines ihrer Landgüter, beweinten ihre Jugendsünden, beteten den ganzen Tag, stifteten Klöster, bauten Kirchen und Kapellen. Ihr Schloß, sonst der Sammelplatz aller Verschwender und Wollüstlinge, war itzt ein Kloster. Kein fremder Wagen nahte sich mehr dem Thore. Im schön gepflasterten Hofe wuchs Gras und Moos. Alle Beamte und Bediente mußten mit dem andächtigen Paare in der Kirche sitzen, und in Sitten und Gebärden den Scheinheiligen spielen. Wer

in dieser Kunst den größten Grad der Vollkommenheit erreichte, der wurde von seiner Herrschaft am meisten geschätzt und geliebt. Marianne diente als Stubenmagd im Schlosse. Sie war jung, artig, und spielte doch die Rolle der Andächtigen, der Sittsamen so gut, daß sie bald der Liebling der Gräfinn wurde. Ihr allein war's vergönnt, in den Erholungsstunden die Gräfinn zu bedienen, mit ihr, nach Art aller Betschwestern, über die Sitten der ruchlosen Welt zu schimpfen. Mariane benutzte nebenbey diese Zeit auch, um jeden der Domestiken zu verläumden. Bald hatte sie in der Kirche den Johann auf Lieschen winken, bald diese oder jene mit einem andern vertraulich reden gesehen. Die Verläumdeten wurden jedesmal vorgerufen, von der Gräfinn stundenlang ausgescholten, stundenlang zu einem längeren Leben ermahnt, oft auch nach allen diesem des Dienstes entlassen.

Alle im Hause wußten, daß Marianne ihre Anklägerinn war, und flohen und haßten die Scheinheilige.

Einst giengen die Bewohner des Schlosses nach der Abendbetstunde schlafen. Einer

aus

ihnen trat noch ins heimliche Gemach, und hörte in der Tiefe desselben ein Kind schreien. Er entdeckte sogleich seinem Kammeraden die gemachte Bemerkung, aber alle lachten ihn aus, weil sie wußten, daß der Abtritt gerade über einen Fluß gebauet war, der an dieser Stelle sehr schnell und tief vorüber floß. Beynahe hätte der Erzählende selbst dieser Vorstellung nachgegeben; aber er hatte es zu deutlich, zu lange gehört. Er bat sie also, ihm nur zu folgen und selbst zu hören. Sie thaten's, und hörten zu ihrem Erstaunen das nämliche Geschrey. Nach langer Untersuchung holte man eine Fackel, die man an einen Strick gebunden, hinunter ließ, und sah ein neues Wunder.

In der Tiefe des Abtritts waren zwey eiserne Stangen quer übereinander befestiget. Auf ihrer Mitte lag ein nackendes Kind. Nach allen vier Seiten war ein Raum, durch welchen nicht allein ein Kind, sondern auch der größte Mann hinabstürzen konnte. Die Verlegenheit der guten Leute war nun groß. Sie wünschten alle das Kind zu retten, aber sie fanden überall die größte Gefahr. Von unten war

die Rettung ganz unmöglich, weil der Fluß schnell wie ein Pfeil vorbey schoß, und nahe dabey eine Mühle war, die den Zug noch vermehrte. Von oben herab wollte sich auch keiner wagen, weil jeder hinab zu fallen fürchtete.

Endlich riß ein Hausknecht die obere Decke des Abtritts los, setzte eine lange Leiter auf eine der verrosteten Stangen, und stieg so, sein und des Kindes Leben wagend, hinunter. Obgleich jeder Tritt, den er auf der Leiter that, das Eisen gewaltig erschütterte, so fiel das Kind doch nicht hinab, und der große Held, der edle Menschenfreund brachte bald zur Freude aller Anwesenden einen schönen, holden Knaben herauf, der durch seinen hohen Fall, nicht verletzt war, nur an einer Seite einige blaue Flecke hatte. Der Vorfall wurde sogleich der schon schlafenden Herrschaft hinterbracht. Beyde erschracken über den unerhörten Frevel, der ihr Schloß zu einer Mördergrube machte. Sie ließen sogleich die Hebamme des Dorfs rufen, die alle weiblichen Domestiken untersuchen mußte. Diese fand alle unschuldig, und gieng nun auch zu Mariannen, die Nachmittags

über

über Kopfweh klagte; bey der Betstunde nicht erschien, und schon lange im Bette lag. Die Gräfinn wollte für ihre Unschuld stehen; aber ihre Krankheit kam allen, vorzüglich der Hebamme verdächtig vor, sie fand auch bald in Mariannen die überzeugte, unläugbare Thäterinn.

Diese bestätigte endlich selbst durch ein offnes Geständniß die Wahrheit: Ein junger Offizier war ihr Verführer. Er kannte sie schon lange, verfolgte sie immer vergebens. Als aber Marianne einst auf Befehl der Gräfinn zu einem Wunderbilde der Mutter Gottes wallfahrtete, so begleitete er sie auf der Reise, und betrog sie um ihre Unschuld. Sie fühlte sich bald darauf schwanger, verbarg aber ihren Zustand sorgfältig, weil sie ihren guten Dienst nicht verlieren wollte. Diese Furcht verleitete sie auch zu der abscheulichen, unnatürlichen That, ihr Kind, das sie ohne jemands Hülfe gebahr, in Abtritt zu werfen. Thränen der Reue flossen bey dieser Erzählung über ihr Gesicht. Ich hätte, setzte sie endlich hinzu, mich morgen selbst bey Gericht angegeben, denn die Marter, die Qual, welche ich seit dieser That leide,

ist unbeschreiblich. *) Alle Anwesende erwarteten itzt von ihrer Herrschaft das strengste Urtheil über Mariannen. Sie erstaunten daher nicht wenig, als diese die ganze Sache zu unterdrücken, und allen Mitwissenden bey Verlust ihres Dienstes, ewig davon zu schweigen befahl.

Nicht Erbarmen mit der Missethäterinn, sondern die Schande, daß solch eine schreckliche Geschichte sich in ihrem exemplarischen Hause zugetragen, hielt sich ab, Mariannen dem Blutgerichte zu überliefern.

Ein vertrauter Bedienter bekam, in einer Stunde darauf, den Befehl, die Schuldige mit Tages Anbruch über die nahe Gränze zu führen, und dort vor dem ersten Dorfe abzusetzen. Ihr aber wurde gedroht, sie sogleich dem Gerichte zu überliefern, wenn sie über die Gränze zurückkehr-

---

*) Marianne! ich glaube dir! denn das zärtliche Gefühl einer Mutter kann wohl betäubt, aber nie unterdrückt werden! Es kehrt mit doppelter Stärke zurück, und straft seine Beleidiger mit den Qualen der Hölle

kehrte. Die Unglückliche versprach und gelobte diesen Befehl streng zu erfüllen. Noch in dieser Nacht ließ Graf und Grä= finn einpacken, sie zogen mit Anbruch des Tags auf ein anders Gut, und kehrten nie wieder auf dies Schloß zurück.

Kurz nach ihrer Abreise wurde Marianne über die Gränze geführt. Sie fühlte sich stark genug, als man sie vom Wagen hob, ihren Weg weiter fortzuse= tzen.

Niemand bekümmerte sich diese ganze Zeit über um das arme, von seiner Mutter verlaßne Kind. Der edle Hausknecht trug es seiner Frau nach Hause, diese pflegte es bis am andern Mittag. Nun gieng der barmherzige Samariter zum Haushofmei= ster, um von ihm zu erfahren: Wie und wann das Kind getauft werden sollte? Ich wills auch gerne in der Kost behalten, wenn

mir

Hölle. Von dieser ausgemachten, richti= gen Wahrheit sollte man jedes Mädchen durch warnende Beyspiele zu überzeugen suchen, und die Zahl der Kindesmörde= rinnen würde sich mindern.

mir, fügte er hinzu, die hohe Herrschaft etwas weniges beysteuert. Ich hab's mit Lebensgefahr gerettet, und es ist mir theuer geworden! Was, schrie der Unempfindliche, der Balg noch hier? Man hätte ihn der Hure mitgeben sollen. Die hohe Herrschaft hat befohlen, daß man der Sache mit keinem Worte erwähnen soll, ich kann also dabey nichts thun, ich will nicht einmal etwas davon wissen. Wer's Kind hat, kann's auch ernähren! Warum nicht, sagte der Unerreichbare, ich will's behalten, und mit Gottes Hülfe auch ernähren. Ich habe zwar schon fünf Kinder, erwarte täglich das sechste, aber ich will denken, meine Frau hat mir Zwillinge gebohren, und bringt sie mir Zwillinge, so will ich sie für Drillinge halten. Gott wird mir's vergelten, was ich dem armen Wurme thue, der nichts dafür kann, daß seine Mutter kein Mutterherz hatte.

Wahrheit, offen und frey gesagt, beschämt allemal. Der Haushofmeister mußte die Großmuth des Kerls bewundern, er konnte nicht antworten, murmelte einige unverständliche Worte, und entließ so den Hausknecht, der zu seiner Gattinn nach Hause eilte.

Mathes. Kätche! Das Kind bleibt uns!

Kätche. Hab's eh gedacht! Wenn ich nur Milch hätte, das arme Ding zu stillen! Sieh nur her, wie's mit der Zunge leckt, und's Wasser doch nicht trinken will!

Mathes. Armer Narr! Da hast du zwey Kreuzer! Kauf Milch! 'S ist mein Tabaksgeld; aber ich will lieber keinen Tabak schnupfen, in andern Dosen schmarotzen, als das arme Ding so leiden sehen!

Kätche. Laß seyn! Mathes! Behalte dein Geld! Ich weis, daß dir der Tabak vor Essen und Trinken geht. Ich hab mir ein Groschner zehne auf ein paar alte Hühner zum Kindbette zusammgespart. Kann's ja leicht entbehren! Hab's die vorigemale auch nicht gehabt!

Mathes. Nein! Ich will nicht! Wirst immer älter! Brauchst Stärkung!

Kätche. Nun so will ich's Kind selbst stillen! Wenn ich nur bald niederkäme!

Mathes. Das läßt sich hören! Zumuthen aber will ich dirs doch nicht! 'S könnte dir schaden.

Kätche. Ah! was schaden! Du spendirst mir dann und wann ein Seidel Bier, das bringt alles wieder ein.

Mathes. Weiß du aber auch, das wir von der Herrschaft nichts bekommen? 'S Kind auf unsre Unkosten noch können taufen lassen?

Kätche. Hab ich mir's nicht eingebildet, so will ich nicht dein Weib seyn.

Mathes. Ja! ja! Der Haushofmeister hat mir's eben angekündigt. Die Herrschaft will nichts davon wissen, folglich mag das alte Echo auch nichts davon wissen. Ich hab's ihm aber dichtig gesagt! — —

Kätche. Hast recht gethan!

Mathes. Und entgelten soll mir's das arme Kind erpresse nicht. Taufts der Pfarrer nicht umsonst, so versetze ich meinen scharlachnen Brustlatz.

Kätche. Oder ich meine reiche Haube! Und giebt uns die Herrschaft nichts, so will ich's doch kleiden und ernähren. Besser kleiden, als meine eignen Kinder, damit die Leute just sehen, daß wir deswegen nicht zu Grunde gehen.

Mathes. Ja, Kätche, ja! Wir thun ein gutes Werk. Wir erfüllen Gottes Gebot, wenn wir die Nackenden kleiden, und die Hungrigen speisen!

Käthe. Aber giebt nur Obacht, Mathes, wir werden für unsern guten Willen noch beklatscht und ausgerichtet werden!

Mathes. Laß sie klatschen und richten! Wir wollen sehen, ob sie an jenem Tage, an dem Gott alle Menschen richtet, auch noch klatschen und richten werden. Ich und du sind überzeugt, daß wir Gott gefällig handeln. Was liegt uns also an dem Gerede der Leute, wenn der da oben unser guter Freund und Vater ist!

So sprach das edle Paar, und fühlte sich durch diese gute That glücklicher, als mancher Fürst, mancher Graf, der alle Herrlichkeiten der Welt mit vollen Zügen in sich schlürft, aus goldnen, mit Brillanten besezten Dosen theuern Spaniol schnupft und nicht dran denkt, daß von dem Preise dieses Staubes ein Kind ernährt werden könne.

Der ehrliche Mathes hatte Nachmittags neue Sorgen mit dem Kinde. Der Pfarrer weigerte sich, es zu taufen, weil Mathes den Namen der Mutter nicht nennen wollte, bey Verlust des Dienstes nicht nennen durfte. Er mußte aufs neue zum Haushofmeister gehen. Dieser stellte endlich

lich nach vielen Bedenklichkeiten ein Attestat aus: Daß die hohe, gnädige Herrschaft ausdrücklich den Namen des Vaters und der Mutter verborgen halten wolle. Der neugierige Pfarrer aber fragte aufs neue an: Ob das Kind in einer rechtmäßigen Ehe erzeugt worden? Der gewissenhafte Haushofmeister verneinte es, und der Pfarrer taufte es endlich unentgeldlich, trug es aber im Kirchenbuche als ein uneheliches Kind ein. Dies einzige Wort, dieser einzige Federzug war das Unglück des Kindes! Ich möchte dies Wort nicht geschrieben haben.

Bald darauf kam die gute Kätche nieder, und säugte mit ihrem Kinde den kleinen Anton (So ließ Mathes das Kind nennen, weil er an dem Tage dieses Heiligen sein Leben rettete.) Seine Gattinn gewöhnte ihr eigenes Kind eher von der Brust, als das fremde, darbte und sparte mit ihrem Manne um die Wette, damit sie dem Kleinen, als er zu laufen anfieng, ein Röckchen kaufen konnte. Wenn in der Folge ihre Kinder in der rauhen Herbstluft noch barfuß liefen, so trug Anton schon Schuhe.

Wie er gröſſer wurde, lernte er in der Schule lesen und schreiben, und vergalt durch seine gute Aufführung seinen Pflegeltern all die Sorge, die ihnen seine Erziehung machte.

Eilf Jahre war Anton alt, als ein hizziges Fieber, das damals in der Gegend grassirte, seinen Pflegvater aufs Lager warf. Mathes fühlte bald sein nahes Ende, er benüzte die wenigen Stunden, in denen er seiner Sinnen mächtig war, den kleinen Anton von den Umständen seiner Geburt zu unterrichten. Der Arme weinte sehr, als er hörte, daß Mathes und Kätche nicht seine Eltern wären, und kam nicht mehr von seines Erretters Bette. Dieser empfahl in den lezten Minuten seines Lebens der trostlosen Gattinn den armen Anton, und gieng hinüber zum Ewigen, um dort den Lohn seiner großen Thaten zu empfangen, vor Gottes Throne in all der Herrlichkeit zu glänzen, mit der wir uns den größten Heiligen umgeben denken.

Seine Gattinn trauerte äusserst um ihn, das hizige Fieber ergrief auch sie. Am Begräbnißtage ihres Mannes legte man sie ebenfalls auf die Baare. Merkwürdig wars,

daß

daß sie den kleinen Anton im Todeskampfe bey der Hand faßte, und fest an sich zog.

O weissagende Seele! Du sahst in deinem letzten Augenblicke, als du dich zum Engel umwandeltest, den künftigen Jammer des Aermsten, und wolltest ihn mitnehmen! Aber der Ewige winkte, und er blieb!

Nach dem Tode der beyden Edlen kamen ihre Blutsfreunde, um sich der armen verlaßnen Waisen nicht aus innerer Güte des Herzens, sondern nach hergebrachter Gewohnheit anzunehmen. Sie schimpften weidlich über den kleinen Anton. Hätten die Verstorbenen, sagten sie, dich nicht ernährt, und so närrisch gekleidet, so hätten ihre eignen Kinder doch etwas, und fielen uns nicht zur Last. Gott verzeih es ihnen, setzte mancher hinzu, sie haben's ihren Kindern gestohlen, was sie dem H—balg gegeben haben!

O Menschen! So denkt, so urtheilt ihr, und beweiset selbst, daß es der Guten so wenig, der Bösen so viele giebt!

Des armen Antons nahm sich niemand an. Er blieb einsam im leeren Zimmer zurück, und sah traurig seinen Gespie-

len

len nach. Endlich wurde er von dem unbarmherzigen Schloßverwalter, der das Zimmer versperrte, herausgejagt. Es war Abend. Er lief nach dem Kirchhofe, setzte sich auf das Grab seiner Eltern, und scharrte weinend ein Loch drein.

Ein alter Schuster gieng vorüber.

Schuster. Was machst du denn da?

Anton. Ein Loch!

Schuster. Gottloser Junge! Du sollst die Todten nicht in ihrer Ruhe stöhren!

Anton. Thät's gerne nicht, wenn ich nicht müßte!

Schuster. Warum mußt du?

Anton. Ich wills meinem Vater und meiner Mutter sagen, wie sie mit mir umgehen. Sie haben mich aus der Stube gejagt, und wollen mir nichts zu essen geben!

Schuster. Wem gehörst du denn an?

Anton. Ich bin des Schloßhausknechts sein Anton.

Schuster. Hm! Warst nicht sein eigen Kind! Die Freunde werden dich nicht ernähren wollen.

Anton. Nein! sie wollen nicht.

Schuster. Glaubs gerne! Wird wenig solche Leute geben, wie Mathes war! Aber

weißt

weißt du was: Mathes hat dich oft bey mir gelobt. Ich brauche einen Jungen. Will dich annehmen, unentgeldlich lehren, wenn du brav thust.

Anton. Herzlich gerne! Will recht fleißig arbeiten, wenn ich nur nicht verhungern muß.

Schuster. Nun so komm! Ich will dir etwas zu essen geben!

Anton. Komm gleich nach! Geht nur!

Schuster. Was willst du denn noch da machen!

Anton. Das Loch wieder zuscharren, und meinen guten Eltern danken, daß sie für mich bey Gott gebeten haben.

Der alte Schuster wartete still, sah das innbrünstige Gebet des Aermsten, und fühlte in seinem Herze, daß er eine gute That vorhabe. Er aß Abends mit dem Kleinen, und machte sich am andern Morgen fertig, um im benachbarten Städtchen das Handwerk zur Aufdingung seines neuen Jungen zu versammeln. Eh er dahin gieng, löste er auf der Pfarre Antons Taufschein, und da fand sichs im Kirchenbuche: daß dieser ein uneheliges Kind sey. Traurig schlich der Alte wieder nach Hause: Anton, sagte er, du kannst kein Schuster werden,

Anton. Warum nicht?

Schuster. Weil deine Mutter! — — Doch, du wirst es einst schon erfahren.

Anton. Ich merke schon, was ihr sagen wollt. Mein Vater hat mir's auf seinem Sterbebette erzählt. Er hat mir aber auch verboten, es niemanden wieder zu sagen, weil's mir vielen Schaden thun könne.

Schuster. Was hilfts Schweigen? Es steht klar und deutlich im Kirchenbuche. Kurz und gut! Du bist ein uneheliches Kind, du kannst ohne einen eisernen Brief *) kein Handwerk lernen. Kein Meister kann dich aufdingen, kein Geselle mit dir arbeiten!

Anton. (traurig und weinend) Wo bekömmt man denn einen solchen Brief?

Schuster. Bey Hofe, Kind, bey Hofe! Aber er kostet wenigstens funfzig bis sechzig Gulden! Wo soll ich und du so viel Geld hernehmen?

---

*) Obs denn noch Monärchen giebt, die dies barbarische Gesez in ihrem Staate dulden? Ich will ihnen im Namen der Menschheit ein Memorial, in diese Geschichte gewickelt, überreichen, und lassen sie die gekränkte Unschuld noch länger schmachten, so können sie wohl Helden, aber nicht Väter ihres Volks seyn.

Anton: So kann ich also kein Schuster werden?

Schuster. Nein!

Anton. Nicht wie andre Kinder etwas lernen, um, wie mein Vater sagte, einst auch ein rechtschaffener Mann zu werden?

Schuster. Es ist einmal so hergebracht!

Anton. Lebt wohl. Bezahls euch Gott, was ihr mir gethan habt, und noch thun wolltet.

Schuster. Wo gehst du denn hin!

Anton. Zu meinem Vater will ich gehen, und ihn fragen: Warum er mich nicht in Fluß hinunter stürzte! Damals wäre ich gestorben, ohne zu wissen, was sterben ist. Aber itzt ——— (weint bitterlich.)

Schuster. Guter Junge! Du sollst nicht sterben! Bleib bis auf den Sonntag hier! Dann führe ich dich zu meinem Schwager, der ist ein reicher Bauer zu L—. Ich will ihm dein Unglück erzählen, er wird dich vielleicht annehmen. Kannst du auch kein Schuster, so kannst du doch ein rechtschaffner Bauer seyn.

Anton blieb, und der Schuster führte ihn am bestimmten Tage zu seinen Schwager. Dieser brauchte eben einen Ochsenjungen, und versprach den Knaben als einen sol-

chen

chen zu behalten. Der Bauer war ein harter wilder Mann, schlug den armen Anton, der geringsten Kleinigkeit wegen, oft erbärmlich, und warf ihm bey jeder Gelegenheit seine Geburt vor. Des Knabens Erziehung war noch nicht vollendet, er brachte in das Haus des Bauern offne Redlichkeit und Güte des Herzens mit; aber er schmachtete hier unter einem despotischen Drucke, er wurde folglich roh, tückisch, wild! Und doch blieb er zehn Jahre bey diesem harten Manne, wurde nach sechs Jahren Knecht, und würde noch länger geblieben seyn, wenn ihn folgende Begebenheit nicht ganz unglücklich gemacht hätte. Er schob einst an einem Feyertage mit seinen Kammeraden Kegel, und gewann viel. Aufgebracht über sein Glück hörten alle zu spielen auf. Einer aus ihnen sagte ihm sogar, daß er nie mehr mit ihm spielen wolle, weil ein Hurensohn in allen Spielen glücklich sey. Anton hatte eben die Kugel in der Hand, und warf sie dem Spötter an Kopf. Dieser stürzte zu Boden, und da Anton ihn für todt hielt, so machte er sich die Verwirrung zu Nuze und entfloh. Er war einigemal im Dienste des Bauern mit Korn über der Gränze gewesen, er eilte also die ganze Nacht auf diesem

Wege fort. Ehe die Sonne aufgieng; war er schon in einem andern Lande, aber die Angst und Furcht eines Mörders trieb ihn den ganzen Tag noch immer vorwärts. Am Abende kam er in einen großen Wald, und ehs noch ganz finster wurde, erreichte er ein Wirthshaus, das in der Mitte desselben lag. Durst, Hunger und äusserste Müdigkeit quälten ihn gleich stark. Er nahte sich zitternd der Thüre, guckte furchtsam hinein, und sah zu seiner größten Freude keinen Gast in diesem einsamen Hause. Kann ich wohl ein Nachtlager und einen Krug Bier haben? sagte er zum Wirthe. Dieser nickte mit dem Kopfe, und Anton trat, nun mehr Muth fassend, hinein. Kaum hatte er seinen Krug ausgeleert, so traten gegen zwanzig Fremde ins Zimmer. Drey Weiber und viele große Hunde folgten nach. Anton drückte sich furchtsam in die Ecke, aber die Gäste sahen ihn bald. Wer ist der Kerl? fragten sie den Wirth. Allem Ansehen nach kein Kunde, aber vielleicht ein Rekrute! sagte dieser. Kurz darauf trat einer von fürchterlichem Ansehen zu Anton.

Fremder. Woher Landsmann?

Anton. Von L.—

Fremder. Und wohin?

An-

Anton. Ich weis nicht, wohin mich der Weg führen wird.

Fremder. Ihr dauert mich, guter Freund!

Anton. Kann wohl seyn, daß ich zu bedauern bin.

Fremder. Habt gewiß gestohlen, und seyd darüber erwischt worden?

Anton. Gott bewahre! Herr!

Fremder. So habt ihr etwas anders angestellt, denn umsonst seyd ihr nicht davon gelaufen.

Anton. Ach, daß es Gott erbarme!

Fremder. Gesteht! Sonst liefern wir euch zurück!

Anton gestand knieend seine unschuldige Mordthat. Die andern hörten zu. Der arme Teufel ist zu bedauern! Er ist nirgends sicher! Wird nächstens am Galgen hängen! sagte einer um den andern. Zu helfen wär ihm wohl noch! Zu retten wär er freylich! sezten wieder einige hinzu. Wenn ich mich seiner annehme, sagte endlich der Fremde, welcher vorhin mit ihm sprach, so soll mir ihn kein Teufel entreissen! Der Geängstigte hörte dies, und bat die ganze Kompagnie, sich seiner zu erbarmen. Man machte aller-

hand Entschuldigungen, aber Anton flehte immer stärker. Endlich ließ sich der Vornehmste unter ihnen erbitten, versprach ihm sichern Schutz, wenn er ihm unbedingten Gehorsam, mit dem stärksten Eide geloben wollte. Schwör! sagten die andern! Wir haben auch geschworen, und befinden uns wohl dabey! Anton schwur, und war nun unwissend ein Mitglied einer zahlreichen Räuberbande, die damals das ganze Land in Schrecken sezte. Er aß und trank mit ihnen herrlich und köstlich, freute sich sogar, als das ungewohnte Getränke seinen Kopf erhizte, unter so guten Leuten zu seyn.

Am Morgen zog er mit ihnen fort, und wußte schon am Abende, in wessen Gesellschaft er war, denn sie sprachen nun unscheut vor ihm. Er beschloß sogleich zu entfliehen, aber man bewachte ihn genau. Durch sechs Wochen blieb er unter ihnen. Diese Zeit kam er nicht aus dem Walde, und trug ihnen den Proviant nach. Kurz darauf mußte er dem Anführer und noch drey andern nach einem Dikichte folgen. Sie sezte sich und aßen. Anton mußte oft und viel Brandwein trinken. Als dieser starke Geist ihn lustig machte, so sagte der Anführer

zu

zu ihm: Bruder, du sollst heute dein Probstück machen! Der Unglückliche erschrack, aber eine neue Flasche vermehrte seinen Muth so stark, daß er alles zu unternehmen versprach. Sie giengen darauf nach der Strasse, und lauerten hinter den Bäumen. Hier wurde aufs neue getrunken. Unterdessen fieng es an zu dämmern, eine Frau kam die Strasse herauf. Es ist die Krämerinn, sagte einer, sie kömmt vom Markte, und hat gewiß hundert Thaler bey sich. Muthig, sagte der Anführer zu Anton, packe sie an, fordere ihr Geld, und haue sie nieder! Fort, sonst hau ich dich zusamm! Anton taumelte nach der Frau. Dein Geld! schrie er! Die Erschrockne wollte entfliehen, aber Anton spaltete ihr mit einem einzigen Hiebe den Kopf. Sein Rausch verschwand in diesem Augenblicke! er sah seine Kameraden eilfertig fliehen, hörte, wie sie ihm, ein gleiches zu thun, zuriefen; aber er konnte nicht von der Stelle, blieb erstaunt und erschrocken über seine That stehen. Ein Trupp Bauern zog vorüber, sie fanden ihn, mit dem blutigen Schwerdte in der Hand, bey der Getödteten, und nahmen ihn nach dem nächsten Dorfe mit. Unterwegs noch gestand

er seine That, und erzählte bald nachher vor Gerichte alles, was ich schon erzählt habe. Er wurde gefesselt, und in Kerker geworfen. Man hofte seine Kammeraden, deren Aufenthalt er entdeckt hatte, auch zu fangen, sie dann mit ihm zu konfrontiren. Aber diese mußten vielleicht seine Gefangennehmung von ferne gesehen haben, und waren schon in Sicherheit, als man ihre Höhle umringte. Sogar das Wirthshaus hatten seine Bewohner verlassen. Man kam, auser einigen wieder gefundenen Sachen leer zurück.

Anton, der unschuldigste unter allen, blieb also allein in den Händen der Gerechtigkeit, die ihn aufzuopfern beschloß. Sein Verhör begann vom neuen. Man schrieb, um zu erfahren, ob er Wahrheit rede, nach seinem Geburtsorte und nach dem Dorfe, wo er als Knecht gedient hatte. Aus lezterm lief gute Nachricht ein. Der Richter des Dorfs antwortete: Daß der Knecht, von dem er sich freywillig als Mörder angab, noch lebe, und ganz gesund sey. Er hatte sich eine Viertelstunde nach dem unglücklichen Wurfe wieder erholt, und auser einer Beule nichts davon getragen. Aber vom ersten Orte wurde

der

der gleichgültige Bericht um so schrecklicher für unsern Anton. Der andächtige Graf und seine Gemahlinn war todt. Der Beamte, an den man schrieb, hatte also keine Ursache mehr zu schweigen. Er berichtete unter anderm: daß im Jahre 1742 Marianna G— eine gräfliche Stubenmagd, mit dem schon erwähnten Anton zu Falle gekommen, aber wegen verdächtigen Judicien sogleich des Landes verwiesen worden sey.

Die Richter erstaunten, als sie dies lasen, denn der Name von Antons Mutter war mit dem Namen der von ihm Ermordeten gleichlautend. Um davon näher unterrichtet zu werden, schrieb man nach der Leztern Wohnorte, und erfuhr von dorther: Daß die ermordete Mariana G — im nämlichen Jahre über die Gränze gekommen sey. Sie diente, lautete die Nachricht weiter, von dieser Zeit an, bey dem Krämer des Orts. Auf dem Sterbebette vermachte ihr dieser vierhundert Thaler, und sie nährte sich damit, bis zu ihrem unglücklichen Ende, redlich und ehrlich.

Anton wurde aus dem Kerker geholt. Er war seit sechs Wochen krank und elend. Die Richter kündigten ihm nun an, daß er

seine eigene Mutter ermordet habe. Er wollte es lange nicht glauben, als man ihm alles deutlich erzählte, ihm nicht allein die Möglichkeit, sondern auch die Gewißheit zeigte, so wurde er ohnmächtig nach dem Kerker getragen. Als er wieder zu sich kam, sprach er irre, erhielt auch nie den Gebrauch seiner Vernunft wieder. Er wollte nichts essen, nichts trinken, weil seiner Einbildung nach, seine Mutter immer vor ihm stand, und unter alles Blut mischte. In der sechsten Nacht fieng er zu wüthen an. Der Gerichtsdiener hörte ihn brüllen, aber es war, seiner Aussage nach zu spät, den Doktor zu holen, oder andere Anstalten zu treffen. Früh fand man ihn todt. Er hatte sich mit einem ledernen Riemen, den er aus seinen Beinkleidern löste, jämmerlich erdrosselt. Sein Körper wurde noch an diesem Tage aufs Rad gelegt.

Ich überlasse hier jeden Leser seiner eignen Empfindung. Wer ungerührt diese Geschichte las, nicht Stoff zu vielen Betrachtungen darinne fand, der würde schwerlich mit mir gleich denken, und dem Fühlenden wollte ich diesmal nur erzählen, ihn nicht belehren.

Isidor und Antonia.

Weil der Vater es so wollte, und die Mutter es ausdrücklich verlangte, so entschloß sich Friedrich schon in seiner frühsten Jugend ein Mönch zu werden. Im siebenzehnten Jahre seines Alters schwor er, Natur und Instinkt zu verläugnen, in Gedanken, Worten und Werken ewig keusch zu leben. Er schwor dies willig und frey, denn noch wußte er nicht, was Liebe ist, was sie kann, und vermag.

Nach der gewöhnlichen Sitte aller Mönche legte er am Tage seiner Einkleidung seinen Taufnamen ab, und wurde Isidor genannt. Fünf Jahre lebte er ruhig in der einsamen Zelle, betete im Chore, und begleitete den Abt zum Altare, wenn dieser mit der Infel auf dem Haupte die Messe zelebrirte. Einst auch so ein Abt zu wer-

den

den, auch mit solchem Staate umgeben, sich dem andächtigen Volke darstellen zu können, war dann sein einziger Wunsch, mit dem er in misvergnügten Stunden seine Einbildungskraft beschäftigte. Als er, mehr zu fühlen, und der Ursache seines Daseyns nachzuspüren anfieng, als sein Herz beym Anblicke eines schönen Mädchens stärker klopfte, sein Auge lüstern auf ihrem Busen verweilte, traf ihn einst im Herbste die Reihe, mit einigen seiner Brüder auf die benachbarte Universität zu ziehen, und dort die Theologie zu studiren. Er wurde hier von den Freunden seines Vaters sehr gut empfangen, und war bald der tägliche Gesellschafter in einem Hause, das ihm dem Geblüte nach zwar nur vom weiten verwandt, aber durch allerhand Geschäfte mit seinem Vater sehr enge verbunden war. Antonie, die Tochter dieses Hauses, ein schönes, gutes, sehr empfindsames Mädchen fand Isidors Umgang besonders angenehm. Sie war oft seine einzige Gesellschafterinn, wenn Vater und Mutter ihren Geschäften nachgiengen, und unbesorgt die Tochter mit einem Geistlichen allein liessen. Anfangs war auch ihre Unterhaltung rein und unschuldig

dig, aber bald, sehr bald blieb sie es nicht mehr. Antoniens Lieblingsbeschäftigung war die Lektür. Isidor mußte ihr oft die empfindsamen Romane unsers Zeitalters vorlesen. Er fand, wie sie, inniges Behagen daran; und wenn Thränen des Mitleids Antoniens Wangen benetzten, so vermochte auch Isidor nicht weiter zu lesen. Gleiche Empfindungen, ähnliches Gefühl, Harmonie des Herzens und der Seele sind die ersten Symptomen der Liebe, die sich bey fortwährenden Umgange bald deutlicher zeigen und allmächtig verbreiten. Antonie und Isidor fühlten diese ausgemachte Wahrheit, beyde liebten einander, aber beyde schwiegen. Sie suchten sich ängstig, und flohen einander, wenn sie sich fanden. Sie hatten die schönsten Bücher, und saßen oft stundenlang sprachlos und stumm. Sie wagten es nicht, einander anzublicken, wenn sie allein waren, und sprachen dann nur frey miteinander, wenn sie von Gesellschaftern umgeben waren.

Diese Liebe ward täglich heftiger, wuchs schnell zu einer riesenmäßigen Stärke. Wenn Isidor in der einsamen Nacht sei-

nes Schwures ganz vergaß, sich schlaflos in Phantasien der Liebe gehüllt, auf seinem Lager wälzte, Antonien als sein Weib, Kinder von ihr als Ebenbilder dieses Engels dachte, ganz Gatte, ganz Vater war; so wachte Antonie oft in eben diesen Stunden ebenfalls, sah im Spiele der erhitzten Einbildungskraft, den schönen Isidor vor ihrem Lager knien, hörte sein Liebesgeständniß mit Entzücken, wollte ihn an ihr klopfendes Herz schliessen, aber das fürchterliche Gewand, das er trug, rauschte, sie bebte zurück, und weinte sich müde.

Ein halbes Jahr vergieng, und ihre Liebe stand nun auf dem Punkte, wo sie entweder alles wagen, oder alles verlieren mußte. An einem Sommerabende war Antoniens Vater in Geschäften ausgegangen; die Mutter besuchte eine kranke Freundinn; und Antonie erwartete, so wenig sie sichs auch gestehen wollte, ihren Isidor mit Sehnsucht. Er trat, als es schon dunkel zu werden begann, ins Zimmer. Zitternd lud ihn Antonie zu sich aufs Kanapee ein. Sie blickten, durchs Düstere der herannahenden Nacht beherzt, einander an, wollten sprechen, vermochtens nicht, stammelten, bebten, standen

auf

auf und sanken Arm in Arm aufs Kanapee zurück. Küsse, feurige, ganz die Heftigkeit ihrer Liebe athmende Küsse waren ihre einzige Sprache. Eine Stunde verflog und ihre Liebe fand noch keine Worte. Es ward finster, und sie trennten sich, ohne sichs ein einzigsmal gesagt zu haben, daß sie sich liebten. Erst nach drey langen Tagen fanden sie sich wieder allein, Antonie weinte, als Isidor zu ihr trat.

Isidor. Engel du weinst!

Antonie. Bin ich nicht unglücklich? muß ich nicht weinen?

Isidor. Unglücklich? Muß?

Antonie. Ja, lieber Isidor! ich liebe dich von ganzem Herzen — Meine Liebe kennt, wünscht nur dich, verlangt nur nach dir, und du — Ich vermags nicht auszusprechen, und du — (sie ergrief sein schwarzes Skapulier, und benetzte es mit ihren Thränen.)

Isidor. (trostlos.) Und ich?

Antonie. Du kannst mich nicht lieben!

Isidor. Ich, dich nicht lieben? O Mädchen! — — —

Antonie. Ich glaube dir, aber laß uns weiter gehen — kannst du mich auch glücklich machen! glücklich durch deinen Besitz! glücklich durch — —

Isidor. (dem Tropfen aus seinen Augen rollen.) Du quälst mich!

Antonie. Du hast geschworen!

Isidor. (seufzend.) Das habe ich!

Antonie, Bey den Namen des Allmächtigen, der reinsten Jungfrau und allen Heiligen geschworen, daß du nie ein Mädchen lieben willst!

Isidor. (schweigt.)

Antonie. Beruhige mich, wenn du kannst.

Isidor. Ich habe geschworen, habe gelobt, aber ich liebe dich doch, und wenn der Gott, welcher meinen Schwur hörte, aber nun auch meine Qual, mein Leiden sieht, mich strafen will, strafen kann, so erwarte ich ohne Zittern seine Strafe, aber ich liebe dich doch, liebe dich ewig!

Antonie. Und doch wird man dich bald von meiner Seite reissen! in den Mauern des Klosters wirst du dann ewig nach mir seufzen, mich ewig nicht mehr sehen!

Nun sprachen sie nicht mehr, weinten, seufzten und trennten sich mit Angst und Verzweiflung.

Am andern Morgen trat Isidor lächelnd und freundlich in Antoniens Zimmer. Er war einer der schönsten, blühendsten

Män-

Männer, aber heute war er schöner als alle; denn Hofnung, die Rose der Schönheit, glänzte auf seinen Wangen, und das alles belebende Feuer der Liebe thronte in seinen Augen. Antonie fühlte diese Wirkung ganz; der nie so schöne Isidor bemächtigte sich des kleinen Restes der Vernunft, welcher immer noch wider ihn protestirte, und sie beschloß in diesem Augenblicke ewig sein zu bleiben, troz allen Hindernissen, ihn ewig zu besitzen!

Ihre Mutter war zugegen, aber diese verhinderte Isidoren nicht, ihr ein Briefchen in die Hand zu drücken. Er gieng, weil die Glocke ihn nach seinen Kollegien rufte. Antonie eilte bald hernach in einen einsamen Winkel, um ihres Geliebten Brief zu lesen. „Du hast mir, schrieb er, eine schreckliche „Nacht gemacht! Qualen, die ich noch nie „empfunden, folterten mein Herz, selbst„mörderische Gedanken erfüllten meine See„le! Ich rang, kämpfte, betete, und Gott, „der mein Flehen hörte, schenkte mir Kraft „und Stärke zu überlegen, zu beschliessen. „Ich bin nicht für dich verloren, ich will „dich noch mein, noch Gattinn nennen!— „Der Gedanke reißt mich schon zur unsin-

nigen

„nigen Freunde hin; ich muß eilen, dir mei-
„nen Plan bekannt zu machen, sonst führt
„meine schwärmerische Einbildungskraft mich
„über die Zinnen des Tempels hinweg. Ich
„träume in die Zukunft, und vergesse
„aufs Gegenwärtige. Höre also, Mädchen
„meiner Seele, höre mich, und sage dann
„noch, ob ich dich nicht lieben darf. Auf
„den nahen Herbst, gehe ich — Laß dich
„dieß nicht erschrecken — auf zwey Monate
„ins Kloster zurück; besuche von da aus mei-
„ne Eltern, schildere ihnen meinen Zustand,
„und bewege sie gewiß, mit mir den hei-
„ligen Vater in Rom zu beschwören, mein
„Gelübde aufzulösen, mich meines Schwu-
„res zu entlassen. Ich bin noch nicht zum
„Priester geweiht, und meine Bitte wird
„gewiß erfüllt. Zweifelst du an dem gu-
„ten Ausgange, oder wird mir meine Bitte
„nicht gewährt, so baue und traue ich auf
„deine Liebe, und habe schon ein anderes,
„ganz sicheres Projekt. Ich schmeichle mei-
„ner Mutter eine Summe Geldes ab, komme
„zurück, und eile mit dir über die Gränze ins
„Evangelische, wo mein Schwur nicht gilt,
„wo kein Gelübde mich hindert, dich ewig
„zu besitzen. Ob wir dort leben können,

„Unser-

„ Unterhalt finden werden? dieß will ich
„ gar nicht untersuchen, denn nur deine
„ Liebe giebt mir Leben und Nahrung, und
„ wer arbeiten kann, der verhungert nie!
„ Ich bin also dein, ewig dein! „

Wer wirds dem liebe trunkenen Mädchen wohl verargen, wenn sie dem Plane des Isidors ganz traute, sich schon vor seine Gatinn hielt, und in einer Wonne, die nur Liebende fühlen können, ihren Einzigen Abends erwartete. Der Zufall ließ sie ungehindert durch drey Stunden allein. Ihre Freude war außerordentlich, ihre Liebe unermeßlich. Sie küßten, träumten, erwachten, versanken aufs neue in Schwärmereyen, vergassen auf alles, und gewährten sich alles. Zu spät erwachten sie aus ihrem Taumel, und sahen nun, um ihre Reue zu vermindern, sehnsuchtsvoll der Erfüllung ihres Planes entgegen. Antonie fühlte sich bald darauf schwanger, und rieß sich beym Anfange des Herbstes nur darum aus Isidors Armen, um ihn bald auf ewig besitzen zu können.

Isidor flog nach seinem Kloster, besuchte seine Eltern, die in der Nähe wohnten, noch an dem nämlichen Tage, und

fieng sogleich an, seinen Plan, doch ganz verdeckt, auszuführen; aber er hörte zu seinem Erstaunen, daß seine Eltern nie in so etwas willigen, ehe ihren Sohn im ewigen Kerker des Klosters schmachten lassen, als der Kirche einen Bräutigam entreissen würden. Isidor veränderte also seinen Plan auf der Stelle, und gestand seiner Mutter, die ihn sehr liebte, daß er auf der Universität, an vielen erkauften Büchern und andern Ergötzlichkeiten zwey tausend Gulden Schulden gemacht hätte, die er bey seiner Ankunft zahlen, oder gewärtig seyn müßte, daß man an seinen Abt schreiben würde. Um dieses zu verhindern, versprach die Mutter sogleich, die Summe in zwey Monaten zu bezahlen, denn eher könnte sie dieses Geld ohne Wissen des geizigen Vaters nicht zusammenbringen.

Isidor reiste also mit der gewissen Versicherung des nachfolgenden Geldes nach der Universität, und machte schon unterwegens Plane zu Antoniens Entführung. Er eilte zu ihr, fand sie allein und in Thränen.

Antonie. (ihm entgegen laufend, an seinem Halse weilend.) O Engel des Himmels, was bringst du mir? Hülfe, Leben oder Tod?

Isidor. Hülfe! Leben! wir werden glücklich seyn!

Antonie. O so komm! laß uns zu den Füssen unsrer Eltern eilen.

Isidor. Nicht so, Engel! der erste Plan ist vernichtet. Uns bleibt nichts übrig, als zu entfliehen.

Antonie. Fliehen? Ja! in deinen Armen wohin du willst, aber nur eilig, nur schnell, noch diesen Abend, eh meine Eltern nach Hause kommen!

Isidor. Aber warum so geschwind so — —

Antonie. Meine Mutter muthmaßt meinen Zustand! Meine Schnürbrust will nicht mehr schliessen! Sie will morgen früh — — O nur fort, Isidor, nur fort! damit ich nicht der Schandfleck meiner Familie, das Gespötte der ganzen Stadt, das Hohngelächter meiner Gespielinnen werde.

Isidor. Gott! heilige Marie! ich erhalte erst in einem Monate Geld! wie kann, wie will ich dich ohne dieses in ein fremdes Land führen, wie — —

Antonie. Führe mich, wohin du willst! — In eine Einöde, in eine elende Hütte! laß mich dort langsam sterben, aber nur fort, fort — —

Isidor. Gott im Himmel erbarme dich meiner, schenke mir Kraft und Stärke — — O, du hast mich erhört! Antonie! in einer Stunde bin ich wieder bey dir!

Antonie. Nein, ich lasse dich nicht! du fühlst meinen schrecklichen Zustand, du weißt keinen Rath, keine Hilfe, willst mich auf ewig verlassen; aber Verderber meiner Unschuld, du — —

Isidor. Antonie! Antonie! sey barmherzig! mach mich nicht ganz unthätig, da Thätigkeit mir so nothwendig ist! dein Zweifel an meiner Liebe kränkt mich mehr, als unser schrecklicher Zustand! gienge dein Weg auch nach der Richtstätte, ich würde dir doch folgen. Aber ich war ein Thor, daß ich dich noch eine Stunde der quälenden Angst überlassen wollte. Raffe in der Eile einige Wäsche zusamm und folge mir gleich.

O mein Vater! O meine Mutter, sagte Antonie: ergrief, was in der Nähe lag, und schlich ungesehen mit Isidoren aus ihrer Eltern Hause.

Es war schon dunkel, und doch folgte sie ihm, um jeden Verdacht zu vermeiden, nur vom weiten nach. In einer einsamen Gasse flüsterte sie ihm zu: wo führst du mich hin?

Isidor. In eine sichere Freystätte. Tritt mir nur ins nahe Haus nach, und warte meiner an der Thüre, in die ich gehe.

Antonie folgte, und Isidor trat in das Zimmer einer alten Hebamme, deren Wohnung ihm durch ein wirkliches Ungefähr bekannt war. Gute Frau, sagte er zu ihr, sie sind mit den Geheimnissen der Liebe bekannt, sie sind verpflichtet, das verführte Mädchen zu retten, der Nothleidenden beyzustehen. Ich beschwöre sie bey dem allmächtigen Gotte, retten sie auch meine Freundinn. Hier ist Geld, so viel ich bey mir habe. (er gab ihr neun Dukaten.) Morgen bringe ich mehr, ich heiße Frater Isidor. Mein Kleid macht ihnen auch meinen Orden kennbar, sie können mich also immer finden, wenn ich nicht Wort halten sollte.

Die Alte. Bringen sie ihre Freundinn, sie soll bey mir gut und sicher aufgehoben seyn. Dieß Geld ist hinlänglich, sie so lange, als sie's nöthig hat, zu pflegen.

Isidor. Nein, nicht hinlänglich!— — Aber sie haben meine Bitte erhört! (er öffnete

die

die Thüre) hier ist meine Freundinn! (kniend) Wenn ein menschliches Herz in ihrem Busen schlägt, wenn je Mitleid und Erbarmen ihre Seele belebte, so erbarmen sie sich auch dieser Verlaßnen! vertreten sie Mutterstelle bey ihr, denn sie hat Vater und Mutter verlassen, um die Schande zu verbergen, die ich über sie gebracht habe! Antonie sank nun auch zu den Füssen dieser Frau hin, die gerührt die beiden Aermsten aufhub, und ihnen alle mögliche Hilfe versprach.

Antonie. Aber bin ich auch hier sicher? mein Vater wird die ganze große Stadt durchsuchen. — —

Die Alte. Fürchten sie nichts! mein Zimmer betritt nie eine Wache, nie ein Verdächtiger! (*) Hier in diesem Nebenzimmer

---

(*) Ein weises Gesez des Landes, in welchem Antonie lebte, verbietet dieß ausdrücklich. Das Zimmer einer beeideten Hebame ist von jeder Untersuchung frey. Das gefallene Mädchen findet dort seine Freystätte, kann da verborgen vor den Augen der Welt leben und eben so niederkommen. Eines der wirksamsten Mittel, den unnatürlichen Kindesmord zu verhüten, der auch in diesem Lande sich sehr vermindert.

mer können sie ruhig wohnen, niemand wird sie sehen, und nur der, welcher sie mir übergab, wird sie abholen können.

Isidor. Nun, Antonie, nun! habe ich mein Versprechen gehalten?

Antonie. O Gott! Ja! — aber wirst du mich auch sehen, besuchen können?

Isidor. Warum nicht? Ich werde im Dunkeln immer kommen, dich zu sehen, dich zu trösten! Morgen früh geh ich, um allen Verdacht zu vermeiden, zu deinen Eltern. Ich werde — —

Antonie. O du wirst den Jammer meiner Mutter, das Toben meines Vaters sehen, gerührt ihnen alles gestehen, und ich werde geschändet aus meiner Freystätte — — —

Isidor. Zweifelst du schon wieder? du bleibst hier, bis wir unsern Plan ausführen können.

Antonie. (ihn genau betrachtend.) Aber du siehst so blaß aus! Große Tropfen stehen auf deiner Stirne! was ist dir?

Isidor. Nichts, es wird vorüber gehen! ein schreckliches Kopfweh plagt mich schon einige Tage, und diese Tropfen fliessen für dich!

An=

Antonie. O so eile zur Ruhe. Ich will für dich beten, und erwarte dich morgen mit Nachrichten von meinen armen Eltern.

Isidor gieng nach langem Kampfe, und empfahl seine Antonie nochmals der guten Alten. Antonie bezog gleichdarauf ihr einsames Zimmer, beweinte den Schmerz, den Jammer, den sie ihren Eltern verursacht hatte, lag schlaflos im Bette, quälte sich den folgenden Tag mit schrecklichen Vorstellungen, und weinte heftiger als am Abend Isidor nicht kam. Früh mußte, auf ihr dringendes Bitten, die Alte nach dem Kloster gehen, in welchem Isidor wohnte, und Nachricht von seinem Befinden einziehen. Er ist seit gestern krank, sagte der Pfortner, und schloß die Thüre wieder zu. Antonie war außer sich, als sie dieses hörte, sie weinte fünf Tage und Nächte unaufhörlich, denn stets erhielt sie auf alle ihre Anfragen die nämliche, aber auch keine bestimmte Antwort. Sie dachte in dieser ganzen Zeit nie an ihre Eltern, war stets mit ihrem Isidor beschäftigt, und wünschte herzlich, ihn bald wieder gesund zu sehen.

Eben wie man am fünften Tage die Abendglocke läutete, und noch kein Licht in ihrem Zimmer angezündet war, trat ein Geistlicher herein. Sie sprang auf, flog ihm entgegen, wollte ihren Isidor umarmen, erkannte aber bald ihren Irrthum und in dem Kommenden einen unbekannten Bruder seines Ordens.

Geistlicher. Habe ich nicht die Ehre mit Mamsel M — — zu sprechen?

Antonie. (zitternd) So nennt man mich! (mehr Muth fassend.) Wie befindet sich Frater Isidor?

Geistl. Ich habe Aufträge von ihm! Er — —

Antonie. Warum kömmt er nicht selbst? Ist er noch krank? was fehlt ihm?

Geistl. Er hatte das hitzige Fieber.

Antonie. (laut aufschreyend.) Er hatte? Gott! so ist er — — Oder hat ihn das Fieber verlassen? Ist er besser? Fühlt er Linderung? Wann kann er wohl wieder ausgehen? Morgen? Uebermorgen?

Geistl. (mit kalter, trauriger Mine,) Fassen sie sich!

Antonie. (bebend) O Jesus! O heilige Marie!

Geistl:

Geistl. Heute früh um 10 Uhr starb er!

Antonie schauderte zusammen, sie hob ihre Hände gen Himmel, die Sprache verlohr sich in einen lauten, gräßlichen Ausruf; sie sank, rafte sich aber schnell wieder in die Höhe, und wankte nach einem nahen Stuhle. Man zündete Licht an, kam ihr mit Geistern zu Hülfe, aber sie blieb außer sich, empfand nur das Schreckliche ihres Zustandes, fühlte, hörte nichts anders. Ihr Auge war starr auf den Geistlichen gerichtet, und, wann ihr jemand diese Aussicht vertrat, so schob sie ihn mit Riesenstärke hinweg. Ich werde morgen wieder kommen, sagte der Geistliche und gieng. Ihr Auge folgte ihm bis zur Thüre, und war nun auf diese geheftet. Nach allen vergeblichen Trostgründen, nach allen Versuchen, sie aus diesem Zustande zu erwecken, entkleidete sie endlich die Alte, und wachte mit ihrer Tochter die ganze Nacht bey ihrem Bette. Sie lag still und ruhig, kalter Schweis stand in großen Tropfen auf ihrer Stirne. Dann und wann bewegte sie die Lippen, oft legte sie ihre Hand auf das gepreßte Herz, und am Morgen seufzte

sie einigemal sehr laut. Um diese Zeit mußte die Alte ausgehen, als sie wieder kam, fand sie solche noch in dem nämlichen Zustande. Theilnehmend und gerührt trat sie zu ihrem Bette. Antonie sah sie lange starr an.

Antonie. Wissen sie es schon? Mein— — (die Stimme brach aufs neue, Thränen stürzten aus ihren Augen. Oft wiederholte sie das Wort Mein! aber ein neuer Strom verhinderte sie weiter zu reden.)

Die Alte. O wer weis, ob es auch wahr ist? Ob — —

Antonie. Stille! trösten sie mich nicht! O Isidor! — — Wie sie diese Worte aussprach, trat der Geistliche wieder ins Zimmer. Antonie fuhr in die Höhe. Strahlen der Freude glänzten in ihren Augen, die Todtenblässe ihrer Wangen verschwand; aber bald sank sie zurück, verhüllte ihren Kopf in ihr Bette, und weinte bitterlich.

Geistl. Wie gehts ihnen?

Antonie antwortete nicht.

Geistl. Gestern waren sie nicht im Stande meinen Auftrag zu hören.

Antonie. O wär ich's doch nie!

Geistl. Ich habe ihnen hier einen Ring zu übergeben!

An=

Antonie. (grief hastig darnach) Er ists! Es ist gewiß! Er ist todt! (Sie faßte diesen Ring mit den vordersten Fingern ihrer rechten Hand, strich sich damit immer die Thränen von den Wangen und wiederholte das Wort: Todt! oft)

Geistl. Diesen Morgen hat man den Körper nach seinem Kloster geführt.

Antonie. (die Hände ringend.) Ohne daß ich ihn noch einmal sah! (Sie schwieg einige Minuten) Erzählen sie mir, wie starb er?

Geistl. Isidor kam vorige Woche aus seinem Kloster zurück, und befand sich beym Abendtische nicht wohl. Er klagte mir es und legte sich schlafen. Ich fand ihn am Morgen sehr schlecht; ein heftiges Fieber wüthete in seinen Adern; seine Sinne waren zerrüttet. Wir liessen den Doktor rufen; aber alle Hilfsmittel konnten sein Fieber nicht stillen, seine Raserey, die täglich heftiger wurde, nicht hemmen. In der letzten Nacht seines Lebens wachte ich an seinem Bette. Er lag wider seine Gewohnheit still und ruhig, seine Puls klopfte nicht mehr so heftig, ich sprach mit ihm, und er antwortete mir. In dieser kleinen halben Stunde entdeckte er mir sein ganzes Leiden, bat mich mit Thränen, ihr Vater, Schutz

und

und Retter zu seyn. Er gab mir diesen Ring, den ich ihnen nach seinem Tode übergeben sollte. Er wollte wegen Geld an seine Mutter schreiben; aber er war dessen nicht mehr vermögend, er beichtete und bat Gott sehnlich sein Leben zu fristen. Eben wie er mir die erste Zeile eines Briefes an seine Eltern diktirte, und ihren Namen nannte, ergrief ihn die Raserey aufs neue, und früh um 10 Uhr verschied er.

Antonie hörte diese Erzählung mit Standhaftigkeit an.

Geistl. Kann ich etwas für sie thun? bin ich vermögend ihnen Rath und Trost zu ertheilen, so befehlen sie ganz mit mir.

Antonie. Können sie Isidoren wieder ins Leben zurückrufen?

Geistl. Das kann ich nicht!

Antonie. So können sie mich auch nicht trösten.

Geistl. Aber wenigstens will ich mit ihnen um meinen Freund trauern!

Antonie. Auch das nicht! Er war nur ihr Freund, aber mir sollte er Gatte, (tief seufzend) Vater eines hilflosen Kindes seyn! Unsre Traurigkeit kann sich nicht gesellen. — — Eine Gefälligkeit können sie

mir

mir doch erweisen! verschweigen sie diese ganze Geschichte!

Geistl. Rechnen sie auf mein ewiges Stillschweigen. Mir und meinem ganzen Orden ist daran gelegen, daß — —

Antonie. Meinen armen Eltern auch! (sie weinte laut) Verlassen sie mich itzt! ich bitte, gehen sie! wenn ich einst mit dem Tode ringe, will ich sie rufen lassen! dann — —

Geistl. Sie werden nicht sterben?

Antonie. Nicht sterben? und sie wollen mein Tröster seyn? O gehen sie! gehen sie!

Der Geistliche entfernte sich endlich, versprach wieder zu kommen, erfüllte aber sein Versprechen nie. Zur Rettung seiner Ehre will ich hoffen, daß unüberwindliche Hindernisse ihn davon abhielten, sonst würde ich ihn öffentlich einen Heuchler, einen kalten, hartherzigen, die Religion entehrenden Mann nennen.

Antonie lebte nun ruhig und gelassen. Sie weinte viel, aber sie weinte im Stillen, saß beständig in ihrem Zimmer, sprach mit niemanden, aber sehr oft mit sich selbst. Die Alte behorchte sie einst, als sie vor

einem

einem Kruzifixe kniete: „Du blickst so freundlich, sprach sie, und bist so grausam! Warum ihn, und nicht mich? Er würde ohne mich gelebt, im Kloster getrauert, geweint; aber doch gelebt haben! —— Ich bin verlassen von dem einzigen, der meine Hilfe, mein Retter seyn sollte! Verstossen von meinen Eltern! Verjagt aus ihrem Hause! Verworfen von meinen Gespielinnen! Ich trage ein Kind unter meinem Herzen, das sich seines Vaters schämen muß, das von allen verachtet, einst seiner Mutter fluchen wird. O sey barmherzig, verzeihe mir mein Verbrechen! nimm mich zu dir, eh ich gebähre!„

Die gutherzige Alte weinte, und beschlos Antonien auf alle Art zu ermuntern; aber sie war nicht dessen fähig: auch nicht das kleinste Lächeln, nicht einen Zug desselben konnte sie von ihr erzwingen. Immer sprach sie von ihm. Wenn ich ihn nur noch einmal, nur im Traume sehen könnte! dies war stets der Schluß ihrer Rede! Einst schlief die Alte um Mitternacht ruhig, und fuhr geschreckt durch Antoniens Stimme in die Höhe! Ich habe ihn gesehen, schrie sie, erst ist itzt er von mir gegan-

gangen. Er hat mit mir geweint, hat mich oft geküßt, aber sein Mund war kalt, und seine Hände so erstarrt, daß er mich nicht drücken konnte. Er hat mir verspro-chen, hat geschworen, mich bald abzuholen. O guter Isidor! erfülle ja bald dein Ver-sprechen! Sie war so freudig, so aufge-räumt, daß die Alte diese Nacht nicht mehr schlafen konnte, und immer mit ihr reden mußte. Am Morgen brachte sie ein silbernes Etui und einige andere kleine Kostbarkeiten. Verkaufen sie solche, sagte sie zu der Alten. Das Geld, welches ih-nen mein Isidor gab, muß ich schon ver-zehrt haben. Die Summe, welche sie für diese Kleinigkeiten erhalten, wird wohl hin-reichen, mich so lange zu ernähren, bis er mich abholt. Aber diese zwey Ringe, den er mir gab, und den er von mir erhielt, verkaufe ich nicht, und wenn ich und mein Kind Hunger sterben sollte. Spielen kann das arme Würmchen einst damit, daran nagen, wenn es hungrig ist, aber verkaufen darf ich sie nicht. Mein Isidor hat darnach gefragt. An diesem Ringe erkenne ich dich, sagte er, als er kam. Du bist es nicht, würde er sagen, wenn er wieder käme, und

den Ring nicht fände. So fantasirte sie immer, und die gute Alte trug mit Widerwillen die Sachen zum Verkaufe.

Die Stunde ihrer Niederkunft nahte sich endlich. Sie gebahr ein todtes Kind, sah es ungerührt im Sarge liegen, und weinte nicht, als man es forttrug. Er hat sich des Aermsten erbarmt, er wird sich meiner auch erbarmen! Mehr sagte sie nicht!

Schon länger als zwey Wochen ernährte sie die Gutherzigkeit der Alten. Als Antonie solches merkte, nahm sie am andern Tage alle ihre Wäsche, alles, was sie in der Eile im Hause ihrer Eltern zusamm geraft hatte, und schickte es zum Verkaufe. Sie bezahlte der Alten ihre Schuld, und reiste am andern Tage ab. Sie gab vor, zu ihrem Bruder zu gehen, durch dessen Fürsprache sie sich wieder mit ihren Eltern zu versöhnen hofte.

Vierzehn Tage nachher meldete der Sakristaner des Klosters, in welchem Isidor begraben lag, seinem Abte, daß er schon seit einigen Tagen ein junges Frauenzimmer in der Kirche bemerkte, die stets weine, und diese Nacht sogar darinne ge-

schlafen hätte. Man hielt sie für eine Diebinn; ließ solche durch Sakristaner mit Gewalt aus der Kirche treiben, und gefangen nehmen. Sie ward verhört und närrisch befunden. Man führte sie aus dem Gebiete des Klosters; am andern Morgen aber war sie wieder in der Kirche. Der Abt ließ sie aufs neue herausführen und forthpeitschen. Sie rufte, sagte der Sakristaner, als er zurück kam, oft den heiligen Isidor an. Nachmittags sahen ihr vom weiten einige Bauern zu, wie sie ganz sachte in einen Teich stieg, immer weiter gieng, und endlich versank. Sie eilten hinzu, aber sie kamen zu spät. Erst nach zehn Tagen schwamm ihr Körper am Ufer. Man verscharrte sie nahe dabey. Kein Vater unser wurde an ihrem Grabe gebetet, kein Segen über sie gesprochen. Moos wächst auf ihrer Ruhestätte und Dornen überschatten sie. Sie schläft entfernt von ihrem Isidor, und nur die wenigen, welche ihre Geschichte kennen, schenken ihr eine Thräne.

Beyde Eltern des Mädchens sind vor Kurzem gestorben, deswegen erzähle ich itzt erst ihre Geschichte, die mir schon lange bekannt war. Sie erfuhren nie, wo ihre

Toch-

Tochter hingekommen sey, und beweinten sie schon als todt, da sie wirklich noch lebte.

Karl und Kätchen.

Lange schon hatte sich Jakob, ein Bauer zu M——, mit seinem Weibe ehrlich und redlich genährt. Zweymal wurde er im Kriege geplündert, und einmal brannte sein ganzer Hof ab. Sein unermüdeter Fleiß, seine mehr als bäuerische Industrie half ihm aus jedem dieser Unglücksfälle immer wieder heraus. Aber nun kam das Alter, seine Kräfte nahmen ab, er mußte Wochenlang das Bette hüten, und seine Wirthschaft Mietlingen anvertrauen. Ein Hagelwetter verheerte seine Fluren, zwey schreckliche Mißjahre nöthigten ihn Schulden zu machen, und sein Gütchen zu verpfänden.

Er war traurig, wenn er an seinen Zustand dachte; er weinte, wenn er Interessen zahlen sollte, nicht zahlen konnte, und neue Schulden machen mußte. Sein einziges Kind, ein schönes, liebes Mädchen,

vermochte's noch, ihn in Stunden der Trübsalen zu trösten. Ich will mir, sagte sie immer, einen guten, fleißigen Mann wählen, wir wollen dann miteinander Tag und Nacht arbeiten, euch aus euern Schulden reissen, und ihr sollt noch viele und ruhige Tage zählen. Bald hernach warb ein reicher Bauerssohn um ihre Hand. Er kann euch retten, sagte die Holde, und ob er mir gleich nicht gefällt, so will ich ihn doch nehmen! Wird er der Wohlthäter, der Versorger meines Vaters, so wird meine Liebe gewiß nicht ausbleiben!

Die Zeit der Verlobung war schon festgesetzt, als der Monarch seine Truppen vermehrte, neue Regimenter errichtete, und auch in Jakobs Dorf Soldaten, zu stehen kamen. Es war Sonntag, als eine halbe Eskadron Dragoner in diesem Dorfe einrückte, und sogleich dem eben angefangnen Gottesdienste beywohnte. Ein schöner, junger Korporal trat Kätchen gegenüber; schlank wie ein Rohr stand er da, seine lebhafte Farbe hatte die Morgenluft um ein grosses erhöht, und wer ihn sah, der flüsterte seinem Nachbar zu: das ist ein schöner Mann! Sein Blick schweifte unter

den

den Töchtern des Dorfes umher, und blieb an Kätchens schönen Augen hangen. Sie sahs, und fühlte zum erstenmale die Gewalt, die Macht der Liebe. Karl, so hieß der Korporal, sah ihr glühendes Gesicht, ihr grosses Auge, in dessen brechendem Blicke die Liebe zitterte, er sahs und fühlte ein Gleiches. Man spotte nicht, man halte es nicht für romanhaft, wenn ich noch hinzusetze, daß Kätchen und Karl sich schon in diesem Augenblicke, ewig zu lieben, nie zu verlassen versprachen. Die heftigste Liebe ist oft, oder ich möchte beynahe sagen, ist stets das Werk eines Augenblicks. Ein Blick, mit dem man sich begegnet, ein Händedruck, ein Wort ist nicht selten der erste einzige und festeste Bund, der zwey harmonirende Seelen auf ewig verbindet.

Oft sah ich Jahre lang ein Mädchen mit einem Manne im täglichen Umgange leben, keines von beyden dachte, keines von beyden forderte Liebe. Ein einziger, beredter Blick, mit dem sie sich ungefähr begegneten, traf ihr Herz, erfüllte ihre Seele, und sie waren auf immer zur Liebe verbunden. Dieser Blick, der dort erst nach Jahren wirkte, wirkte hier gleich. Kätchen

gieng schwermüthig und traurig nach Hause. Das ländliche Mahl schmeckte ihr nicht, sie klagte über Kopfweh, und schlich nach ihrer Kammer. Ihr Vater kam besorgt zu ihr.

Jakob. Tochter, dir fehlt etwas!

Kätchen. Nichts, lieber Vater! Mein Kopf ist so eingenommen. Ich bin krank!

Jakob. Und Görge ist unten! Soll er heraufkommen?

Kätchen. Nein! Nein! daß ihr's nur wißt Vater! Ich kenn Görgen nicht heurathen!

Jakob. Nicht? Und hast's schon versprochen. Ich habe mein Wort gegeben.

Kätchen. Ihr könnt mich zwingen, aber ich werde unglücklich seyn! Ich werde sterben!

Jakob. Ueberlege, was du sagst! Ist das dein vollkommner Ernst?

Kätchen. Ja lieber Vater, ja! Macht mich nicht unglücklich! (sie weinte.)

Jakob. Weine nicht! du bist mein einziges Kind! Eher ich als du! Mein Gütchen kann ich abgeschätzt, meine väterliche Haabe verkauft, aber dich nicht unglücklich sehen!

Kätchen. Gott wird euch auf eine andere Art helfen!

Jakob. Ich wünsche es, und bitte ihn darum. Doch Görge wartet. Ich will ihm deinen Entschluß sagen, ihn abfertigen, damit er dich nicht mehr plagt.

Kätchen. O Gott vergelte es, lieber Vater!

Jakob gieng, und Kätchen sprang ans Fenster, um zu sehen, wenn Görge fortgieng. Er schlich brummend fort, als er ihren Entschluß hörte. Mit seinem Abschiede verschwand auch Kätchens Kopfweh. Hoffnung schlug laut in ihrem Herzen, klopfte doch in ihrem Busen. Der schöne Korporal gieng vorüber! Welch ein Unterschied zwischen ihm und Görgen! Sie hatte diesen nie geliebt, ihr wars gleichgültig, wenn er kam, angenehm, wenn er fortgieng; aber wie Karl hinter den dunkeln Aesten der hohen Hauslinde verschwand, da zitterte eine Thräne in ihrem Auge. Görgen hatte sie noch keinen Kuß verstattet, aber Karln hätte sie in diesem Augenblicke tausende gegeben, wenn er nur einen verlangt hätte. Sie rang nach Luft, und lief ins Freye. Es war ein herrlicher, Liebe ge-

bender und Liebe fordernder Abend. Die Sonne sank eben über die Berge hinunter. Lacht nicht über das liebetrunkene Mädchen! Sie sah in diesem majestätischen Bilde ihren Karl, wie er vorhin mit allen Reizen der Liebe vorüberzog, und nach und nach unter den Linden verschwand. Die Vögel sangen ihr Abendlied, und sie hörte Karls harmonische Stimme in der Kirche. Ein kleiner Wind bewegte die Blätter der Bäume, und schüttelte ihre Aeste; sie sahs, und erinnerte sich, wie die Zugluft vor kurzem mit Karls schönem Haare spielte. Das Abendroth glich seiner feurigen Wange, und der schlanke Birnbaum seinem Wuchse. Mit diesen Bildern erfüllt, schleuderte sie das Dorf auf und ab, blickte jeden Soldaten erröthend an, suchte ihren Karl und fand ihn nicht. Wo muß er wohl seyn? dachte sie! Wenn er itzt bei einem andern Mädchen säße? Eben itzt seine Arme um sie schlänge, ihr den ersten Kuß raubte, und den andern freywillig empfienge! Weg war das Bild der untergehenden Sonne, sie hörte nicht mehr den Gesang der Vögel, sah nicht mehr das Spiel der Winde, sah nur Karln in den Armen einer andern. Ihr Kopfweh er-

neu-

neuerte sich, ihr Herz schlug heftig, Thränen traten in ihr noch immer suchendes Auge. Sie eilte zurück, und sah nicht, daß Karl ihr nacheilte.

Karl. Wohin, so eilfertig, schönes Mädchen?

Kätchen. (erschrocken und freudig.) Ich! ich! — —

Karl. Diesen Morgen bemerkte ich dich in der Kirche. Du verschwandst aus meinen Augen, und nun suche ich dich im ganzen Dorfe.

Kätchen. (die nur sah, nur hörte, nur fühlte.) O so vieler Mühe bin ich wohl nicht werth!

Karl. Nicht? ach wenn du wüßtest, wie viel du in meinen Augen werth bist! du bist schön, wie ein Engel!

Kätchen. (sich ganz vergessend.) O wäre ich nur halb so schön, wie er!

Karl. Ich habe schon viele Mädchen in der Welt gesehen, aber keines, das dir gleicht, keines, das mich auf den ersten Anblick so fesselt.

Kätchen. Ich muß wohl gehen!

Karl. Warum? Ich habe so viel mit dir zu reden! Weile nur noch ein wenig!

Kät-

Kätchen. Ich möchte wohl noch bleiben; aber wenns die Leute sehen, daß ich mit einem Soldaten spreche, so komm ich gleich ins Gerede!

Karl. O das ist traurig! darf ich dich wenigstens nicht besuchen?

Kätchen. Ich weis nicht, ob sichs schicken wird!

Karl. Wo wohnt denn dein Vater?

Kätchen. (sehr beredt.) Mein Vater? dort in dem gelben Hause, bei den grossen Linden. Unter den Linden stehen ein paar Bänke, da sitzt sich's Abends recht schön! Die Linden blühen itzt! Riech er nur! Man riecht sie bis hieher!

Karl. Nun, so will ich mitgehen! wir wollen uns dort ein wenig niedersetzen, und miteinander plaudern.

Kätchen. Das geht wohl auch nicht! aber, wenn er meinen Vater besuchen will, der liebt die Soldaten, und schwätzt gerne vom Kriege.

Sie hüpfte fort, und sehr natürlich wars, daß Karl ihr nacheilte. Er machte noch an dem nämlichen Tage mit ihrem Vater Bekanntschaft, und vertauschte noch in der nämlichen Woche sein bequemeres

Quar=

Quartier mit Jakobs Wohnung. Nun sahen sich die Liebenden alle Tage. Karl erklärte sich näher, und Kätchen verstellte sich nicht länger. Beyde liebten sich ausserordentlich, ihre Seelen harmonirten, sie dachten, handelten und fühlten gleich.

Wenn Karln nicht der Dienst verhinderte, so half er an der Seite seines Kätchens im Felde arbeiten, und obschon seine weiche Hand der Arbeit nicht gewohnt war, so gab ihm doch die alles vermögende Liebe Kraft und Stärke, daß er mehr als ein Knecht verrichtete, und Jakob also auch einen Taglöhner entbehren konnte. Der redliche Alte fühlte mit seinem Weibe dankbar diese Hilfe, und suchte es Karln so viel als möglich in Worten und Werken zu vergelten. Aber ein Kuß von Kätchen vergalts ihm reichlicher als alle Wohlthaten ihrer Eltern.

Schon war der Herbst halb verflossen, die Scheuern gefüllt, als Jakob mit seinem Weibe ins benachbarte Dorf zu einer Kirmes geladen wurde. Kätchen sollte mitgehen; aber ein erdichtetes Kopfweh befreyte sie von dieser Lustbarkeit, die Karl nicht mit ihr theilen konnte.

Arm in Arm faſſen ſie Abends im dunkeln Zimmer, verſanken in Liebe, küßten ſich unſchuldig und rein, und machten Plane in die Zukunft, wie ſie ihren Eltern ihre gränzenloſe Liebe entdecken, einander heurathen und ewig glücklich leben wollten. Schon lange hatte das aufmerkſame Auge des Vaters ihre Liebe beobachtet, er wollte ſeiner Sache gewiß ſeyn, und ſchlich ſich von der Kirmeß weg. Unbemerkt trat er in die Stube, unbemerkt hörte er lange ihrem Geſpräche zu.

Jakob. (hervortretend.) Kätche! geh doch einmal zum alten Michel! Er ſoll morgen dreſchen kommen.

Kätchen. Jeſus! Vater! Seyd ihr da! Schon lange? Wo iſt denn die Mutter?

Jakob. Wird ſchon nachkommen! Geh nur geſchwind! Geh!

Kätchen. (gieng zitternd und erſchrocken fort.)

Jakob ſchlug Licht an, ſtellte es auf den Tiſch, und ſetzte ſich dem verwirrten Karl gegenüber.

Jakob. Nun! Hat er mir nichts zu ſagen?

Karl.

Karl. Lieber Vater — —

Jakob. Nur weiter!

Karl. Ihr habt uns behorcht?

Jakob. Behorcht? Dachte gar! diese Stube da ist mein! Ich bin nicht gewohnt anzuklopfen! Ich gehe gerade zu!

Karl. O zürnt nicht mit eurer Tochter! Laßt ihr's nicht entgelten!

Jakob. Ich bin ein guter Vater! Er ist nun schon ein halb Jahr bey mir im Quartiere, wird nicht sagen können, daß ich sie je unschuldig, je zu hart gestraft' hätte!

Karl. Das weis ich! Aber! — —

Jakob. Er hat etwas am Herzen! Pack er nur aus!

Karl. Ihr wißt ja alles!

Jakob. Ich weis nichts, aber erzählen will ich ihm etwas: Mein Vater, Gott hab ihn selig! Es war ein kreuzbraver, wackerer Mann! und was er sagte, das konnte man für's Evangelium nehmen! — — Mein Vater also sagte mir einmal: Jakob, wenn du eine Tochter bekommst, so hüte sie für allen Männern, vorzüglich aber für Soldaten, die Herren sind's Zehren auf Regimentskosten gewohnt, sie verführen die

Mädels wie der Blitz, machen sie und ihre Eltern unglücklich, fluchen dem jammernden Vater, der winselnden Mutter die Ohren voll, und ziehen weiter! — — Sag er mir einmal, hat mein Vater nicht die Wahrheit gesagt?

Karl. Nein, lieber Alter, nein!

Jakob. Das Gegentheil wird er mir schwer beweisen.

Karl. Es giebt unter den Soldaten viele ehrliche, redliche Männer, und in jedem andern Stande Schurken und schlechte Kerls. Aber ich spreche izt nicht für meinen Stand, ich spreche für mich. — —

Jakob. Will's gerne anhören!

Karl. Mein Vater ist ein reicher, wohlhabender Bürger in der Reichsstadt N— —, er ließ mich als seinen einzigen Sohn, nicht seinem Stande gemäß, sondern vornehm erziehen. Ich mußte studiren, und sollte seiner Absicht nach ein grosser Herr werden. Als ich auf die Universität zog, starb meine Mutter, und mit ihr mein ganzes Glück. Mein Vater heurathete, von Liebe geblendet, ein junges, ausschweifendes Mädchen, die mir aus eigennützigen Absichten sein Herz, und seine Liebe stahl. Er berief

mich

mich nach Hause, warf mir jeden Pfennig vor, den ich ihm wider meinen Willen gekostet hatte. Ich schimpfte in der Hitze auf meine Stiefmutter, und er verstieß mich aus seinem Hause. Verzweiflung rang in meinem Innersten, und ich ließ mich bey den Truppen eures Monarchen anwerben. Ich habe auf sechs Jahre kapitulirt, diene schon ins fünfte Jahr treu und ehrlich, bin Unteroffizier geworden, besitze die Liebe meiner Untergebenen, die Achtung meiner Vorgesetzten. Ich kam hieher, sah eure Tochter in der Kirche, liebte sie von diesem Augenblicke, werde sie immer lieben. Macht mich ganz glücklich, gebt mir eure Tochter zum Weibe!

Jakob. Herr, er verlangt viel! Er verlangt mehr, als ich geben kann. Kätchen ist mein einziges Kind, ihrer Mutter Augenapfel und mein Herzblatt. Ich habe mich ihr zu Liebe wacker gewährt, meine Kräften verschwendet, mehr, als Menschen tragen können, gearbeitet, um mich aus mancherley Unglück zu reissen, und ihr einst ein väterliches Erbtheil hinterlassen zu können. Aber ich habe zu viel unternommen, meine Kräfte schwinden, meine Hände sind erstarrt,

starrt, ich muß Knechte halten, und doch geht meine Wirthschaft krebsgängig. Schon drücken mich Schulden, und gehts so fort, so werde ich bald ausgewirthschaft haben. Soll ich nun die einzige Hoffnung, den einzigen Trost meines Alters in ein fremdes Land forziehen, von allen verlassen, mein Gütchen verkauft, mich und mein altes Weib am Bettelstab gebracht sehen, und nicht einmal überzeugt seyn, daß mein Kind wohl versorgt sey. —— Herr, er ist ein ehrlicher Mann, mit ihm kann ich offenherzig reden! Ich machte mir bisher immer Hoffnung, daß meine Tochter einen Mann wählen würde, der mir mit einigen hundert Thalern helfen könnte. Es wäre auch schon geschehen, wenn er nicht dazwischen gekommen wäre. Itzt steh ich in Gefahr angeklagt zu werden, weil sie einen reichen Bauersohn, dessen Schuldner ich bin, verworfen, seinetwegen verworfen hat.

Karl. Vielleicht kann ich wieder gut machen, was ich verschuldet habe. Ich will morgen an meinen Vater schreiben, ihn dringend um vierhundert Thaler als mein einziges Erbtheil bitten. Ich will meiner Stiefmutter schreiben, mich gegen sie reversiren,

siren, daß ich ihr und ihren Kindern für diese Summe mein ganzes Erbrecht abtrete, nie mehr einen Pfennig verlange. Ich hofe gewiß, daß ich dieß Geld erhalte! Wollt ihr mir dann noch eure Tochter verweigern?

Jakob. Noch! Denn nehm er mirs nicht übel! Er bleibt immer Soldat.

Karl. Auch will ich als solcher eure Tochter nicht heurathen, kann sie, ohne Verlust meiner Kapitulazion, nicht heurathen. Ich will die anderthalb Jahre ruhig ausharren. Euch, so gut ich kann, in der Wirthschaft helfen, wie Jakob um seine Rahel dienen, und nicht eher öffentlich um ihre Hand werben, als bis ich diesen Rock abgelegt habe.

Jakob. Je nun, Herr, wenns so ist, so, so — — Geb er mir die Hand! Ich habe ihn gerne, mein Weib liebt ihn, mein Mädel ist gar in ihn vernarrt. Es thut mir weh, daß ich Bedingungen machen muß, aber man muß doch weiter denken! Topp! Such er seiner Stiefmutter nur zweyhundert Thaler abzulocken, die drücken mich am meisten, und dann soll er meine Tochter und mit ihr mein Gütchen erhalten. Wenn er fleißig arbeitet, und ihn Gott

für Unglück bewahrt, so kann er sich redlich darauf nähren.

Karl. O lieber Mann, ihr macht mich zum Glücklichen der Sterblichen. Ich will heute noch schreiben! — — O wenn Kätcheu kömmt, wenn sie hören wird! — — die Freude! O dieß Vergnügen! — —

Jakob. Still, sie kömmt!

Kätchen. Vater! Michel kann nicht kommen, er ist krank!

Jakob. Der arme Teufel! Wie gehts denn dir mit deinem Kopfweh?

Kätchen. Etwas besser, lieber Vater!

Jakob. Was siehst du denn dort im Winkel? Komm doch näher? Sag mir einmal! — — Du siehst ja aus, als ob du kein gutes Gewissen hättest!

Kätchen. Vater!

Jakob. Als wenn du Vater und Mutter betrogen!

Kätchen. Ach Gott!

Jakob. Und mit einem Soldaten auf und davon gehen wolltest!

Kätchen. (weinend) Das ist nicht wahr, lieber Vater! Er will sich vom Soldatenleben losmachen, will bey euch bleiben, euch fleißig arbeiten helfen.

Jakob. Wer denn? Wer?

Karl. Quält das gute Kind nicht so! Kätchen, wir werden glücklich seyn! dein Vater billigt unsre Liebe! — — —

Kätchen. Ach guter Gott! lieber, goldner, Herzensvater! Ists wahr? Kann ich mich freuen?

Jakob. Nun! Nun! ganz gewiß ists noch nicht; aber mit Gottes Hilfe solls, glaub ich, schon gehen!

Kätchen. Ach grosser Gott! Ach Vater! Ach! Ich weis nicht, was ich für Freuden sagen soll! Tausend! tausend Dank! O lieber Karl, ich dein! ewig dein! O mein armes Herz! lieber Vater! Ich kanns euch nicht vergelten! Komm Karl! laß uns ihm danken!

Beyde Liebende sanken nun zu den Füssen des alten Mannes. Er sah die Freude in ihrem Gesichte glänzen, hörte ihr Stammeln, und ward gerührt! Gott segne euch, sagte er, und grosse Tropfen rollten über seine Wangen, er hat euch für einander geschaffen, er wird auch für euch sorgen! — — Steht auf, Kinder, ihr macht mich zu weich. Ich will wieder zurück, wills meiner Alten erzählen, daß ich

ein Paar verlobt habe. Ich steh euch davor! Sie hat nichts dawider!

Er gieng, noch immer begleitet von Dank und Segenswünschen der Liebenden. An der Thüre blieb er stehen. Herr Korporal, sagte er lächelnd, ich laß ihn mit meiner Tochter allein! Ich setze grosses Vertrauen in ihn! „ — „Das ich nie mißbrauchen werde, erwiederte dieser.

Nun waren die Liebenden allein! Einige Stunden verflogen, ganz dem Entzücken, ganz der Empfindung des nahen Glücks gewidmet. Endlich schrieb Karl an seinen Vater, an seine Stiefmutter, und trug am folgenden Morgen den Brief selbst auf die Post. Die ganze Familie lebte in Erwartung einer guten Antwort ruhig und zufrieden. Jakob vertröstete bis dahin seinen dringendsten Gläubiger, und versprach ihm in sechs Wochen sichere Bezahlung.

Eh diese noch verflossen waren, kam Ordre, daß die Eskadron, bey welcher Karl stand, sich zum Stabe nach der Hauptstadt des Landes ziehen sollte. Karl trauerte und sein Mädchen weinte Tag und Nacht. Er bat um Urlaub, aber es ward

ihm

ihm verweigert! Die Stunde des Abschieds rückte heran. Kätchen stand weinend vor ihm, und die alten Eltern saßen traurig im Winkel!

Jakob. Ist mirs doch, als ob mein Sohn fortreiste!

Anna. Wir waren seiner schon so gewohnt!

Jakob. Freylich! Nun schreib er nur oft! das Jahr wird ja auch vergehen! Sey stille Kätche, denk an die Zeit des Wiedersehens!

Kätchen. Ach, es ist nur gar zu lange! wer weis, ob ich ihn wieder sehe!

Jakob. Das wolle Gott nicht! Wie gesagt schreib er nur oft!

Karl. Das werde ich gewiß thun! Und wenn ich Geld von meinem Vater erhalte, so will ichs gleich schicken. Aber, lieber Vater, laßt mich itzt das Schlimmste denken, wenn nun mein Vater sein Ohr für meinem Flehen verstopfte, wenn ich nun kein Geld erhielte — —

Jakob. Da stünd's übel mit uns! —

Kätchen. Da sollte ich vielleicht gar meinen Karl vergessen, verlassen! Nein, Vater, das könnt ihr nicht verlangen!

Jakob. Werd's auch nie verlangen! — — dann wird uns Gott auf eine andere Art helfen!

Karl schied! Kätchen war trostlos, ihre Eltern trösteten sie zwar, doch auch mit Thränen im Auge. Nur dann herrschte Freude im Kreise der Familie, wann ein Brief von Karln ankam; wann er schrieb, daß er sich Tag und Tag nach seinem Mädchen sehne, Tag und Nacht an sie denke, sie nie vergessen werde! Bald wurde auch diese seltne Freude in doppelten Kummer verwandelt. Karl schrieb, daß er von seinem Vater eine äußerst harte Antwort erhalten, sich von dieser Seite keine Hoffnung auf Geld machen könne. Er habe nun an eine alte Muhme geschrieben und glaube bey dieser eher seinen Zweck zu erreichen!

Der ehrliche Jakob suchte überall Hilfe, aber er fand keine, und sah sich bald hernach vor Gerichte angeklagt. Seine übrigen Gläubiger erwachten auch, und alle Forderung belief sich auf vierhundert Thaler. Zahlen konnte er nun noch weniger als vorher, sein Gütchen wurde daher öffentlich feilgeboten.

Wenn du mir deine Tochter giebst, sagte Görge oft zu ihm; so will ich dich retten; aber Jakob schlug dieß Anerbieten trotzig aus, und wollte lieber auf seine alten Tage ein Bettler werden, als seine Tochter an einen hartherzigen Schurken verheurathen, der helfen konnte, und doch nur aus so eigennützigen Absichten helfen wollte.

Karl wurde durch Kätchen von allem benachrichtiget. Er rang, wie ihr Vater nach Hilfe, und schickte unterdessen Hofnung und leeren Trost.

Schon war der letzte Tag der künftigen Woche zur dritten und lezten Lizitazion von Jakobs Gute bestimmt, schon drängten sich Käufer mancher Art hinzu, untersuchten das Haus, visitirten den Boden, und sprachen laut von dieser und jener Veränderung, die sie vornehmen wollten. Jakob sah dieses alles, hörte sein armes Weib jammern, und sagte im Zorne zu Kätchen: Du bist die Ursache unsers ganzen Unglücks, hättest du Görgen geheurathet, so würde ich nicht aus meinem Hause gejagt, müßte nicht auf meine alten Tage zum Bettler werden. Ich will dir's nicht vorwerfen, aber es wird dir

schwer

schwer werden, dies alles bey Gott zu verantworten!

Kätchen fühlte diesen Vorwurf in seiner ganzen Stärke, und beschloß in diesem Augenblicke sich vor ihre Eltern aufzuopfern. Aber vorher wollte sie Karln noch einmal sehen, Rettung, Hilfe von ihm fordern, und wenn er sie nicht geben könnte, auf ewig von ihm scheiden.

Sie reiste am andern Morgen mit Einwilligung ihrer Eltern ab, und kam am dritten Tage schon nach der Hauptstadt. Ein Zufall ließ sie ihren Karl auf der Gasse begegnen. Er nahm sie in seine Arme, und ließ ihr in einem abgelegenen Wirthshause ein Zimmer öffnen.

Karl. Was bringst du mir, liebes, trautes Mädchen.

Kätchen. (weinend an seinem Halse, in seinen Armen liegend.) O lieber Karl! — — Ich vermags nicht zu sagen! — — Künftige Woche wird meines Vaters Gut verkauft! Hast du keine Hilfe?

Karl. O Gott!

Kätchen. Hat dir deine alte Muhme nicht geantwortet?

Karl. Leider ja! Sie möchte gerne helfen, aber sie vermags nicht.

Kätchen. So steh uns Gott bey! So muß ich — — —

Karl. Was mußt du?

Kätchen. (ihr Gesicht verbergend) dich lassen, Görgen heurathen!

Karl. Du? Kätchen! Du? Mir untreu werden!

Kätchen. Soll ich meine Eltern aus ihrem Hause gejagt, verstossen sehen! Soll ich sehen, wie sie betteln gehen, und ihr schwarzes Brod mit Thränen essen! Soll ich ihre bittern Vorwürfe hören, und nicht antworten können!

Karl. O Kätchen! du machst mich unglücklich!

Kätchen. Das weis ich! Aber bin ich nicht noch unglücklicher als du?

Karl rasete, wüthete, sann nach Hilfe, endlich fiel ihm ein Gedanke zur möglichen Rettung ein. Warte hier ein wenig, sagte er zu Kätchen, ich will noch einen Versuch wagen. Gestern Abends traf ich einen Kaufmann aus meiner Vaterstadt hier an, er freute sich ausserordentlich, mich zu sehen, nahm mich mit in sein Logis, und traktirte

mich

mich herrlich. Ich will mit ihm reden, vielleicht streckt er mir die Summe auf mein Erbtheil vor, da er meinen Vater kennt, und sicher ist, nichts dabey zu verlieren. Karl gieng und Kätchens Herz schlug mit Hoffnung erfüllt.

Der Kaufmann hörte Karls Bitte, bezeigte sein Mitleid und bedauerte von Herzen, daß er nicht so viel Geld bey sich habe; auch nicht diese Summe auf so lange und ungewisse Zeit entbehren könnte.

Nun war Karl ganz hoffnungslos! Keine Rettung! Keine Hilfe! Er wankte fort, und sehr wahrscheinlich beschloß er auf diesem Gange die nachfolgende schwarze That. Der Gedanke, das liebe, gute und eben durch ihren Entschluß noch mehr verherrlichte Mädchen auf ewig zu verlieren, war ihm unerträglich; sie zu besitzen, sie nie zu verlassen, war der einzige Gedanke, der sich seines Herzens ganz bemächtigte, der sich ganz an seine Seele kettete, und jede Vorstellung der Vernunft unterdrückte. Mit diesem Entschluß bewaffnet trat er auf seines Mädchens Zimmer. Noch wußte er vielleicht nicht, wie er die That beginnen, wie er sie ausführen sollte, aber schon

nahm

nahm er sie als möglich zur Ausführung an. Sey gutes Muths, sagte er zu Kätchen, der Kaufmann hat mich um eilf Uhr wieder bestellt, und, wenns ihm ein hiesiger Wechsler kreditirt, so will er mir die Summe vorstrecken. Kätchens Freude war ohne Gränzen, sie hüpfte, lachte, scherzte und zankte mit ihrem Karl, der sich nicht mit ihr freuen wollte. Er ließ Wein bringen, trank viel, und ward endlich auch munter und fröhlich!

Die Stunde schlug! du mußt gehen, sagte Kätchen! Ja, ich muß! erwiederte er, drückte sie oft an sein klopfendes Herz und gieng endlich rasch fort. Wie ein Dieb, denn ein Dieb wollte Karl itzt werden, schlich er sich durch die offne Thüre des Wirthshauses, in welchem der Kaufmann wohnte. Er wußte, daß die Fenster seines Zimmers in den dabey befindlichen Garten giengen, er versteckte sich also unter den Bäumen desselben, und lauerte. In diese Fenster hinaufzusteigen, war leicht; denn man baute, oder flickte vielmehr eben das Dach, und eine grosse Leiter lag nahe dabey; aber noch brannte das Licht, und er mußte zwey angstvolle Stunden harren.

Wie schon alles im Hause schlief, der Kaufmann schon lange sein Licht ausgelöscht hatte, rückte er die Leiter näher, und stieg mit entblößtem Säbel hinauf. Es war eine der wärmsten Sommernächte und die Fenster standen offen. Von Verzweiflung beseelt stieg er ins Zimmer, hörte den Kaufmann schnarchen, und ergrief blos dessen Beinkleider, weil er wußte, und schon gestern und ehegestern gesehen hatte, daß in diesen ein Beutel mit Gold steckte. Glücklich und ungesehen stieg er wieder hinab, fand den Beutel, warf die Beinkleider in einen nahen Strauch, kam durch eine Gartenthüre, welche man von innen öffnen konnte, glücklich auf die Gasse, und von da eben so glücklich zu seinem Mädchen. Der Tag fieng schon an zu grauen, als er zu seiner Geliebten ins Zimmer trat. Da, sagte er, und wischte sich den Angstschweis von der Stirne, nimm, eile, deine Eltern zu trösten und zu retten. In einer halben Stunde wird man das Thor öffnen, der Morgen ist schön, die Tage sind heiß, du wirst also am besten thun, wenn du gleich fortgehst. Kätchen empfieng den Beutel mit Freudenthränen, drückte ihren Karl mit Inbrunst an ihr Herz, dankte und frohlockte.

Kätchen. Du hast mich lange warten lassen!

Karl. Der Kaufmann kam erst vor einer halben Stunde nach Hause. — Aber wolltest du nicht lieber gehen, ich muß ohnehin in mein Quartier zurück, und kann dich den ganzen Tag nicht mehr sehen.

Kätchen. So bald nur einer im Hause munter ist, so will ich zahlen, und in Gottes Namen fortgehen.

Karl. Ich habe gestern, wie ich fortgieng, schon gezahlt.

Kätchen. Du willst mich also mit Gewalt fortjagen.

Karl. Das nicht, liebes Kätchen! Aber ich fühle deiner Eltern Kummer, und möchte sie gerne beruhiget wissen.

Kätchen. Hast recht! O wie werden sich die guten Alten freuen. So lebe denn wohl, lieber Karl! Unser Schulmeister soll dir gleich ihren Dank schreiben.

Karl. Nein, liebes Kätchen, schreibe mir nicht, denn ich muß Morgen auf Kommando reiten, und dann habe ich Hoffnung auf einige Wochen Urlaub zu erhalten.

Kätchen freute sich über diese Nachricht eben so sehr, wie über das erhaltene Geld, sprach von Verlobung, und eilte endlich auf Karls neue Bitte fort.

Karl blieb an der Ecke traurig stehen, sah seinem Mädchen nach, und weinte Thränen des bittersten Kummers um sie. Wie auch ihr Schatten verschwand, so schlich er langsam nach seinem Quartiere zurück. Der Verlust seiner Ehre, und Reue über seine begangene That mußten ihn foltern: denn die hereintretende Wache fand ihn angezogen, und weinend in einem Winkel sitzen.

Der Kaufmann wollte früh um vier Uhr abreisen, er fand seine Beinklelder, sein Geld nicht, und machte Lärm. Bey näherer Untersuchung fand man auf seinem Fenster einen Säbel, den Karl in der Betäubung zog, und dort liegen ließ. Man erkannte solchen sogleich für den Säbel eines Dragoners. Noch mehr! Es wurde im Hause gebauet. Unter des Kaufmanns Fenster war Kalch angemacht worden, und man sah Stiefeltritte sehr deutlich darinn. Der Vorfall wurde dem Kommandanten gemeldet, und dieser ließ sogleich visitiren. Die Reihe traf auch Karln. Man fragte

nach seinem Säbel. Er hatte ihn nicht. Man besah seine Stiefel, und sie waren mit Kalch besudelt. Karl wurde also ganz natürlich für den Dieb gehalten, und, eh sein Mädchen noch eine Stunde von der Stadt entfernt war, saß er schon im Gefängnisse. Eine geheime Ahndung mußte ihm dieß vorher gesagt haben, weil er auf ihre Abreise so sehr gedrungen hatte.

Im ersten Verhör gestand er die That; aber kein Versprechen, keine Drohung konnte ihn bewegen, zu gestehen: wohin er das gestohlne Geld gegeben oder versteckt habe? Die That reute mich, sagte er immer und ich warfs mit den Beinkleidern in den Strauch.

Das Kriegsrecht wurde versammelt, und es verurtheilte ihn zum Strange. Der Hofkriegsrath bestättigte dies Urtheil, und nach vier Wochen wurde Karl zum Tode verurtheilt.

Am letzten Tage seines Lebens schrieb er an seinen Vater, bat ihn rührend und dringend; beschwor ihn bey Gottes letztem Gerichte, bey dem Blute des Welterlösers seine That wieder gut zu machen, und dem Kaufmann das gestohlne Geld zu ersetzen.

Den andern Tag gieng er standhaft zum Tode. Noch auf dem Richtplatze bat ihn der Major, sein Verbrechen zu vermindern, und da er in den paar Stunden nach vollbrachter That das Geld unmöglich hätte verschwenden können, doch zu gestehen: wohin er solches gethan habe? Herr Major, sagte Karl, sie sind hier, meinen Tod vollstrecken zu lassen. Erschweren sie mir solchen nicht durch eine Frage, die ich unmöglich beantworten kann. Gott, vor dessen Richterstuhl ich itzt erscheine, weis es, und wird mich nach seiner Barmherzigkeit richten! Der Henker übernahm ihn, und nach einigen Minuten hatte er ausgelitten.

Ehe hier noch die schreckliche Szene sich endigte, lebte schon Kätchen in Kummer und Sorgen. Sie war glücklich nach Hause gekommen, hatte Freude und Ruhe der unglücklichen Familie mitgebracht. In dem Beutel waren hundert und zwei Luis-d'ore befindlich. Jakob zahlte damit seine Schulden und es blieb ihm noch etwas zum Ankauf einiger Kühe übrig. Ruhig und zufrieden sassen die Alten in ihrem schuldenfreyen Hause, sprachen stets von ihrem Wohlthäter, schlossen ihn dankbar in ihr Gebet ein, und harrten sehnlich mit Kätchen auf seine Ankunft.

Karl schrieb nicht, Karl kam nicht! Eine unbeschreibliche, nie gefühlte Unruhe erfüllte Kätchens Herz. Ich muß zu ihm, ich muß ihn sehen. Vielleicht ist er krank, vielleicht gar todt, sagte sie, und ließ sich durch keine Vorstellung ihrer Eltern abhalten, das zweytemal den Weg nach der Stadt anzutreten. Sie kam eben bey den Thoren derselben an, als man ihren Geliebten vom Pfahle nahm, und weil die Sonne unterging, beerdigen wollte. Viele Neugierige umgaben das Grab, welches an der Strasse lag, Kätchen mischte sich, unwissend, was hier vorgieng, darunter. So entstellt auch Karls Züge waren, so erkannte sie ihn doch. Ihrem Auge nicht trauend, an der schrecklichen Wahrheit zweifelnd, fragte sie! Man nannte seinen Namen, und nun folgte eine Szene, die ich nicht zu beschreiben vermag. Wäre ichs fähig, fände meine Einbildungskraft Worte, den Schmerz des armen Mädchens auszudrücken, so würde die Menschheit schaudern, und dem gefühlvollen Leser meine Geschichte bebend entsinken.

Eine alte Dame, die von einem Spaziergange zurück kam, fand die Leidende, verlassen von allen, die sie anfangs umgaben, an der Strasse liegen. Mitleidig trat sie hinzu, und hielte sie für krank, denn Kätchens Auge starrte nach Pfahle, und ihre Hände wühlten im Staube. Ihr ängstliches Jammern, ihr klägliches Wimmern rührte die ehrwürdige Alte, sie ließ sie durch ihre Bediente nach dem Landhause bringen, und befahl, die ganze Nacht bey ihr zu wachen. Am Morgen besuchte sie Kätchen, und ließ sich von ihr die ganze schreckliche Geschichte erzählen. Bald hernach fragte die Aermste nach Karls Verbrechen, man entdeckte ihr solches, und neuer Jammer, neues Leiden bemächtigte sich ihrer Seele. Ich bin seine Mörderinn, schrie sie unaufhörlich! Auf ihr sehnliches Verlangen führte man sie zu Karls Richter, zum Auditeur des Regiments! Der gute Mann erschrak, als er vom Kätchen alles vernahm. Er schlug das Verhörsprotokoll nach, und fand nicht die geringste Spur davon. Er fragte alle, die in seiner Gefangenschaft um ihn waren, und alle sagten aus: daß er nie Kätchens Namen aus-

ausgesprochen, aber eine Stunde vor seinem Tode den Fourier gebeten hätte: Er möchte dem Bauer Jakob, bey dem er in Quartier wäre, schreiben, daß er plötzlich auf Werbung sey geschickt worden, und unter einem Jahre nicht wieder kommen würde.

Sehr wahrscheinlich glaubte der Unglückliche, daß man, wenn er gestünde, daß er Kätchen das Geld gegeben, sie als eine Mitschuldige arretiren, und auf diese Art wenigstens auf ewig beschimpfen würde. Deswegen schwieg er; deswegen suchte er auch sein Mädchen noch in der Stunde des Todes von dem Orte seines Verbrechens zu entfernen; und starb mit dem Bewußtseyn, daß er sie glücklich gemacht habe.

Kätchen konnte sich nicht von dem Grabe ihres Karls trennen. Zwey Tage saß sie an der Richtstätte und weinte unaufhörlich. Die Offiziers seines Regiments erbarmten sich über die Unglückliche, und ließen sie auf ihre Kosten zu ihrem Vater führen.

Schrecklich war auch sein Zustand, als er alles erfuhr. Er weinte bitterlich, und die alte Mutter war nicht zu trösten.

Seine Seele, sagte der Alte endlich, soll nicht länger leiden, ich will erstatten, was er für mich stahl, für mich mit seinem Leben bezahlte! Den andern Tag bot er sein Gütchen feil, und weil er dringend war, baares Geld verlangte, so erhielt er für ein Gut, auf welches man schon vierhundert Thaler geborgt hatte, nur dreyhundert fünfzig! Seine andern Geräthschaften, seine und seiner Frauen Kleider verkaufte er ebenfalls. Es war rührend zu sehen; wie hier der alte Vater einen alten Familienkrug feilbot, und dort Kätchen weinend Pfänder ihrer Liebe, allerhand schöne Bänder an die Mädchens des Dorfs verhandelte. Auf diese Art brachte die Familie 450 Thaler zusammen.

In einem leinenen Küttel gehüllt, sein Weib, sein krankes Kind am Arme führend, zog er aus seinem väterlichen Hause nach einer elenden kleinen Hütte, die am Ende des Dorfs stund, und den Hirten zur Wohnung diente, dessen Amt er übernahm. Kurz darauf trug er das Geld in die Stadt zum Stabsauditeur, und bat ihn, es dem Kaufmann zu schicken. Im Rückwege weilte er bey Karls Grabe, und erzählte ihm

weinend, was er alles gethan habe, um seine Seele zu versöhnen? Der Kaufmann schrieb zurück, daß er das noch Fehlende der armen Familie schenke. Der Auditeur ließ den alten Jakob davon benachrichtigen, aber Kätchen nahm dies Geschenk nicht an. Ich muß erstatten, sonst kann er nicht ruhig schlafen; sagte sie: wenn mir Gott beysteht, so will ichs schon zusammbringen. Sie arbeitete um Lohn, aß nichts als schwarzes Brod, trug die elendesten, schlechtesten Kleider, und gieng auch in der härtesten Kälte baarfuß. Auf diese Art brachte sie in einem Jahre zwanzig Thaler zusammen, aber bald grief das innere Leiden ihrer Seele weiter um sich, es bemächtigte sich ihrer Sinne, sie konnte nicht mehr arbeiten, und war oft Monate lang närrisch. Sie litt in diesem Zustande nicht das geringste Glänzende an sich; sie behieng ihre Kleidung mit schwarzen Lappen, und ihre einzige Beschäftigung war, hinter der Hütte mit ihren Händen eine Höhle in Form eines Grabes auszuscharren. Wenn sie wieder zu sich kam, so bettelte sie die vorüber Reisenden um eine Gabe an, und keiner gieng vorbey, der nicht dem leidenden

Mädchen etwas zuwarf. Dies legte sie jedesmal zu dem Ersparten, und zählte fleißig, was sie hatte. Noch fehlten ihr zehn Thaler, als der Reisewagen der menschenfreundlichen Gräfinn L — — bey ihrer Hütte vorüber rollte. Scharf wehte der Nordwind über die tief mit Schnee bedeckten Fluren! Grimmige, von Menschenaltern nicht erfahrne Kälte herrschte in der öden Natur, und Käthchen vermochts kaum ihre erstarrte Hand gegen den Wagen auszustrecken. Mit schlechten, elenden Lumpen bedekt, baarfuß und blos stand das arme Mädchen da. Halt, schrie die Menschenfreundinn, und der Wagen stand! Gott erbarme dich deiner, armes Mädchen, sagte sie, wenn du kein Brod, deinen Hunger zu stillen, kein Holz hast, dich für Kälte zu schützen, so nimm dies, und labe dich! Sie gab ihr sechs Dukaten und fuhr weiter. Lachend und froh trat Käthchen in die Hütte. Zählt, Vater, zählt, sagte sie, obs hinreicht, meines Karls Schuld vollends zu tilgen?

Jakob. Noch mehr als dies! Es bleibt noch etwas für dich auf ein Gewand übrig!

Kätchen. Für euch, Vater! für euch, Mutter! Ich brauche nichts mehr! will zu meinem Karl eilen, und's ihm erzählen, daß ich für ihn gezahlt habe.

Schnell flog sie fort, und über den gefrohrnen Schnee dem nahen Teiche zu. Jakob eilte ihr nach, aber vor seinen Augen stürzte sie sich in ein Loch, das die Fischer aufgehauen hatten, und verschwand unter dem Eise.

Ich will aufhören, den Jammer dieser unglücklichen Familie zu beschreiben. Die alte Mutter folgte ihrer Tochter in drey Tagen, und nach zwey Monaten trug man auch den armen Jakob zu Grabe.

Im Frühjahre fand man erst Kätchens Körper, und begrub sie an der Ecke des Kirchhofs. Ein Hollunderbaum beschattet es; selbst das furchtsamste Mütergen im Dorfe bleibt, wenn es da vorübergehet, einen Augenblick stehen, und trocknet sich ein paar Thränen ab.

O Liebe! Groß sind die Freuden, die du den armen Erdensöhnen gewährst! Herrlich ist dein reiner Genuß! Schön dein Loos! Aber wenn ich alle die Schlachtopfer zählen wollte, die für dich bluteten,

so würde der Menschenfreund dir gram werden, und in einer Einöde vor deinen Reizen sich zu verstecken suchen.

Antonio und Gianetta.

Nach dem Tode des alten Brusciati stritt in die zwey Linien getheilte Familie Russati um sein grosses Vermögen. Ein zwölfjähriger Prozeß erbitterte die Häupter Guido und Genaro so gegen einander, daß sie sich, ob sie gleich Blutsfreunde waren, als Todsfeinde haßten. Die Weiber folgten dem Beyspiele ihrer Männer, besuchten einander nie, und vermieden sogar alle Zusammenkunft in Gesellschaften. Genaro hatte einen Sohn, Guido eine Tochter, aber auch diesen zwey Unschuldigen wars nie vergönnt, miteinander zu spielen.

Nach langem Kampfe entschieden endlich die Richter für Genaro, er wurde Besitzer der Brusciatischen Güter, sein Haus bald eines der angesehnsten in Mantua, Guido hingegen äußerst arm und dürftig.

Die

Die Unkosten des Prozesses hatten sein kleines Vermögen ganz aufgezehrt, er wußte nicht, wie er in Zukunft seinem Stande gemäß leben, noch weniger, wie er sein Weib ernähren, seine sechsjährige Tochter erziehen sollte. Vielleicht hätte ihm Genaro von seinem Ueberflusse etwas mitgetheilt, wenn er den Stolzen gebeten, ihm sein Unglück vorgestellt hätte! Aber eh ich dies thue, sagte Guido oft, eh bettle ich von Haus zu Haus, und gehe nur die Pforte seines Palastes vorüber. Seine kleine Gianetta verursachte ihm oft den größten Kummer. Was kann, was wird einst aus ihr werden? Arm und elend wird sie, wenn ich modere, herumirren, entweder durch niedre Arbeit ihren Stand entehren, oder gar betteln müssen! So klagte er immer, und auch einst in Gegenwart der Aebtissinn eines reichen Klosters! Ich will mich, sagte diese, ihrer Tochter annehmen, und wenigstens für ihre Erziehung sorgen! fühlt sie dann Beruf in unserm Kloster zu bleiben, so werden wir's uns zur Ehre rechnen, ein Fräulein vom so guten Geschlechte stets in unsrer Mitte zu haben. Guido dankte der würdigen Frau mit Freu-

den-

denthränen, er führte den andern Tag seine Gianette ins Kloster, und bat die Aebtissinn dringend, ihr's ja bey jeder Gelegenheit begreiflich zu machen, daß die Welt für sie verlohren, und der Schleyer ihr größtes Glück sey. Die Aebtissinn versprachs und hielt's treulich. Kummer und Gram nagten an Guidos Herzen, nach einem Jahre gieng seine trauernde Wittwe hinter seiner Leiche. Diese lebte nachher sehr eingezogen, und durfte wenigstens, unterstützt von ihren Anverwandten, nicht für den täglichen Unterhalt sorgen. Oft besuchte sie ihre Tochter, und wiederholte ihr allemal die Worte ihres Vaters. Ungeacht aller dieser Vorsorge äußerte Gianetta doch oft den Wunsch, in der Welt leben zu können. Dieser Wunsch wuchs mit ihr, und verdoppelte sich, als sie das fünfzehnte Jahr ihres Alters erreichte. Nur auf das ernstliche, und dringende Bitten der Mutter meldete sie sich bey der Aebtissinn als Kandidatinn, und erhielt noch im nämlichen Jahre die Gewährung ihrer Bitte.

Die Freude der Mutter war eben so groß als Gianettens Kummer! Sie wünschte, verlangte, begehrte, war aber zu unschuldig,

um

um sichs selbst sagen zu können, was sie wünschen, verlangen und begehren sollte.

In Italien, und, wo ich nicht irre, auch in vielen andern Ländern ist's Sitte, daß das im Kloster erzogne Mädchen, eh es den Schleyer nimmt, auf einige Wochen zu ihren Eltern oder Freunden zurückkehret, dort wird die Unglückliche als eine geistliche Braut bewillkommt, und alles bestrebt sich ihr die wenigen Wochen, da sie außer dem Kloster zu leben hat, recht angenehm zu machen. Man putzt und schmückt sie, man stellt ihr zu Ehren Festins an, führt sie auf Bälle, ins Theater und in alle Gesellschaften.

Die Absicht dieser Ceremonie ist rein und gut! das Mädchen soll seinen Beruf prüfen, soll selbst sehen, selbst urtheilen: ob es entfernt von allen diesen Vergnügen, von aller dieser Freude in der einsamen Zelle ruhig und zufrieden leben kann? Da aber unter hundert adelichen Mädchen kaum zehne den Schleyer aus Neigung wählen, und die andern neunzig wegen Armuth oder andern Familienverhältnissen ins Kloster wan-

wandern müssen, so ists grausam, barbarisch, daß man diesen armen, unsers ganzen Mitleids würdigen Geschöpfen alle Freuden, welche die Freyheit nur immer gewährt, kennen lernt, Leidenschaften mancher Art in ihnen erregt, und sie dann auf ewig ins Kloster einsperrt. Dieser schreckliche Gebrauch ist die Quelle der Verzweiflung, des Selbstmordes! *)

Gianetta wurde, diesem Gebrauche gemäß, in die Wohnung ihrer Mutter geschickt! da diese nicht ein prächtiges Brautkleid zu kaufen vermochte, so fanden sich andäch-

---

*) Beherrscher der Erde! wenn ihr nicht dem erhabnen Beyspiele des weisen Josephs folgen wollt, so verbietet, untersagt wenigstens diesen Misbrauch, sonst treffen euch die Flüche der Verzweifelnden, und der Verlaßnen Thränen klagen euch bey Gott an; da itzt in Josephs Ländern tausend Erlöste Segen über den Erretter herabflehen, und ihrem Schöpfer inbrünstig danken, daß er seinem Volke einen Gesalbten sandte, welcher der Menschheit Fesseln zerriß, und die Pforte des Aberglaubens sprengte.

andächtige Anverwandten, die sie in Silberstof kleideten, und durch sechs Wochen zur Schau herumführten. Das gute Mädchen besaß eine gefühlvolle, nicht zur Nonne geschaffne Seele, sie trank die Freuden, welche man ihr genieſſen ließ, mit vollen Zügen in sich, und vermochte sich kaum zu fassen, als sie hörte, daß sie nun zurückkehren, dies schöne Kleid ablegen und mit einer Kutte vertauschen sollte.

Schon neigte sich der letzte Tag zu Ende, schon waren alle Anverwandte, der ganze übrige Adel zum morgenden Feste nach dem Kloster geladen, als sie mit ihrer Mutter herumfuhr und Abschiedsvisiten machte. Beym Marquis Visconti traf die Unglückliche ihren Vetter, den jungen Antonio, der nunmehr das männliche Alter erreicht, eben so schön, so reizend wie Gianetta war. Er fühlte oft geheimes Mitleiden mit der armen, unglücklichen Familie, da er aber seines Vaters Haß kannte, noch nicht eignes Vermögen besaß, so schwieg er, und schickte nur dann und wann durch unbekannte Hand der armen Mutter die Hälfte seines Taschengeldes. Ein Herz litt, als er von Fremden hörte, daß seine

Muh-

Muhme, die er noch nie gesehen, nie gesprochen, Abschied von der Welt nähme, und fühlte Drang und Sturm, wenn man ihre besondere Schönheit rühmte, die herrlichen Eigenschaften des Mädchens her erzählte. Um ihr die kleinste Kränkung, jede Verlegenheit zu ersparen, vermied er aus ächter Großmuth alle Häuser, in denen er sie zu finden, alle Lustbarkeiten, bey denen er sie gegenwärtig glaubte. Sein Vorsatz gelang ihm trefflich, da aber eben der Marquis Visconti seinen Geburtstag feyerte, so konnte er nicht umhin an seines Vaters-statt, den das Podagra im Bette fesselte, Visite zu machen, und dort in Gesellschaft zu bleiben.

Wie Gianetta herein trat, so erkannte sie Antonio gleich. Die Frau des Hauses bot ihr als geistlichen Braut den ersten Platz auf der Sopha, führte ihr alle anwesende junge Herren auf, da sie aber das Verhältniß beyder Familien kannte, so gieng sie Antonien mit Fleiß vorbey, und dieser genoß die ungestörte Freude, seine schöne Muhme unerkannt bewundern zu können. Ihre reizende Gestalt, ihr schmachtendes Auge, ihre freundliche, zuvorkommende

Miene

Miene fesselten ihn, als er aber deutlich inneres Leiden in ihrem Gesichte las, als er sah, wie Thränen in ihre Augen traten, wie sie sich solche heimlich wegzuwischen, wegzulächeln bemühte, so drang Mitleid in sein Herz, er wünschte ihr zu helfen, sie zu retten. Die emsige Gesellschafterinn des Mitleids, die Liebe erwachte mit Riesenstärke, und stürmte gewaltig in seiner Brust. Um sie näher zu beobachten, um sich ganz an ihrem göttlichen Bilde zu sättigen, trat er, auf alles vergessend, an ihren Tisch. Gianetta blickte ihn an, ihr Auge weilte auf seinem Gesichte, sie schien alles, was in seiner Seele vorgieng, darinne zu lesen, und die Theilnehmung zu bemerken, die er an ihrem Schicksale nahm. Sie fragte endlich ihre Nachbarinn nach dem Namen des schönen Jünglings, diese raunte ihr ihn in die Ohren. Gianetta schlug erröthend die Augen nieder, und war nun nicht mehr vermögend, ihr Leiden, ihre Unruhe zu verbergen.

Es war schon spät, viele verließen die Gesellschaft, Gianettens Mutter schwätzte in der Ecke des Saals mit einigen alten

Da-

Damen. Der Stuhl neben Gianetten wurde leer! Antonio wagte es, sich an ihre Seite zu setzen.

Antonio. Wie glücklich bin ich, schöne Muhme, daß ich heute die unverhofte Ehre habe, sie zum erstenmale sehen und kennen zu lernen.

Gianetta. Sie sind also Antonio Muffati?

Antonio Ja, das bin ich, und schätze mich glücklich, diesen Namen zu führen, weil er mich zu ihrem Anverwandten macht.

Gianetta schwieg, Antonio ebenfalls, denn die nahe Gegenwart des schon über alles geliebten Gegenstandes raubte ihm alle Fassung.

Antonio. (Nach einer langen Pause.) Sie wollen also wirklich den Schleyer nehmen?

Gianetta.(sehr traurig.) Ja!

Antonio. Und Morgen schon?

Gianetta. (ihn bedeutend anblickend.) Muß ich nicht?

Antonio. Kann denn nichts ihren Entschluß ändern?

Gianetta. Daß sie so sprechen, mich dies fragen können, wundert mich sehr! Sie, der sie die Umstände meiner Familie doch kennen müssen! wo soll! wo kann ein armes, verlaßnes Mädchen einen andern Zufluchtsort finden? — — Wäre ein so reicher, liebenswürdiger Kavalier, wie sie, gekommen, und hätte mir seine Hand geboten, ich würde den Schleyer nicht wählen.

Antonio. Ists möglich? darf ich ihren Worten trauen? Ich will, ich werde, ich muß sie retten!

Gianetta. Armer Spötter! (die Glocken ertönen von dem nahen Klosterthurme.) Hören sie, wie das Fest schon beginnt, wie die Nonnen dazu einladen, und sich freuen, daß sie eine neue Gesellschafterinn erhalten.

Antonio. Das sollen sie nicht! (seine Hände faltend) Erlauben sie mir nur noch eine einzige Frage! Könnten sie mich lieben?

Gianetta. Machen sie mich nicht noch unglücklicher, lieber Vetter!

Antonio. (noch dringender) Können sie mich lieben?

Gianetta. (ihre Hand in die seinige legend.) O ich könnte — — aber hören sie nicht! Morgen, Vetter, morgen!

Antonio. Morgen sind sie mein, oder ich lebe nicht mehr! — — — Er küßte mit Inbrunst ihre Hand. Eine heisse Thräne fiel darauf, und nun entfloh er, gleich einer tröstenden Erscheinung aus Gianettens ihm nachstarrenden Auge.

Der gute, liebvolle Jüngling eilte nach Hause, und trat athemlos in seines Vaters Vorzimmer. Ich muß mit ihm sprechen, sagte er, als man ihm vorstellte, daß er schon schliefe. Er schlich leise zu seinem Bette, ergrief sanft seine Hand und küßte sie. Der Alte erwachte.

Genaro. Was willst du, mein Sohn?

Antonio. O verzeihen sie, bester Vater, wann ich ihnen den wenigen Schlaf raube, der nach tagelangen Schmerz sie erquickt, aber ich muß! Mein Glück! meine Ruhe!

Genaro. (unruhig) Was ist dir? was verlangst du?

Antonio. Sie haben oft den Wunsch geäußert, sie haben mir sogar ernstlich befohlen, daß ich mir eine Braut suchen,

unter dem Adel des Landes eine Gemahlinn wählen soll!

Genaro. Das habe ich! und wenn du meinen Wunsch nicht bald erfüllst, meinem Befehle nicht eilig Folge leistest, so wird dein armer Vater auf seinem Todtenbette, in seiner Sterbstunde noch klagen müssen, daß er einen Sohn zeugte, der ihn nicht liebt, nicht seine gränzenlose Liebe mit Gehorsam belohnen will!

Antonio. Nun wohl, mein Vater, ich bin da, um zu gehorchen, um sie von meiner Liebe zu überzeugen. Ich habe sie gefunden, die mein Herz so lange vergebens suchte, ich habe meine Muhme, die schöne Gianetta gesehen! Ihre Schönheit — O was sag ich? — ihre schöne Seele, und, wenn sie wollen, ihr nahes Unglück haben mich hingerissen. Ich liebe sie, ich will sie heurathen.

Genaro. Sohn, du schwärmst! Ist sie nicht, wie ich neulich hörte, eine Nonne geworden?

Antonio. Ja, morgen soll sie wider Willen geopfert werden! deswegen komm ich so spät, so dringend, so eilend! O theuerster, nachsichtsvoller, guter Vater,

wenn ihre Seele Mitleiden kennt, so erbarmen sie sich der Aermsten, retten sie die Unschuldige! wenn sie ihren Sohn lieben, nicht wollen, daß Verzweiflung ihn tödten, bittrer Gram sein Leben verzehren soll, so erlauben sie, daß ich sie rette, mich auf ewig mit ihr verbinde!

Genaro. (erzürnt) Sohn! du rasest! überlege, sammle deine Vernunft, die dir eine schöne Larve entrissen zu haben scheint. Weißt du nicht, daß sie Guidos Tochter ist?

Antonio. Ich weis es — —

Genaro. Erinnerst du dich nicht, daß er es war, der zwölf Jahre mit mir um meine rechtmäßige Erbschaft stritt, mich verfolgte, quälte, dir dein künftiges Erbe rauben, dich zum Bettler machen wollte!

Antonio. Was kann die Aermste dafür, daß ihr Vater eben so zärtlich für sie, wie mein Vater für mich dachte? O sie sollten sie nur sehen, sehen ihr nasses Auge, ihre duldende Miene! hören ihre Engelsstimme! Erlauben sie, daß ich sie zu ihren Füssen führe, ihre Gestalt, ihre Thränen werden auf ihr Herz mehr wirken, als das dringende Bitten ihres Sohnes, den sie nicht mehr lieben.

Genaro. (äußerst erzürnt) Deine Bitte ist unsinnig! toll! Ich werde sie nie gewähren!

Antonio. Nie, mein Vater?

Genaro. Nie!

Antonio. So knie ich hier vor des Allmächtigen Angesichte, und schwöre zu ihm den mächtigsten Eid, den je eine menschliche Zunge aussprechen konnte, daß ich auch außer ihr, nie eine andere wählen, nie eine Gattinn nehmen will! Mein Stamm soll mit mir verlöschen, und Fremde sich einst in mein Vermögen theilen!

Genaro erschrack über diesen feyerlichen Schwur, und da er die besondre Entschlossenheit seines Sohnes kannte, seine heftige Liebe sah, so gab er nach langem Kampfe nach.

Antonio. (entzückt aufspringend.) Sie willigen also ein?

Genaro. Muß ich nicht? Doch warum soll ich dir's länger verhelen, dein flehliches Bitten hat mein Herz erweicht! Ich werde wahrscheinlich nicht mehr lange leben! Warum soll ich mir den Trost rauben, daß du mein Grab ehren, mit Thränen benetzen wirst! — In unsern letzten Tagen wirds

heller! Vielleicht handelte ich zu hart an meinem Blutsfreunde! Vielleicht sollst du mich hier versöhnen, damit ich dort nicht büsse! Du willst fort, scheinst zu eilen! geh! Wenn du's möglich machen, die Arme noch retten kannst, so hast du meine vollkommene Einwilligung.

Antonio stammelte noch einige Worte des Danks, und flog nun hin an die Pforte des bischöflichen Pallastes. Lange stürmte er an der Glocke, bis endlich der Pförtner kam, und ihm die Unmöglichkeit, den Bischof bey so später Nacht zu sprechen, vergebens vorstellte. Er schätzte die Wichtigkeit seines Geschäftes vor, und half den Kammerdiener selbst wecken, der ihn bey dem Bischof melden mußte. Der alte, ehrwürdige Greis ließ ihn sogleich vor sein Bette kommen.

Bischof. Sohn meines Busenfreundes! Was bringst du mir so spät?

Antonio erzählte ihm seine Liebe, seines Vaters Einwilligung, und bat um schleunige Hilfe!

Bischof. Glücklicher Jüngling, der das in einer Stunde vollendet, was ich schon Jahrelang durch alle Bemühungen

nicht

nicht vermochte! der Herr hat mein Gebet erhört, und zwey Familien vereint, die unversöhnlicher Haß zu trennen schien! O lebte doch der alte Guido noch! Gianetta soll, muß die Ihrige seyn! Ich will sogleich den Befehl an die Aebtissinn ausstellen! (er zog an der Glocke, forderte Feder und Dinte.)

Antonio. Die Aebtissinn kann mir Gianetten nicht verweigern, aber, Euer Eminenz, ich verlange Dispens, sie sogleich ehlichen zu können! denn ich fürchte, daß Neider meines Glücks meinen Vater eines andern bereden!

Bischof. Auch dies, mein Sohn! (er schreibt.) Hier! Jeder Priester meines Sprengels wird sie sogleich ohne den geringsten Anstand mit ihrer Braut auf ewig verbinden, (er gab ihm ein Papier.)

Antonio nahms und eilte fort.

Bischof. (ihn zurückrufend.) Ihr Vater willigt doch wirklich ein? Ich werde sogleich fragen lassen!

Antonio. Nach Ew. Eminenz Belieben! Noch wacht er; und wenn sie Zweifel in meine Worte setzen, so will ich, bis der Bote zurückkömmt, hier verweilen!

Bischof. Ueberflüssig wäre diese Vorsicht wohl nicht! Die Freude über eine so glückliche Aussöhnung hätte mich bald unvorsichtig gemacht. Dem jungen Herrn ist in diesem Alter und in diesem Falle nicht immer zu trauen! (Er sandte sogleich seinen Kammerdiener zu dem alten Genaro, nach einer kleinen Weile kam dieser mit des Alten schriftlicher Einwilligung zurück.) Gehen sie in Gottes Namen, ich habe meinem Amte Genüge geleistet, und werde nun ruhig schlafen!

Antonio dankte und stand nach einigen Minuten vor Gianettens Wohnung. Er traf ihre Mutter noch wachend an. Sie ordnete eben ihrer Tochter Putz auf Morgen. Giannetta war schon im Schlafzimmer, und betete zu Gott um Kraft und Stärke; denn sie hielte Antonios Reden für bloße Komplimente, und beweinte die Minute, in der sie den schönen Jüngling sah, dessen Bild schon ganz in ihrem Herzen herrschte.

Die gute Alte erstaunte, als sie ihren Neffen erblickte. Ihr Erstaunen wurde aber weit stärker, als sie seinen Antrag hörte. Wenn es Spott ist, sagte sie, so verdien ich ihn nicht, und mein armes Kind noch weniger.

Wollten sie ihr die ohnehin bittre Lage ihres Standes noch erschweren, ihr das einzige menschliche Glück, die Ruhe rauben? Antonio hatte alle Beredsamkeit nöthig, ihr die wahren Gesinnungen seines Herzens begreiflich zu machen. Wie sie aber endlich des Bischofs Befehl sah, und nun nicht mehr zweifeln konnte, so war ihre Freude ausschweifend. Sie führte den Antonio in der Fülle derselben sogleich vor ihrer Tochter Bette. Gianetta fuhr erschreckt in die Höhe. Antonio kniete zu ihr hin, überströmte ihre Hand mit Küssen. Die Mutter erzählte und Gianetta sank an ihres Bräutigams Hals! Sie nannte ihn ihren Heiland, ihren Erretter und schwur ihm in dieser feyerlichen Stunde ewige Liebe, ewige Treue!

Als man wieder zu sprechen vermochte, so begann folgendes Gespräch:

Die Mutter. (noch immer gleich vergnügt und freudenvoll.) Aber, Kinder, was wird dies werden? Die Nonnen haben schon alles zum Feste, zum Schmause zubereitet! der ganze Adel ist schon geladen!

Antonio. Er soll nicht umsonst geladen seyn! Wir wollen morgen unsre Vermählung dort feyern!

Die Mutter. O gut, o herrlich! Und wie wär's, wenn wir — — Aber das wird wohl nicht gehen!

Antonio. Es geht beste Mama! Es geht! Ich errathe ihren Gedanken! Er verdient ausgeführt zu werden!

Die Mutter. Sollten sie wirklich! —

Antonio. Ja! hören sie nur: wir entdecken niemanden etwas von dem, was geschehen ist, und geschehen wird. Sie fahren Morgen früh mit meiner Braut nach dem Kloster, begeben sich in die Kirche, wo ich sie schon nahe am Altare erwarten werde, und wenn die Zeremonie ihren Anfang nimmt, wenn der Priester die fürchterliche Frage thut: Was verlangst du? so trete ich hervor, und antworte an ihrer statt. Ich reiche ihm den Befehl des Bischofs, und lasse mich sogleich mit ihr verbinden! O Gianetta, das soll ein Fest der Wonne und der Freude seyn!

Die Mutter. Ich freue mich wie ein Kind auf diese herrliche Szene, wie's gewiß noch keine in einem Kloster gab! Ich habe alle Ehrfurcht vor der heiligen Stätte, aber so eine Handlung entweiht sie gewiß nicht! das wird ein Erstaunen, Verwun-

dern und Gaffen seyn! O wärs nur schon Tag! nur schon neun Uhr!

Gianetta wollte anfangs in diesen Plan nicht willigen, als aber die Mutter sie darum bat, Antonio seine Bitte mit der ihrigen vereinigte, so gab sie nach, und fand endlich Stolz in dem Gedanken: Ihrem Geliebten vor dem ganze Volke die Hand zu reichen.

Bis sechs Uhr verweilte Antonio bey Gianetten, man brachte den Plan ins Reine, machte Einwürfe, widerlegte sie, und überließ sich ganz der Freude. Endlich eilte Antonio fort, um sich anzukleiden, und seiner Braut Raum zu geben, ein gleiches thun zu können.

Um neun Uhr gaben die Nonnen mit allen Glocken das Zeichen zum Anfange des Festes. Gianetta fuhr mit ihrer Mutter nach dem Kloster. Man empfieng sie in der Halle der Kirche, setzte ihr einen Kranz auf, und führte sie unter Trompeten und Pauckenschall, nach einem Betschemel, nahe beym Hochaltar. Das gute Mädchen zitterte, und suchte ihren Antonio, der nahe am Altare stand. Ihr Auge sprach mit ihm, und ihr Muth erneuerte sich. Der

ganze Adel nahm nun an beyden Seiten Platz, die Nonnen traten ins Chor, das in der Höhe rings um den Hochaltar gebauet, und, wie gewöhnlich, mit Gittern versehen war. Die Wachen vermochten kaum den Pöbel in der Ferne zu halten. Ein Benediktinerabt bestieg die Stuffen des Altars. Er winkte Gianetten, sie wankte näher. Was verlangst du? fragte sie nun der Abt. Meine Gemahlinn zu werden! antwortete Antonio, und überreichte ihm den bischöflichen Befehl! Er las ihn voll Erstaunen, zeigte ihn seinen Assistenten, und las ihn wieder! Endlich begann er die Trauung. Einige Freunde des Antonio, die dieser schon vorher unterrichtet hatte, traten als Zeugen hinzu.

Das Erstaunen aller Anwesenden war groß! keiner glaubte seinen Augen trauen zu dürfen, und jeder sah unbeweglich und starr nach dem Altare hin! Die Nonnen rissen das Gitter auf, warfen, ihres Gelübdes vergessend, die Schleyer zurück! der Pöbel strömte herbey und gafte staunend! tiefe Stille herrschte in der ganzen Kirche!

Nach der Trauung führte Antonio seine Gemahlinn nach dem Sprachzimmer. Ihre Mutter, lud die Gegenwärtigen ein, ihnen zu folgen. Antonio erzählte sogleich der erzürnten Aebtissinn die ganze Geschichte, versprach nebenbey die Kosten des Festes zu tragen, und für seiner Gianette Erziehung ein Kapital zu zahlen, wovon zehn Nonnen gestiftet werden konnten. Der letzte Grund schien die Aebtissinn ganz zu beruhigen, sie sprach sehr freundlich mit Gianetten. Die Uebrigen lachten und scherzten über die schöne Geschichte, und liessen sich die Erfrischungen, die in Menge aufgetragen wurden, schmeken. Gianetta klagte über Durst, die Aebtissinn brachte ihr selbst ein Glas Mandelmilch, das sie auf einen Zug leerte. Sie folgte dann ihrem Antonio, der sie seinem alten Vater aufführen, und seinen Segen für sie erbietten wollte.

Schon im Wagen fühlte Gianette Anfälle einer Ohnmacht, sie schriebs dem ausgestandenen Schrecken zu, und lehnte sich schmachtend an ihres besorgten Antonios Brust. Wie beyde in des Alten Zimmer traten, kniend seinen Seegen empfiengen, so vermochte Gianette nicht aufzustehen. Sie

klag-

klagte über eine heftige Kolik, und bald darauf folgten schreckliche Krämpfungen. Man eilte nach Aerzten, man rufte ihre Mutter! Die Aerzte zuckten die Achsel, die Mutter rang trostlos die Hände! Ich trank im Kloster ein Glas Mandelmilch, sagte Gianetta, und verschied bald darauf in den Armen ihres Mannes. Sechs starke Bediente konnten ihn nicht von der Leiche wegreissen. Er wüthete, er schaumte! Bald hernach fielen ihm Gianettens letzte Worte ein, und alle Bewohner des Hauses waren kaum vermögend, ihn abzuhalten, daß er nicht hineilte, und die Nonnen mordete. Mit jedem Augenblicke wurde sein Zustand schrecklicher, der gebeugte Vater mußte ihn in sein Bette bringen und gurten lassen. So lag er, und rufte unaufhörlich seine Gianetta!

Ihr Körper wurde geöffnet, man fand wahrscheinliche, aber nicht sichere Kennzeichen des Giftes. Die Aerzte wagten es also nicht, auf Vergiftung zu entscheiden. Sie hat in des Blutes größter Wallung, sagten sie, ein kühlendes Getränke genommen, darauf folgt oft auch schneller Tod. Der halb verzweifelnde Vater, die trostlose

Mut-

Mutter mußten sich mit diesen Gründen beruhigen, und hatten nicht einmal den Trost, Rache über die Urheber ihres Unglücks zu fordern.

Am Abende des andern Tages wurde Gianetta mit aller möglichen Pracht beerdiget. Die Glocken der ganzen Stadt ertönten dumpf und traurig, das ganze Volk versammlete sich, und alle beweinten das unglückliche Mädchen. Der Leichenwagen fuhr langsam aus dem Trauerhause, der Posaunenschall erfüllte die Luft. Antonio, der bisher, seiner Sinne beraubt, noch immer angegürtet im Bette lag, horchte hoch auf. Mit aller Macht, die dem Menschen gegeben ist, sprengte er seine Bande. Mit gleicher Riesenstärke schleuderte er seine Wächter auf die Seite, und eilte ans Fenster. Hier sah er, wie der Leichenwagen die Gasse hinabwallte, und das Volk hinten drein betete. Der Anblick mußte ihm schrecklich, unnennbar seyn. Nimm mich mit dir! schrie er und stürzte sich wüthend vom Fenster hinab. Sein Gehirn besprizte Giannettens Leichentuch!

Sein Körper wurde an Giannettens Seite gelegt. Der tief gebeugte Vater

bau-

baute ein prächtiges Mausoläum auf ihre Gruft, und gesellte sich bald zu ihnen. Gianettens Mutter lebt noch, sie ward durch Mussatis Testament die Erbinn seines grossen Vermögens. Aber sie ist unfähig, es zu geniessen, ihrer Kinder Tod verbittert es ihr, und eine unheilbare Abzehrung nagt an ihrem Körper.

Olivie Amenati.

Eine wahre Geschichte aus dem dreyzehnten Jahrhunderte.

Nahe an den Mauern der Stadt F—, steht ein alter Wartthurm, der ehemals die Stadt beschützte, nun aber den Soldaten zur Aufbewahrung ihrer Munition dient. Der Pöbel und mit ihm auch viele Vornehme der Stadt, halten es für eine ausgemachte Wahrheit, daß es von langen Jahren her in diesem Thurme spukt. Um Mitternacht, erzählen sie, hört die dort ste-

stehende Schildwache allemal eine traurige, melancholische Musik! dann geht vor dem Horchenden ein weißgekleidetes Frauenzimmer seufzend vorüber. Keiner, fährt die Sage fort, hatte den Muth, das Gespenst anzureden. Einst kam ein junger, rascher Mann, der erst vor kurzem Soldat geworden, auf diesen Posten zu stehen. Dieser sah mit keckem Muthe der Stunde entgegen, in der, nach aller Kameraden Erzählung, das Gespenst kommen sollte. Schon hielt er alles für ein Mährchen, als nach drey Viertel auf Zwölfe die traurige Musik ertönte, und bald darauf ein grosses, schönes Frauenzimmer heraustrat. Ihr weißes Kleid war mit schwarzen Schleifen behangen, ihr schwarzes Haar hieng aufgelöst bis auf die Ferse herab. In der rechten Hand trug sie ein mit Blut befleckes Tuch, in der andern einen Dolch. Sie gieng laut seufzend und ihn traurig anblikkend vorüber.

Soldat. Gott helfe dir, wenn dir zu helfen ist!

Das Gespenst. Wohl ist mir zu helfen! gieb mir drey Tropfen deines Bluts, und ich bin erlöst.

Soldat. Nimm sie dir!

Das Gespenst. Aber wirst du auch standhaft seyn? Ich muß diese drey Tropfen durch drey Dolchstiche nahe an deinem Herzen wählen, und wenn dir nur ein Laut, ein Seufzer entfährt, so bin ich unglücklicher als zuvor.

Soldat. Ich werde nicht zucken, nicht schreyen!

Das Gespenst hob seinen Dolch auf, und der Soldat entblößte die Brust.

Das Gespenst. Diesen für meinen ersten Mann (Der Soldat litt's geduldig.) Diesen für meinen zweyten Mann! (Der Soldat zuckte.) Diesen für mich! (der Soldat schrie laut: Jesus Marie!)

Das Gespenst. Unglücklicher! du hast schlecht Wort gehalten, du wolltest meine Qual enden, und erneuerst sie! Siehst du dort jene drey Pflaumenbäume, die erst Fingers stark und noch Ruthen sind; wenn sie einst als Bäume erwachsen, ihre Stämme zu Brettern geschnitten, von diesen Brettern eine Wiege gemacht wird, so kann dann erst der Knabe, welcher in dieser Wiege schläft, in seinem männlichen Alter mich erlösen. Hätte ich Macht, ich würde dich Feigen zerschmettern.

Das Gespenst warf den Soldaten zu Boden, und wie man ihn abzulösen kam, so lag er sinnlos auf der Erde. Wie er sich wieder erholte, so erzählte er die ganze Geschichte.

Die Soldaten umzäumten diese drey Bäumchen, und pflegten sie sehr, aber schon ist ein Jahrhundert verflossen, und ihr Stamm hat noch nicht die Dicke eines Arms.

Das Gespenst geht noch immer umher, und seufzt itzt lauter als zuvor.

Einem edlen, verehrungswürdigen Freunde, der aber nicht genannt seyn will, habe ichs zu verdanken, daß ich meinen Lesern den gewissen Ursprung dieses Mährchens erzählen, und sie mit einer Geschichte bekannt machen kann, die mit Akten bewährt, durch Familiennachrichten bestättigt, ächt und wahr ist:

Unter Kaiser Friedrich des Zweyten Regierung versammelten sich die deutschen zu einem Kreuzzuge nach Palästina. Willibald, ein edler Ritter, dem sein Vater nur eine Rüstung sammt Schwert hinterlassen hatte, schwor zu Bischof Konrads Fahne, und zog mit ihm nach Apulien, dem Sam-

melplatze aller christlichen Kreuzfahrer. Er war mit unter den wenigen, die sich zu Brinduſi wirklich einschifften, und in Palästina glücklich landeten. Willibald half dort die Stadt Joppe erobern, und machte bey dieſer Gelegenheit viele Beute. Als er drauf an des Landes Küſten einen Trupp Sarazene überfiel und schlug, ſo fand er in der Feinde Zelt eine gefeſſelte Dame. Er löſte ihre Bande, und erfuhr von ihr, daß ſie eine edle wällſche Dame ſey, Olivie Amenuti heiſſe. Die Räuber hatten ihres Vaters Burg, welche nahe am Ufer lag, überfallen, alle Bewaffnete getödtet, und ſie mit über Meer geführt, um ſie in ihres Sultans Serail zu verkaufen. Dank dir, Edler, daß du mich aus ihren Klauen errettet, ſagte die ſchöne Olivie. Aber ich bin nun, fuhr ſie fort, ohne Schutz, ohne Retter. Vollende dein Werk, und laß mich unter deinem Schirme mein Vaterland wieder ſehen. Er verſprach ihr beydes nach Ritterpflicht, ſetzte ſie auf ſein Roß, und gieng, es am Zügel führend, nebenher. Der Tag graute, die Sonne ſtieg aus dem Meere empor und beſtrahlte Oliviens Wangen. Ihr ſchwarzes, langes Haar ſchwebte

vom

vom Morgenwinde gehoben, bald hoch in der Luft, bald lag es zerstreut auf des Rosses Mähnen und Rücken. Ihr Auge blickte den Ritter freundlich an, und schien ihm für seine That zu danken. Er fühlte diesen Dank, freute sich nun doppelt seiner Beute und geleitete Olivien sicher nach der Stadt, wo er sie unter den Schutz einer alten Frau gab. Ganz in Liebe versunken, schied er von ihr, rang, um vor ihr zu glänzen, nach neuen Thaten, und empfieng bald darauf in einem Gefechte eine gefährliche Wunde. Man brachte ihn auf sein Verlangen nach Oliviens Wohnung. Sie wartete und pflegte seiner, und nur der Macht der Liebe, nicht der Hilfe der Aerzte hatte er es zu verdanken, daß er wieder genaß.

Als er sein Krankenlager verließ, hatte der vom Pabste exkommunizirte und bis Palästina verfolgte Kaiser mit dem Sultan Friede geschlossen. Jerusalem, Bethlehem und Nazareth kam in der Christen Hände, und die Kreuzträger schifften sich ein, um wieder nach ihrem Vaterlande zu kehren. Willibald freute sich über diese Nachricht hoch, er hinterbrachte sie sogleich seiner

Oli-

Olivie. Edle Dame, sagte er zu ihr, ich habe rechtmäßige Beute gemacht, und hoffe durch ihren Werth unabhängig in meinem Vaterlande zu leben, aber ohne euch wird mein Leben elend, meine Tage dunkel seyn. Könnt ihr euch entschliessen, Wälschlands schöne Städte und reizende Schlösser zu vergessen, mit mir heimzuziehen, in ein Land, wo wir zwar des Schönen und Prachtvollen nicht geniessen, aber ehrlich und redlich leben? Olivie gab ihm errö-thend die Hand, aber sie fühlte nicht Liebe, nur Dankbarkeit in ihrem Herzen gegen den deutschen Ritter, der Sie aus der Sklaverey befreyte, und ihr nun statt Vater war. Der Entzückte führte sie zum Altar, schloß seine Hand in die ihrige, und kam nach langer Fahrt endlich mit ihr an Vater Rheins Ufern an. Nahe dabey lag eine Veste, diese kaufte er einem alten Ritter ab, der mit dem Gelde nach dem befreyten Jerusalem wallfahrtete, und dort bis an seinen Tod für der Christen Wohl betete. Damals waren die Ufer des Rheins noch sparsam mit Reben bepflanzt. Dunkle, oft undurchdringliche Wälder beschatteten weit umher seinen Lauf. Nur hie und

da

da ragte auf mosigten Felsen gestützt, ein Wartthurm über die hundertjährige Eiche empor, und nur unter dem Schutze der Schlösser und Vesten war das Land urbar, und seine Bewohner zu ernähren dichtig gemacht. Willibalds Burg lag auf einem dieser Felsen, nur Natur, nicht Kunst hat sie befestigt, und sechzig bewaffnete Knechte waren ihr Hüter. Olivie fand Behagen an dieser wilden Einöde, auch lernte sie willig die Pflichten der deutschen Hausfrau und kochte bald bessere Gerüchte als die Weiber rings umher. Sie ehrte ihren Gatten, und hofte, ihn einst lieben zu können. Dieser fand sein Glück in ihr, liebte sie täglich mehr, täglich stärker, aber dieser heftigen Liebe ungeachtet konnte er doch seinen nach Thaten sich sehnenden Geist nicht bezähmen. Er bekriegte oft die Räuber, welche danals unter dem Namen der Sattelritter und Schnaphähne Deutschland unsicher machten, auf Kaufmannsgüter und Klosterweine lauschten, auch oft den Hausvätern ihre Kinder raubten. Stets war er mit seinem kleinen Haufen Sieger, und ob ihn gleich die

klügere Gattinn von diesem gefährlichen Kampfe abzuhalten suchte, so konnte er doch der Beraubten Flehen nicht widerstehen, und suchte den Räuberbanden täglich neuen Abbruch zu thun.

Die Räuber fühlten, wie viel ihnen Willibald schadete, vereinigten sich an der Zahl dreyhundert, und zogen aus, um sich an ihm auf immer zu rächen, seine Veste zu schleifen, sein Eigenthum zu zerstören. Als ihm eben die schöne Olivie den ersten Sohn geboren hatte, und er mit seinen Freunden und Söldnern das Freudenmahl begieng, meldeten ihm seine Wächter, daß ein grosser Haufe gegen die Burg anwalle. Er zählte ihre Menge, und sah deutlich, daß er dieser zu widerstehen nicht vermochte, doch verschloß er die Thore, besetzte Warte und Graben, dann warf er sich auf sein Roß, und jagte durch ein Seitenpförtchen nach der Burg des mächtigen Graf Manert. Ich habe, sagte er zu diesem, oft deiner Unterthanen Rinder und Schafe aus der Räuberhänden errettet, und als deine Knechte neulich Wein dem Abt von St. Mark zuführten, solchen glücklich mit Ver-

lust von zween meiner besten Reisigen nach dem Kloster geleitet. Sey nun auch mein Beschützer, denn die Schnaphähne aus der weiten, breiten Gegend haben sich um meine Veste versammelt, und drohen sie zu zerstöhren. Graf Mamert fand Willibalds Bitte gerecht, er versammelte sogleich seine Reisige, überfiel in der Nacht die Räuber, und schlug die Sichern in die Flucht. Früh ertönte die Siegstrompete, bald hernach zog der Sieger triumphvoll in die Burg. Olivie bot alle ihre Kunst auf, die sie im Wälschlande gelernt hatte, um ihren Gast gut zu bewirthen. Sie trug die erste Schüssel auf, und Mamert sah sie zum erstenmale. Er sah sie, und vergaß auf das Freudenmahl, hörte nicht die Gesundheiten, die ringsherum aus den vollen Pokalen ihm zugetrunken worden. Seine Augen ruhten bloß auf Oliviens schöner Gestalt. Schon hatte er das männliche Alter erreicht, noch nie die Macht der Liebe gefühlt, die nun gleich einem Strom sich über ihn ergoß, und, um mich mit meinem Originale gleichlautend auszudrücken, die Kammern seines Herzens so füllte, daß es zu zerspringen drohte. Es war Labsal für dies Herz,

wenn Olivie seinen Becher füllte, und da sie ihn oft füllte, so vermehrte der Wein seine Glut. Sein Kopf braunte, und Olivien zu besitzen, sie ewig sein zu nennen, war sein innigster Wunsch, der sich schon damals zum festen Vorsatz, zur gewissen Ausführung bildete.

Nach dem Mahle ritt Willibald mit seinen Knechten aus, um Wildpret für seine Gäste zu holen, die noch kein Zeichen zum Aufbruche gaben. Olivie blieb mit Mamert allein. Sie holte ihren neugebohrnen Sohn. Danke deinem Erretter, sagte sie zu dem schlafenden Kleinen, ohne ihn wärst du ein Sklave, deine Mutter vielleicht geschändet, dein Vater gewiß ermordet.

Mamert. (den Kleinen an seine Brust drückend.) O wärst du mein Sohn! meine Veste und Schlösser wollte ich gegen eine Hütte, meine Rosse und Knechte gegen ein paar Kinder vertauschen!

Olivie. Wie könnte dieser Knabe so vieler Aufopferung werth seyn?

Mamert. Wie? O dann wäre ich sein Vater, und — zürnt nicht, wenn ich mein ganzes Herz öffne — Olviens Gatte! Laßt

mich

mich schwätzen, edle Frau, laßt mich erzählen, was ich seit einigen Stunden fühle, und ewig fühlen werde. Achtet nicht darauf, aber spottet meiner auch nicht. Ich wollte, ich hätte euch nie gesehen, und doch könnte ich auch alle meine Reichthümer verschwenden, um nur das Viertel eines Tages in eurer Gesellschaft zuzubringen. Schöne Olivie haßt mich nicht, daß ich so spreche! Ich bin unglücklich! unglücklich durch euch!

Olivie. Edler Graf, ihr wollt mirs thätig beweisen, daß ihr gereist seyd, und die Sitten meines Vaterlands kennt. Sonst war mirs sehr gewöhnlich, dergleichen Reden aus dem Munde der römischen Ritter zu hören; aber bedenkt, daß ich itzt eine Deutsche bin, und einem Deutschen angehöre. Mein Ohr ist verwöhnt, es deucht ihm seltsam, daß es wieder Schmeicheleyen hören soll.

Mamert. Schmeicheley! Ich hasse das Wort, um so mehr seine Diener. Ich rede Wahrheit, wie sie aus meinem Herzen quillt. Aber ihr habt recht, daß ihr's nicht davor nehmen, mich lieber einen Schmeichler als einen Böswicht nennen wollt. Fluch,

hat

hat mir der Pfaffe gelehrt, trift den, der seines Nächsten Weib begehrt! Schimpf und Spott über den Elenden, sagt der Ritterhauptmann, welcher eine edle Dame zu entehren sucht, und um eines andern Weib buhlt, aber trotz Pfaff und Ritter, trotz Fluch und Schimpf kann ich den Wunsch, euch zu besitzen, nicht unterdrücken! Zieht euer Gesicht nicht in Falten! Habt Mitleiden mit mir! Zürnt, wenn ihr wollt, mit eurer Schönheit, mit euren Reizen, die mich verführen, Dinge zu sagen, die ich nicht sagen sollte.

Olivie. Der Ueberwinder unsrer Feinde, der Beschützer unsers Habs und Guts hat Freyheit zu sprechen, wie's ihm beliebt, aber —

Mamert. Aber wäre ich dies nicht, wollt ihr sagen, so würdet ihrs eurem Gatten klagen, daß dieser den Strafbaren fordern und züchtigen sollte. Thut's, schöne Olivie, thut's, er wird meine Qual enden, unbewaffnet will ich zu ihm treten, nicht kämpfen gegen ihn, denn er ist euer Gatte. Ehrfurcht, wie ich noch nie fühlte, herrscht gegen alles, was euch angeht, in meinem Herzen. O laßt mich dies Kind ehren, wie

einst

einst die drey Könige den Weltheiland ehrten! Laßt mich eure Hand küssen, ist dieser Kuß eine Sünde, so will ich dafür büssen, und nach Jerusalem wallfahrten! Schenkt mir dies Tuch, das hier an euren Gürtel hängt, ich will's in meinem Reliquienkasten aufbewahren, und Tag und Nacht für euch beten! Darf ich's lösen?

Olivie. Sey dies der geringste Dank für euren grossen Dienst! Nehmt's, und denkt bey dessen Anblick an eure Freundinn!

Mamert. (es in sein Wamms verbergend) Ewig solls hier ruhen! Mit mir im Grabe schlafen! Mein Zustand ist schrecklich, mein Schicksal eisern! Wenn ich so da stehe, eure Reize, das Unnennbare, was euch umgiebt, betrachte, so kann ich mir den Wunsch, dies alles zu besitzen, nicht versagen; aber wenn ich euch mir als das Weib eines andern denke, mich nicht Vater des Kindes, das in euern Armen ruht, nennen darf, so wechselt dieser Wunsch, und ich sehne mich nach dem Grabe. Mein Glücksrad ist abgelaufen, eure Hand könnte es wieder umdrehen, aber sie will nicht! — —

Olivie. Kann, darf nicht! —— Ich muß nach meiner Küche! Ich habe heute so viel willkommne Gäste zu bewirthen —

Mamert. Erspart euch die Mühe. Ich breche den Augenblick auf! Lebt wohl! Erinnert euch meiner, und wenn ihr manchmal am Fenster steht, euer Auge auf jenem Walde weilt, so denkt: hinter diesem liegt die Burg des unglücklichen Mamerts!

Olivie. (traurig.) Wollt ihr nicht wenigstens meinen Ritter erwarten, daß er mit mir euch danke? — —

Mamert. Meine That heischt keinen Dank! Lebt wohl! O ich scheide ungerne von euch! Seht, welch ein Widerspruch ich bin! Ich wünschte, daß ihr mich zu verweilen bätet; aber wenn ihr mich bittet, so eile ich doch fort! Gott mit euch, Kleinod der Weiber! (er geht und kehrt plötzlich um.) Wenn ihr Wahrheit liebt und ehrt, so antwortet mir frey und offen, wie es deutsche Sitte fordert, auf die Frage, die ich euch vorlege.

Olivie. Fragt, bey dem Leben des Knaben, ich will euch antworten, wie ich denke!

Mamert. Wenn ihr den Ritter Willibald nie gesehen, eure Hand nie in die seinige gelegt, nie seine Gattinn zu seyn, gelobt hättet, würdet ihr dann, wenn ich Hand und Herz euch zum Opfer brächte, beydes annehmen oder verschmähen?

Olivie. Meine Zunge soll reden, was mein Herz heischt! Ihr seyd schön, jung, reich, tapfer und ehrenvoll! Viele meines Geschlechts sind zufrieden, wenn sie eine dieser glänzenden Eigenschaften in ihren künftigen Gatten finden. Welche, unter allen, wird sich also nicht freuen, die Mitgenossinn so vieler zu werden.

Mamert. Biedern, redlichen Dank für eure Offenheit! Aber laßt mich dem Nimmersatt gleichen, der immer hungriger wird, je mehr man ihm Speise vorwirft. Laßt mich noch eine Frage an euch thun: Wenn ihr ganz frey wäret, und ich und Willibald hielten um eure Hand an, wem würdet ihr unter beyden sie reichen?

Olivie. Ich versprach euch nur die erste Frage zu beantworten, laßt mich auf die zweyte schweigen, denn die Antwort würde entweder mich oder euch beleidigen. Euch, wenn ich Willibalden wählte, mich,

wenn ich einen andern ihm vorzöge. Seyd zufrieden mit dem, was ich euch sagte, und macht diejenige, die ihr so hoch zu ehren vorgebt, nicht verächtlich.

Mamert. O Arzt, dein Gift ist süß! Lebt wohl, Traute! Vergeßt mich nicht!

Er schwang sich auf sein Roß, seine Reisigen umgaben ihn, Olivie sah noch lange seinen Federbusch auf der Haide wehen, bis er sich endlich im Walde verlohr.

Unterdessen kam Willibald mit Wildpret beladen zurück, und wunderte sich sehr, daß seine Gäste schon fortgezogen waren. Am Abende war Olivie tiefsinnig, traurig! Sie entschuldigte sich gegen den fragenden Gatten mit Erdichtungen, und legte sich misvergnügt an seine Seite. Sie hatte noch nie geliebt, auch war die innere Unruhe, die sie empfand, kein Kennzeichen einer Liebe, es war Begierde nach Größe, Ringen und Streben nach Ehre und Höhe! Die Gattinn eines Grafen, Frau der Schlösser und Vesten ringsumher, Gebieterinn einer grossen Menge von Unterthanen seyn zu können! dies war das Bild, welches stets vor ihrer Seele schwebte, und festen Sitz in ihrer Einbildungskraft nahm. Wenn sie

nun noch nebenher den schönen, schlanken, im vergüldeten Harnisch gekleideten Mamert, neben den schwarzbraunen, rohen, mit ledernem Wamse angethanen Willibald stellte, so konnte sie die Gedanken, die ihre Treue, ihren Ehebund beleidigten, nicht unterdrücken. So schwärmte sie in ihrer Phantasie die halbe Nacht hindurch! Sie sah, unwillkührlich, und ohne, daß sie's zu hindern vermochte, ihren Gatten auf dem Krankenlager, und bald hernach im Todtengewande liegen. Sie gieng getröstet hinter seiner Leiche, und hörte schon von weitem das Traben der Rosse, die Mamerten zu ihren Füssen trugen. Sie hob ihn auf, reichte ihm ihre Hand, und hörte schon des Ehefestes Jubel, als sie auf einmal aus ihrem Traume erwachte, und ihr weinendes Kind unwillig an ihre Brust legte.

Mamerts Zustand war weit schrecklicher, weit fürchterlicher. Seine Leidenschaft wuchs zur Riesenstärke. Wenn er wachte und träumte, so stand der schönen Olivie Bild vor ihm. Sein Blut wallte rastlos auf und nieder, es drohte die Adern zu zersprengen, die Gefässe zu zerreissen. Berge lagen auf seiner Brust, und preßten

sein leidendes Herz. Am neunten Tage konnte er sein Lager nicht mehr verlassen.

Zeno, ein alter Ritter, der schon Mamerts Vater diente, und nun von dem Jungen ernährt, und gut gepflegt wurde, war schon durch einige Tage des Leidenden Beobachter. Er errieth die Ursache, und trat früh an sein Lager.

Zeno. Du bist krank, trauter Mamert?

Mamert. O wäre ich todt!

Zeno. Pfui des weibischen Wunsches! — — Ich komme dir zu helfen, oder wenigstens meine Hilfe anzubieten!

Mamert. Deine Zunge sprach nie ein so leeres Wort aus! Wo wäre die für mich zu finden?

Zeno. In meinem Arme, wenn Feinde dir schaden wollen! In meiner Zunge, wenn du etwann ein Mädchen liebst, ganz in ihr wonnest, und zu blöde bist, dich ihr zu entdecken! Stimme nur ein! das Letzte ist richtig! Deine Krankheit liegt im Herzen! du liebst?

Mamert. Ja, guter Alter, ich liebe!

Zeno. Und wen?

Mamert. Laß mich schweigen! Ich wünsche deine Freundschaft mit ins Grab zu nehmen! Gestünde ich dir's, so würdest du mich verachten, keine Thräne auf meinem Grabe weinen!

Zeno. Ist deine Liebe unedel? Ist sie knechtisch?

Mamert. O Ritter, edel, erhaben! dem Geschlechte nach würden des Fürsten Ahnen sie willig in ihre Mitte nehmen, und an ihrer Schönheit ein Kaiser sich sonnen; aber ———

Zeno. Sie liebt einen andern?

Mamert. Schlimmer, weit schlimmer! Sie gehört schon einem andern!

Zeno. Hm! hm! Hast du nie mit deiner Herzensdame gesprochen?

Mamert. Ich habe?

Zeno. Hast du nicht in ihren Worten, Blicken, Gebärden und Mienen etwas Holdes zu dir bemerkt?

Mamert. Könnte ich meiner Leidenschaft trauen, so würde ich deine Frage mit Ja beantworten!

Zeno. Willst du mir die Dame nicht nennen?

Mamert. Es ist Willibalds Olivie!

Zeno. Willibalds Olivie? Ein schönes Weib! Ist sie nicht eine Sizilianerinn?

Mamert. Sie ist's! Eine so schöne Blume wächst in Deutschlands Boden nicht.

Zeno. Ich war in meiner Jugend auch mit des Kaisers Vater in Sizilien!

Mamert. Du willst mich zerstreuen!

Zeno. Nein! ich wollte dir nur erzählen, daß die sizilianischen Weiber das Gegentheil der Deutschen sind. Ich habe deren viele gekannt, die einen Mann und nebenbey zwey auch drey Minneritter hatten.

Mamert. Muthe mir nicht zu, ein solcher zu werden. Ich bin ein Deutscher, ich will sie ganz, oder nie besitzen! Hast du keinen bessern Trost für mich, so schweige! überlaß mich meinem Schicksale! laß mich sterben!

Zeno. Ehe ich dies zugebe, ehe—— Doch ich muß erst meiner Sache gewiß seyn, ehe ich wirke. Willibalds Veste liegt nicht weit von hier. Mache dich auf! Trabe hin; Traue nicht deiner Leidenschaft, sondern der Dame Wort und Blick, und kannst du aus beyden das Wort Liebe

zu=

zusamm buchstabiren, so komm und sage mirs. Ich will, ich muß dir helfen, und sollte ich meine ritterliche Ehre verpfänden, meinen Ruhm mit einer Mordthat beflecken. Folge mir, und laß mich für's weitere sorgen.

Zeno gieng und Mamert, den bisher der Sturm hoffnungslos herumgetrieben, ergrif mit Freuden das Brett, welches ihm der alte Ritter zur Rettung reichte. Er sammelte alle seine Kräfte und ritt noch am nämlichen Tage nach Oliviens Burg.

Die Räuber lagen in ihren Höhlen, und pflegten ihre Wunden. Willibalds kriegerischer Geist konnte sich an ihnen nicht üben, und stritt unterdessen mit Bären und Wölfen. Mamert fand also Olivien allein im Gemach. Sie erröthete, als sie den schönen, prächtig geschmückten Jüngling hereintreten sah! Nach des alten Ritters Rath drang Mamert kühn in sie, ihr mehr zu gestehen, seiner Leidenschaft mehr Behagliches zu beichten. Ihr handelt unedel, sagte Olivie, wenn ihr mehr zu wissen verlangt, um vielleicht der Unglücklichen zu spotten. Unser Schicksal ist feindselig, hätte ich nur entfernte Hoffnung,

so

so würde ich sie euch willig reichen; aber uns trennen jähe, unübersteigliche Felsen! Stimmt hinan, wenn ihr Muth habt; aber verlangt nicht, daß ich die Verrätherinn der Festung seyn, euch noch Strick und Leiter zuwerfen soll.

Mamert hörte diese bundbrüchigen Worte mit Entzücken, und erzählte sie dem alten Zeno. Dieser lächelte stillschweigend, und trat, ehe der Hahn krähte, in Mamerts Gemach.

Zeno. Deine Rüstkammer ist versperrt, willst du mir sie nicht öffnen lassen?

Mamert. Was suchst du dort?

Zeno. Eine leichte Rüstung, ein tüchtiges, gutes Schwert!

Mamert. Wo willst du hinziehen?

Zeno. Ich habe schon lange eine Ehrensache verschoben, muß sie enden, sonst könnte der Tod mich überraschen, und ich wie ein Schelm in der Lüge stecken bleiben.

Mamert. Alter du lügst! du beginnst eine andere That!

Zeno. (lächelnd.) Möglich wärs!

Mamert. Du hast Willibalden gefordert!

Zeno. Nicht gefordert, aber ich hoffe ihn zu treffen. Er wird heute die Dachshöhlen in unsrer Nachbarschaft stürmen.

Mamert. Und?

Zeno. Du wirst doch nicht böse seyn, wenn ich Olivien zur Wittwe mache?

Mamert. O Zeno, du wolltest?

Zeno. Dir zu Gefallen ein Jauner werden. Ich will seiner im Dickichte harren!

Mamert. Aber wenn er, wenn seine Begleiter dich erkennen?

Zeno. Deswegen wähle ich einen fremden Harnisch!

Mamert. Wenn du des Streiches verfehltest, wenn du selbst — —

Zeno. So habe ich abgezahlt die Schuld, die ich bey deinem Vater machte, bey dir täglich erneuerte.

Mamert. Dann bin ich ohne Rath, ohne Hilfe!

Zeno. Ohne Rath, ohne Hilfe? Als wenn beydes nicht in meinem Tode läge! Du wirst doch deinen Burg- und Bundsgenossen Zeno nicht ohne Rache sterben lassen? Wirst doch Willibalden zur Rechenschaft ziehen? Und Traun, wird dein starker Arm ihn nicht überwältigen?

Mamert. Wohl! Gut! Aber wird auch Olivie den Mörder ihres Gatten lieben?

Zeno. Kurzsichtiger! sagte sie nicht selbst, daß du den Felsen hinanklimmen sollst. Wer ist dieser Felsen? Sey ruhig! bis die Sonne zum Mittagsmahle ruft, komme ich entweder als Sieger zurück, oder ein Trauerbote verkündigt dir meinen Tod. Lebe wohl, guter Junge! Ich möchte freilich gerne auf deinem Hochzeitsschmause mich vollzechen, aber wenn's nicht seyn soll, so trinke du für mich! (Er geht.)

Mamert. Zeno! Handeln wir nicht unedel, nicht — —?

Zeno. Ziemts dir, die Stimme zu wecken, die ohnehin laut in meinem Gewissen ruft? Ich habe die ganze Nacht überlegt und geprüft! Soll ich dich verschmachten, verdorren sehen? Soll ich hinter deiner Leiche wallen, und mir's vorwerfen, daß ich dich retten konnte, und doch nicht rettete? Mich schauderts, wenn ich an mein Vorhaben denke, und doch — — Lebe wohl, denk an die Zukunft!

Mamerts Unruhe stieg aufs höchste, als der alte Zeno bald darauf fortsprengte, und ihn in banger Erwartung zurückließ. Er fühlte lebhaft, daß Zeno, und er mit ihm, nicht rechtschaffen, nicht rittermäßig handle, aber er fand inniges Behagen an dem Gedanken, Olivien von den verhaßten Fesseln frey zu sehen. Die Hoffnung, sie dann besitzen zu können, erfüllte sein Herz mit Wonne. Er ließ Messen lesen, und in der Kapelle beten. Wie seine Ungeduld die schwarze That schon vollendet glaubte, so stieg er auf den Wartthurm, blickte nach allen Gegenden, und sah in der kleinsten Staubwolke den Sieger Zeno daherspren= gen. Als sein Auge müde wurde, seine Sehnsucht aufs höchste stieg, und das Mahl schon stundenlang seiner wartete, verließ er die Warte, und eilte in sein inneres Ge= mach, um seine Thränen, seine Verzweif= lung zu verbergen. Bald darauf hörte er der Rosse Wiehren! Er sprang auf! der al= te Zeno trat herein!

Mamert. (voll Freude.) Du wieder hier? Gesund und ohne Wunde?

Zeno. Ohne Wunde! aber hier! (wild aufs Her; klopfend.)

Mamert. Hat der Kampf begonnen?

Zeno. Nenns nicht so! Ehre dem Ehre, Schande dem Schande gebührt! Nenn es Meuchelmord.

Mamert. (unruhig.) Ist Willibald todt?

Zeno. Todt! darauf kannst du fussen! —— Am Wormser Wege, unfern der Eremitenhöhle traf ich auf ihn. Er ritt allein, seine Knechte jagten im Thale. Ich pflanzte meine Lanze vor ihm hin, er stand. Gilts mir? sagte er, und ich —— Erspare mir das Weitere! ——

Mamert. Und du?

Zeno. Ungroßmüthiger! Und ich spaltete mit deinem scharfen Schwerte des Unschuldigen Schädel. Sein Fall durchbebte mich! Sein ängstliches Zucken, seine Todesangst erschütterte meine Seele, und wie er endlich noch seine letzten Kräfte sammelte, um deinen Namen zu nennen, um Gott und dir sein Kind, sein Weib zu empfehlen, da ergrief mich Angst und Schrecken. Ich sprengte fort, und hörte noch in der Ferne seiner Knechte Jammer, seiner Hunde Geheul!

Mamert. Hat man dich vielleicht erkannt?

Zeno. Nein, dafür bürg ich dir mit meiner Ehre, wenn du anders eines Mörders Ehre zum Bürgen annehmen willst. Meine schwarze That wird auf die Räuber fallen, deren Verfolger er war. Sollte ich sie noch beginnen, du könntest mir alle deine Güter und Reichthümer aufwiegen, ich würde sie zurückweisen. Habe oft thurnirt, war oft Sieger! Auch erwachte oft Mitleiden über den Gefallnen in meinem Herzen, aber des Kampfrichters Worte: Du hast ritterlich gekämpft, bist mit Ehren Sieger geworden! beruhigten mich! Jzt ist mein Gewissen Kampfrichter: Du hast wie ein Mörder gekämpft, bist ehrlos geworden! sagt es immer, und ich kann nicht widersprechen! — — Ha! stets liegt er vor mir, und ruft sein Weib! Ich muß die Gestalt wegbeten! Gieb mir ein frisches Pferd! (er schnallt seinen Harnisch ab.) Ich gehe ins Kloster! Stifte du mir dort eine Pfründe, daß ich da bis an mein Ende beten kann!

Mamert. Du willst mich verlassen?

Zeno. Ich muß! Bliebe ich länger, so würde mein Gewissen die Freundschaft

zu

zu dir überwinden, und dir Worte sagen, die felsenschwer auf dein Herz fallen würden! (will gehen.) Ha! da liegt er schon wieder! wäre ich nur schon in heiliger Stätte! bis dahin wird mir die Gestalt doch nicht folgen!

Mamert. (höchst unruhig.) Was soll ich nun thun?

Zeno. Was du nicht lassen kannst! wenn ich als dein Freund rede! Soll ich dir aber treu und offen antworten, so muß ich dich bitten, das Weib deines Freundes, deines Bundsgenossens zu ehren, nicht sein Heiligthum zu verwüsten, mich nicht neuer Sünden theilhaftig zu machen! denke an David und Uria!

Zeno ließ den erstaunten Mamert allein, schwang sich auf ein Pferd, und eilte mit verhängtem Zügel dem nahen Kloster zu. Er hinterließ Mamerten in einem Zustande, den keiner zu schildern vermag, denn es war ein Zustand, der unthätig und ohne Worte ist. Am andern Abende weckte ihn der Schall der Glocken aus seinem Schlummer. Er fragte um die Ursache des traurigen, dumpfen Tones, und hörte, daß man den von Räubern erschlagenen Willi-

bald beerdige. Sein Herz schlug gewaltig, schreckliche Angst überfiel ihn! Früh erinnerte ihn einer seiner Schildknappen, daß es die Sitte fordere, die trauernde Wittwe heimzusuchen und zu trösten. Er ritt hin, sah beym Eintritt in die Burg mit Mördersfurcht um sich, und bebte, als er in Oliviens Gemach trat. Sie weinte nicht aus Liebe, sondern aus Mitleiden, aus Dankbarkeit, als sie aber Mamerten sah, so stockten ihre Thränen, sie wollte sich verstellen, ihr Gesicht mit Trauer bedecken, aber eine unwillkührliche, nicht zu unterdrückende Freude flog darüber hin, machte die blasse Wange roth, und goß Feuer ins erstarrte Auge.

Mamert. (ganz fassungsleer.) Schöne Trauernde, ich komme euch zu trösten!

Olivie reichte ihm ihre Hand, und zog sie nicht zurück, als Mamert sie männlich drückte. Er fühlte, wie sein Herz sich ergoß, wie alles Blut, alle Jünglingsglut nach dem Magnet, der in seiner Hand lag, hinströmte. Nur so weit Oliviens Hand ihn berührte, fühlte er Leben und Empfindung. Seine Seele, deren Sitz die Weisen im Haupte bestimmen, hatte

itzt

itzt ihren Thron in seiner Hand aufgeschlagen. Hier dachte, fühlte, empfand sie, die übrige Maschine war leer, wüste und öde, gleich einem Uhrwerke, das abgelaufen ist. Endlich wurde Mamerts Zustand faßlicher, wirkender. Er sah die Geliebte seines Herzens, und las in ihrer Miene, daß sie nun frey von Fesseln, ihm ihre Hand nicht verweigern würde. Er sank zu ihren Füssen hin, küßte, sprach und küßte wieder. Die nach Rang und Grösse strebende Olivie duldete, antwortete und duldete wieder.

Schon am ersten Abende erfuhr der Entzückte aus Oliviens Munde, daß sie nach vollendeter Trauer sein Weib seyn wollte, seine Freude darüber war ausschweifend. Er kehrte wonnetrunken zurück, und sandte sogleich hundert seiner tapfersten Reisigen nach Oliviens Burg, die auf immer dort bleiben, und seine Traute bewachen mußten, weil sie der Räuber Ueberfall fürchtete.

Von dieser Zeit an war Mamert der tägliche, stündliche Gast in Oliviens Veste. Wer ihn sprechen, wer ihn sehen wollte, der mußte ihn dort suchen, denn früh, eh

der Tag graute, ritt er schon hin, und kehrte oft dann erst zurück, wenn der Mond hinter den Wald sank. Er liebte ausschweifend, liebte rasend, er befriedigte Oliviens thörichste Wünsche, überhäufte sie mit Geschenken, und wenn ich ihren Karakter aus der Folge nicht schon besser kennte, so würde ich mit meinem Geschichtschreiber kühn behaupten: daß sie dankbar für alles, ihn eben so zärtlich und innig liebte.

Das Trauerjahr war nun verflossen, der arme Willibald moderte schon lange vergessen, sein einziges Kind ruhte ebenfalls seit einigen Monden an seiner Seite. Olivie erschien in bunter Tracht, kräuselte ihr Haar, und schmückte ihre volle Brust mit den schönsten orientalischen Perlen. Ramert vermochte nun nicht länger zu harren, er machte die glänzendsten Anstalten zum Hochzeitsfeste, wollte eben einladende Boten an die Ritterschaft rings umher senden, als der Abt von St. Mark ihn zu besuchen kam.

Ramert, (ihm entgegen eilend.) Was bringst du mir, ehrwürdiger Gast? kommst du mein Hochzeitsbette zu weihen, mich ein-

zu-

zusegnen mit der Geliebten meines Herzens, o sey mir doppelt willkommen?

Abt. Diesmal führen mich andere Geschäfte zu dir! Ich komme dich zu fragen: Ob ich der Sage trauen darf, die laut in dieser Gegend umher geht, gestern bis in die Zelle meines Klosters drang?

Mamert. Welcher Sage?

Abt. Du wolltest, erzählte man mir, Ritter Willibalds Wittwe heurathen.

Mamert. Die Sage ist ächt, und dein Erzähler hat die Wahrheit gesprochen.

Abt. So verzeih, edler Ritter, daß ich mit dir offen wie ein Deutscher und ohne Decke wie ein Priester rede: Du kannst die Wittwe des ermordeten Willibalds nicht heurathen.

Mamert. Pfaffe, du lügst! Ich Olivien nicht heurathen?

Abt. Nein! Du warst Mitschuldiger! du warst mehr als sein Mörder! Denke an die Gesetze der Ritterschaft! Denke an den schrecklichen Schwur, den du, sie stets zu beobachten, an meinem Altare geschworen hast. Wollte ich reden, du würdest ausgeschlossen aus der Edlen Kreise, du könntest bey keiner Tafel, bey keinem Thur-

niere

niere erscheinen, zerbrochen würde dein Schild im Rittersaale hangen, und dein Name nur spottweise genannt werden, aber des Priesters Pflicht ist zu decken seines Nächsten Fehler, zu verhüllen seine Laster.

Mamert. Ich, Willibalds Mörder? Wer kanns sagen? Wer behaupten?

Abt. Verheele nicht dem Arzte, der dich zu heilen kömmt, deine Wunde. Dein Bundsgenosse, der Ausführer deiner schwarzen That, der alte Ritter Zeno — Du erschrickst bey seinem Namen?

Mamert. Ich erschrecke nicht! Endet!

Abt. Dieser hat in unsern Mauern gebüßt, und in seiner letzten Stunde, um mehrerm Greuel zu steuern, um nicht Laster auf Laster zu häufen, die ganze That zugestanden. Er hats in Gegenwart dreyer Edlen meines Klosters aufsetzen lassen, und durch eigne Unterfertigung bestättiget.

Mamert. Und hätte er's ausposaunt von deines Klosters Thurm, so ist Olivie doch mein! Ich werde sie Frau nennen trotz dir, trotz allen!

Abt. Gott, dessen Diener ich bin, befiehlt mir in seiner Offenbarung: Wenn dein Bruder fehlt, so ermahne ihn unter

vier Augen, hört er dich nicht; so nimm zwey oder drey Zeugen zu dir! Erlaube, daß ich meine zweyte Pflicht erfülle! (Er eilte aus dem Gemach, und trat mit drey Brüdern seines Ordens herein.)

Mamert. Schone mich mit der Beschimpfung, die du mir bereitest! Ich stehe wie ein Fels und wanke nicht!

Abt. So nehme ich diese zu Zeugen, daß ich meine Pflicht erfüllt, und schreite, obgleich mit schwerem Herzen, zur dritten und letzten: Wenn du mir nicht dein ritterliches Ehrenwort giebst, Olivien nie zu heurathen, so erkläre ich dich öffentlich für einen Sünder und Zöllner! Auf meine Erklärung folgt die bischöfliche Exkommunikazion, auf diese, wenn sie nach sechs Wochen nicht gelöst wird, die Reichsacht. Wähle nun, denn, wann die Sonne wieder aufgeht, so hast du nicht mehr zu wählen!

Mamert. (bitter lachend.) Und ehe sich ihr Lauf nur um eine Spanne verlängert, bin ich mit meinen Reisigen an der Pforte deines Klosters, vertilge dich mit deinen Brüdern, zerstöre deine Wohnung mit Feuer, keiner soll übrig bleiben, der's dem Bischofe,

deinen

deinen Vögten und Lehnträgern verkündigen soll. Wähle nun auch, ob du dies erwarten, oder mir die schändliche Schrift einhändigen, mit priesterlichem Worte und Handschlage schwören willst, nie derselben zu gedenken!

Abt. Du verlangst mehr, als ich bewilligen könnte, fände ich auch dein Verbrechen billig. Die Schrift ist nicht in meinen Händen.

Mamert. (wüthend.) Wo ist sie? Wer hat sie?

Abt. Der Bischof, auf dessen Befehl ich zu dir kam!

Mamert. Der Bischof? Der meinen Vater beym Kaiser anklagte, auch seine Ehre brandmarken wollte? — — Wer übergab sie ihm?

Abt. Es war des Sterbenden Wille!

Mamert. So geh und verkündige ihm, daß ich dich mit ihm verfluche, vermaledeye! (er zog sein Schwert, und rannte es dem Abte durchs Herz.)

Die übrigen flohen, und Mamert stand wie einer, der aus des Himmels schönster Gegend in den schrecklichsten Ort der Hölle herab zu sinken wähnt. Sein

erster Gedanke, den er wieder fassen konnte, war Olivie. Er ließ den todten Abt in den Händen seiner erschrockenen Knechte, und sprengte mit geweihtem Blute befleckt nach Oliviens Burg. Ohne ein Wort zu sprechen, nahm er die Erschrockne in seine Arme, befahl den Reisigen ihm zu folgen, und zog mit ihr nach einem seiner festesten Schlösser. Unterwegs entdeckte er ihr alles, und Olivie vergab ihm alles. Wie sie auf der Veste ankamen, so ließ Mamert seinen Kaplan rufen, und ehe die Sonne noch die Thäler beleuchtete, war er schon mit Olivien auf ewig verbunden.

Als unterdessen Mamerts That bekannt wurde, so staunte die ganze Gegend! Man sah vorher, daß der Bischof, vereint mit den übrigen Aebten, die That rügen, daß ein bürgerlicher Krieg entstehen, Brüder gegen Brüder fechten würden. Mamert erwartete dies ebenfalls, er behielt die Bewaffneten bey sich, versammelte täglich mehr, und rüstete sich mitten unter dem Vergnügen der Liebe zu Kampf und Streit. Die Exkommunikazion des Bischofs furchte er nicht, und zur Reichsacht, hofte er, würden es die Fürsten und

Edlen

Edlen nicht kommen lassen, weil viele unter ihnen, nach damaliger Sitte, die Klöster nekten, und, wie mein Geschichtschreiber auf vielen Seiten erzählt, sogar Schlösser auf geweihtem Grund und Boden den Geistlichen zum Hohne erbauten. Aber Mammert betrog sich, der Bischof sprach sogleich, als er die Nachricht erhielt, über ihn die stärkste Exkommunikazion aus, und legte des alten Zeno Bekänntniß dem eben versammelten Reichsgerichte vor. Die Richter liessen den Grafen vor ihre Schranken fordern, da sie ihm aber nicht sicheres Geleite versprachen, so erschien er nicht. Ergrimmt über den Spötter der Religion, über den Verächter der ritterlichen Gesetze sprachen sie einstimmig die Reichsoberacht über ihn aus. Das Reichspanier zog nun, vereint mit den bischöflichen Völkern, nach dem Unglücklichen hin, der wie ein Vogel in der Luft von jedem Unedeln, und Knechte ermordet werden konnte.

Am Ende der fünften Woche sah Mammert schon von seiner Warte ihre Fahnen in der Ebne wehen, und sandte ihnen Boten entgegen, um zu hören: ob sie Krieg oder Frieden brächten? Traurig kamen die

Abge-

Abgesandten zurück. Hier, sagten sie, schickt euch der Bischof den Bann. Es schauderte uns, wie sie all die schrecklichen Flüche über euch und uns aussprachen.

Mamert. Und werdet ihr diese Flüche achten? Werdet ihr wegen dem Geschwätze des Pfaffen euern Herrn, der euch redlich Kost und Lohn gab, verlassen?

Einer aus ihnen. Wir würden's nicht, ob es gleich schwer ist, sich nicht nahen zu dürfen dem Gotteshause, zu sterben ohne Sakramente, und begraben zu werden, wie ein Hund. Aber höret das Ende unsrer Botschaft: Die Reichsoberacht ist über euch ausgesprochen!

Mamert. Wie? Ihr seyd hintergangen, betrogen!

Ein andrer. Nein! Wir habens deutlich vernommen! Du hast unredlich gehandelt an Willibalden, du hast zugegeben, daß man ihn auf der geleitfreyen Strasse tödte? Wir können dir nicht mehr dienen! Dein Kopf ist vogelfrey! Nimm's statt Dank für Kost und Lohn, daß wir dich nicht deinen Richtern liefern!

Noch ein andrer. Kannst mit den Räubern und Schnaphähnen Bund machen, die wir sonst unter deiner Fahne bekriegten!

So verliessen sie den erstaunten Grafen, die andern folgten ihnen, und am Abende war seine Veste verlassen von allen, die das Schwert führen konnten.

Mamert sah nun wohl, daß er der Gewalt weichen mußte, allein zu streiten nicht vermögend sey. Er nahm sein zitterndes Weib, und floh mit ihr nach dem nahen Walde, der Meilen weit sich hinter der Veste erstreckte.

Anfangs flohen beyde schnell, aber bald vermochte Olivie nicht weiter zu gehen. Mamert trug die Matte nach einer Anhöhe. Dicke Finsterniß herrschte ringsumher! Wölfe heulten! Bäre brummten und Füchse bellten! Olivie schauderte! Wie sie weiter eilen wollten, so ward's helle, der Himmel färbte sich, und bald sahen sie deutlich, wie ringsumher ihre Schlösser braunten! Mamert wühlte vor Wuth und Schmerz im Boden! Olivie rang trostlos die Hände und weinte. Nach und nach bleichte der anbrechende Tag die immer höher steigende

Flam-

Flammen, die Sonne gieng vom Rauch und Dampf verdunkelt, auf. Mamert lag noch immer sprachlos auf der Erde, sein Weib weckte ihn, und zeigte ihm in der Ferne eine Höhle.

Mamert. Komm, laß uns dahin eilen!

Olivie. (ihm folgend und laut jammernd.) Was wird aus uns werden?

Mamert. Was? Weib, hast du nicht sterben gelernt?

Olivie. Willst du mich noch mehr ängstigen?

Mamert. Kann geschehen, denn ich muß dein Ohr an alle Töne gewöhnen! Glaubst du nicht, daß die ganze Rotte sich nun aufmachen wird, um uns auszuspähen?

Olivie. Gott und Marie verhüte es!

Mamert. Und denkst du, daß ich sie erwarten werde?

Olivie. Was willst du also thun?

Mamert. Ich will nicht zusehen, wie sie dich von mir reissen, wohl gar vor meinen Augen schänden und dann erst morden. Bey Gott, bey allen Heiligen seys geschworen, dies erwarte ich nicht! Knie nieder und bete!

Olivie. (angstvoll.) Was beginnst du?

Mamert (mit weggewandtem Gesichte.) Mord über dich und mich!

Olivie. Heilige Marie!

Mamert. Hörst du Getöse vom Weiten? Olivie bereite dich! der Tod aus der Hand deines Gatten muß dir willkommner seyn, als aus der Hand eines ruchlosen Knechtes!

Olivie. (zitternd, bebend und all ihren Muth fassend.) Kleinmuth überwältigt deine sonst männliche Seele! Laß mich für dich denken und handeln, wenn du zu beyden unfähig bist.

Sie erzählte ihm nun, daß sie, wie sie noch Willibalds Weib war, oft den Bischof gesehen, gesprochen und viele Versicherungen seiner Freundschaft erhalten hätte. Ich will mich, fuhr sie fort, vor seinem Stolze demüthigen, will um Auflösung des Bannes, durch sein Vorwort um Entbindung der Reichsacht bitten. Vielleicht hört er mein Flehen, da seine Wuth gestillt, seine Rache gesättigt ist.

Mamert. Und was weiter?

Olivie. Dann soll eine Hütte uns aufnehmen, dann wollen wir, wenn sie auch

deine

deine Güter zur Versöhnung behalten, zufrieden und ruhig in einer Einöde leben. Nur ganz des Glückes der Liebe geniessen, und Pracht und Hoheit vergessen.

Nach langem Kampfe, nach vielen Einwürfen, erweicht von Oliviens schmelzenden Tönen, ganz zur Liebe umgestimmt, die nur auf einige Augenblicke Wuth und Raserey aus seinem Herzen verdrängt hatten, traute endlich Mamert der listigen Schlange, und versprach Olivien, so lange in der Höhle zu harren, bis sie mit Nachrichten zurückkehrte. Er geleitete sie bis an des Waldes Ende! Komm bald zurück, rief er ihr nach, sonst tödtet mich Verzweiflung!

Olivie wanderte mit dem festen Vorsatze nach der Strasse, nie wieder zurück zu kehren, den armen, beraubten Mamert seinem Schicksale zu überlassen, und sich, wärs möglich, ein besseres zu suchen. Noch wußte sie nicht, wohin sie sich wenden sollte, als ein Trupp bischöflicher Völker auf sie stieß, und sie mit Gewalt vor den Bischof führte. Er erkannte sie gleich.

Bischof. Weib des verbannten und geächteten Mamerts! was bringst du mir?

Oli-

Olivie. Ich komme deine Huld, deine Güte anzuflehen! Was habe ich verschuldet? Was ich verbrochen? Ich bin unschuldig an meines ersten Mannes Tod! Unschuldig an dem Morde des Geweihten! Ich habe den Geächteten verlassen, und will nicht länger mit ihm haushalten!

Bischof. Hast du ihn nicht zu allen verleitet? Ist er nicht deinetwegen ein Mörder?

Olivie. Verdient der Juwel Strafe, der den von seinem Glanze geblendeten zum Diebstahle oder gar zum Mord des Besitzers verleitet?

Bischof (sie näher betrachtend, und mit wollüstigem Blicke auf ihrer entblößten Brust ruhend.) Du suchst und findest gute Entschuldigungen! auch kann dich die Exkommunikazion nicht treffen, die Reichsacht nicht berühren, wenn du aufrichtig des Mörders Aufenthalt entdeckst!

Olivie. Laß mich eben so unschuldig an seinem Tode als an seinem Verbrechen seyn.

Bischof. (schon ganz von Oliviens Reizen besiegt.) (*) Ehre und Ruhm soll deiner warten. In meinem Pallaste sollst du wohnen, an meiner Tafel sitzen, all meine Schätze dein nennen, wenn du mir diese Bitte gewährst.

Olivie. Du befiehlst, und deine Magd gehorcht: Mamert liegt unfern von hier in einer Waldhöhle verborgen.

Bischof. Kannst du mir diese Höhle nicht näher bestimmen?

Olivie. Wenn man von hier die Strasse nach dem Walde wandelt, so findet man am Anfange des Hains ein Kreuz, tiefer hinein noch eins, dann gerade hinunter einen schrofen Felsen, und an dessen Fuße die Höhle.

Bischof. Wolltest du mir nicht, um der Unschuldigen Blut zu schonen, deine Halsperlen auf einige Stunden borgen, damit meine Reisigen sich als Boten von dir nen-

---

(*) Ich folge getreu meinem Geschichtschreiber, den ich Lügen zu strafen, nicht berechtiget bin. Schriebe ich einen Roman, so würde ich Olivien nicht so schnell siegen lassen.

nennen, und ihn unversehens fangen könnten?

Olivie schwieg, der Bischof löste die Perlen. Er entfernte sich einige Augenblicke, und kam mit Erfrischungen zurück.

Unterdeß die Treulose mit dem Wollüstigen buhlte, ihm halb sein Verlangen bewilligte, und nur durch kluge Weigerung zu mehreren Versprechen, zur stärkeren Glut anflammte, zog ein Trupp Reiter nach der bezeichneten Höhle hin. Mamert sah sie kommen, und zog sein Schwert. Sie zeigten ihm Oliviens Perlen, und der Leichtgläubige trat voll Vertrauen in ihre Mitte. Drey tödtliche Hiebe streckten ihn zu Boden! Noch lebte, noch athmete er! Noch konnte er sprechen.

Mamert. Um Gottes und Marie willen! Wo ist mein Weib?

Ein Reiter. In unsers Bischofs Händen!

Mamert. Wie gehts ihr? Wer gab euch die betrugvolle Halsschnure?

Der Reiter. Der Bischof, unser Herr! dein Weib befindet sich wohl! Sie nahm eben einen Stärkungstrank, als wir abreisten.

Mamert. Und wer? — Um Gottes Barmherzigkeit willen — Wer verrieth euch meinen Aufenthalt?

Der Reiter. Sie selbst! Traure nicht um sie! Ihr wirds wohl gehen! unser Bischof ist den schönen Weibern nicht Feind!

Mamert. Ha! Männer! gebt mir den Todesstoß! — — Weilt noch einen Augenblick! (er wühlte in seinem Busen.) Bringt der Treulosen dies Tuch! Es ist mit meinem Blute befleckt! — Sie soll! — — O wenn du Ehre liebst, und deine grauen Haare unbefleckt zur Grube tragen willst, so bringe der Schändlichen meinen Fluch! — Sie hat — — O dies schmeckt bittrer als der Tod! — — Erbarmt euch! tödtet mich! Die Reiter fühlten Mitleid, und tödteten ihn, ehe er verzweifelte. Sie ließen seinen Körper unbegraben den Wölfen zur Beute liegen.

Als der Bischof seinen Tod erfuhr, zog er im Triumphe nach der Stadt, Olivie war unter seinem Gefolge, und wohnte in seiner Burg. Als Menschenfreund will ichs glauben, daß sie im Stillen sich oft ihres Mamerts erinnerte, und ihm in Stunden der Einsamkeit eine Thräne schenkte,

aber

aber öffentlich erschien sie in der bunteſten Tracht, geſchmückt mit ausländiſchem Putze. Die Aebte, Hofherren, Lehenträger und Pfründner verehrten ſie bald als eine Perſon, durch welche man alles vom Biſchofe fordern, durch deren Vorwort man alles erhalten konnte. Ihr zu Ehren gab der Biſchof glänzende Feſte, und herrliche Schmäuſe. Am Tage ihres Namens ſpeiſten einſt über neunhundert Edle an ſeiner Tafel, und der Knechte und Dienerzahl konnte man gar nicht beſtimmen. Olivie wünſchte auf einem Thurniere den Preis auszutheilen, und der Biſchof gab die Koſten zu dem berühmten Thurniere zu Augſpurg her, wo Olivie die Sieger mit ganz güldenen Harniſchen, mit Wämſer, geſtickt mit ächten Perlen, beſchenkte.

Durch drey Jahre lebte ſie in allen Taumel der Wolluſt und des Vergnügens. Um ſolch einen Aufwand zu unterſtützen, ihre Launen zu befriedigen, ihren außerordentlichen Hang zur Verſchwendung zu ſättigen, drückte und preßte der Biſchof ſeine Unterthanen mit immer neuen Auflagen. Die Klagen darüber wurden laut, anfangs hörte ſie der Biſchof ruhig, da ihm

aber

aber, wie es den Dienern der Wollust immer geht, Oliviens Reize nach und nach gleichgültig, bald gar zum Eckel wurden, so nahm er diese Klagen zum Vorwande, und wünschte die Ursache davon zu entfernen. Noch wußte er nicht, wie er seinen Anschlag beginnen und ausführen sollte, als er bey einem Feste eine fremde Dame erblickte, die sein freyes Herz aufs neue fesselte, und ihm Oliviens Gegenwart ganz unerträglich machte. Er ließ ihr also am andern Tage durch seinen Getreuen ein schönes Schloß zum Geschenke anbieten, wenn sie willig weichen, und dort auf immer wohnen wollte. Die verachtete Olivie raste, sie sprach von Untreue und Rache. Sein Name, sagte sie endlich, soll gebrandmarkt und ein Spott des Pöbels werden. Nach dieser Nachricht gieng der Bischof am Abende mit noch mehrern seiner Getreuen zu Rathe, und weil er von ihrer Wuth alles zu befürchten hatte, so beschloß er, sie mit Gewalt zu entfernen, und irgendwo, ihm zu schaden unvermögend, einzusperren. Seine Getreuen, welche auch ihr eisernes Szepter oft gefühlt hatten, schlugen ihm zum Gefängnisse den Thurm vor, dessen im Mährchen gedacht

wird,

wird, und von welchem der Bischof, als Regent der Stadt, Besitzer war. Der Furchtsame gab den Getreuen volle Macht und Gewalt, sie überfielen Olivien auf ihrem Lager, und führten sie um Mitternachtsstunde auf den Thurm. Der alte Reiter, welcher den armen Mamert tödten half, war unten den Wenigen, die sie führten. Noch hatte er sich aus Furcht, Olivien zu beleidigen, des Sterbenden Auftrags nicht entledigt, itzt wollte und konnte ers ohne Gefahr thun: Edle Frau, sagte er, als er sie mit einer Fackel die dunkle Treppe des Thurms hinabführte, ich habe einen Auftrag an euch! Es ist zwar ein wenig von lange her, aber wenn ich itzt nicht rede, so muß ich wahrscheinlich ewig schweigen. Hier ist ein Tuch von eurem Gatten, das Blut, mit welchem ihr es durchwebt seht, ist sein Blut! Es quoll aus seinem Herzen, das in der Todesangst euch fluchte. Ich habe lange Anstand genommen, es euch mit diesem schrecklichen Fluche zu überbringen, aber da ihr geweiht seyd, so wird der Fluch eines Geächteten nicht haften, und sollte er ja haften, so habt ihr itzt Zeit, ihn wegzubeten!

Olivie erschrack über des alten Worte! Sie hatte bisher die schrecklichsten Verwünschungen ausgestossen, nun schwieg sie und Thränen rollten über ihre Wangen. Sie litt's geduldig, wie man sie in eine finstere Höhle sperrte, und die eiserne Thüre verriegelte.

In diesem Thurme saß Olivie ein halbes Jahr. Man brachte ihr anfangs Speisen von der bischöflichen Tafel, als aber ihr Andenken durch neue und erhörte Liebe ganz aus des Bischofs Herz verdrängt wurde, so mußte sie sich mit schlechten Speisen, endlich gar mit Wasser und Brod sättigen. Sie beschwerte sich darüber nie bey ihrem Wärter, sie fastete, betete, und klagte oft, daß ihre beyden Männer ihr erschienen, und sie marterten und quälten. Am St. Jakobsabende, welches der Ermordungstag ihres zweyten Mannes war, bat sie den Wärter flehentlich um einen Geistlichen, er meldete es dem Bischofe, und dieser versprach, ihr am andern Tage einen Vertrauten zu senden, aber Verzweiflung wüthete zu sehr in ihrem Innern, sie konnte den Trost nicht mehr erwarten. Als früh der Wärter mit dem Mönche ins Gefäng-

fängniß trat, so fand er sie todt. Sie hatte sich an ihren schönen langen Haaren, die sie in lange Zöpfe flochte, aufgehangen. Das mit Blut befleckte Tuch hieng an ihrer Brust, ihr starres Auge schien auch noch im Tode darauf gerichtet zu seyn. Auf Befehl des Bischofs wurde ihr Körper in dem nämlichen Gefängnisse verscharret. Gleich darauf erzählten sich die Wenigen, denen ihr Tod bewußt war, daß sie umher wandele. Nach dem Tode des Bischofs wurde die Fabel lauter. Man zeichnete zur gottseligen Betrachtung und denen falschen Weibern zum Spiegel ihre Geschichte auf, und verwahrte sie in vielen Archiven. Die Nachkömmlinge schmiedeten endlich das Mährchen, welches ich am Anfange erzählte. Noch pflanzt es sich immer fort, noch erzählen es viele Einwohner der Stadt F — als den dreyzehnten Glaubensartikel ihren Kindern, und die wandernden Handwerksbursche bringen die Abbildung der weißen Frau als ein Wahrzeichen in ihre Heimath zurück.

Selbstmörder aus Ehrgeiz.

Lieutenant K—.

Als der redliche K— sich seinem Ende näherte, rief er sein Weib, seine Tochter vor sein Bette. Ich habe, sagte er, schon vor langen Jahren ein Testament gemacht. Du, treue Gefährtinn meiner Tage, bist Erbe meines Vermögens, dessen Verwalter ich bisher war. Ich hatte nichts, als ich dich heurathete, und ob ich schon dein Heurathsgut doppelt vermehrte, so kann doch mein abwesender Sohn, meine gegenwärtige Tochter nichts von den Zinsen fordern, die dein Kapital trug. Da ich auf diese Art arme Waisen zurücklasse, so empfehle ich sie ganz deiner Obsorge. Sey — was du allzeit warst — ihre Mutter! Mein Wilhelm hat bisher von mir eine monatliche Zulage zu seiner Gage erhalten. Versage sie ihm auch ferner nicht. Er ist ein guter Junge, und wird dir deine alten Tage versüssen. Noch habe ich auch arme Freunde, sie würden, ohne meine Unterstützung, ihr Brod vor den Thüren suchen müs-

müssen. In meinem Schreibpulte findest du ein Verzeichniß desjenigen, was ich ihnen wöchentlich gab. Gieb es ihnen ebenfalls, brich ihnen nichts ab, sie werden für dich und deine Kinder beten. Die Alte versprach weinend des Greises letzten Willen zu halten und zu erfüllen.

An dir, liebes Lotchen, fuhr er fort, habe ich schon oft einen übernatürlichen Hang zum Geize beobachtet. Ich habe dich deswegen oft, aber wie ich noch in meinen letzten Tagen bemerkt habe, vergebens ermahnt. Kann das Bitten des sterbenden alten Vaters Eindruck auf dein Herz machen, so hüte dich für diesen schändlichen Laster. Sparsamkeit ist die Zierde des Weibes, aber Geiz verunstaltet seine Schönheit. Du hast, ehe ich krank wurde, ein armes Bettelweib die Treppe hinabgeworfen. In der Stunde meines Todes sollte ich dir keine Vorwürfe machen, aber um dein Herz zu rühren, muß ich dir's doch sagen, diese Unbarmherzigkeit war die Ursache meiner Krankheit. Ich härmte mich, ein Kind gezeugt zu haben, das den Namen Mensch entehrt. Gieb mir deine Hand, gelobe mir hier an meinem Sterbebette,

dies

dies nie mehr zu thun, und wenn deine Leidenschaft dich irre führt, so denke an deinen Vater, der darum so ruhig und vergnügt sein Ende erwartet, weil er sich so etwas nicht vorzuwerfen hat.

Lotchen gelobte mit vielen Worten, und der Alte entschlief sanft. Die ganze Stadt bedauerte ihn, denn er hatte den meisten Reichen manche Gefälligkeit erzeigt, vielen Armen geholfen, keinem eine Gabe versagt. Seiner Leiche folgten alle, und sein Grab wurde mit vielen Thränen benetzt.

Seine hinterlassene Wittwe zählte schon sechs und sechzig Jahre. Ein schon von lange her beschädigter Fuß verhinderte sie das Hauswesen zu besorgen. Nach ihres Mannes Tode vertraute sie es ganz ihrer Tochter, und hütete oft ganze Wochen das Bette, weil ihres Mannes Verlust sie kränkte, der Harm an ihrem Leben nagte, und ihr Schmerz am Fuße sich täglich mehrte. Ihre einzige Beschäftigung war das Gebet. Wenn der Sonnabend kam, so zählte sie allemal das Geld für die armen Anverwandten ihres Mannes auf.

Lotchen strich's ein, aber — man denke sich die grausame Seele des Mädchens!

chens! — sie verwahrte es in ihrer Scha-toulle, und jagte die Bittenden fort. So hat der Redliche, sagten diese, in seinem Testamente unsrer nicht gedacht? Nein! antwortete Lotchen! Auch mündlich nichts verordnet? Nein! erwiederte die Grausame, und die Armen giengen weinend fort, such-ten bald darauf ihr Brod vor andern Thü-ren.

Auf der Mutter Befehl berichtete Lot-chen den Tod des Vaters ihrem Bruder, welcher zu L — in P — als Lieutenant diente. Die gutherzige Alte vermehrte die Zulage, welche ihm sonst der Vater sandte, aber da das Geld durch Lotchens Hände gieng, so unterschlug sie es, und schrieb dem armen Jüngling im Namen der Mut-ter, daß sie ihm itzt nichts mehr schicken, und er, nach dem Beyspiele vieler andern Offiziere, schon von seiner Gage leben könne.

Lieutenant K — rang eben so sehr nach Ehre, wie seine Schwester nach Gelde. Er war, wegen seiner besonders guten Auf-führung in seinem Standquartiere angesehn und beliebt. Er war bisher der Theilneh-mer jeder Lustbarkeit, die allzeit mit Aus-

gaben

gaben verknüpft ist. Er gab einigen bra-ven Leuten aus seiner Kompagnie Zulage, und machte — damit ich mich doch auch einmal eines Modeworts bediene — in der galanten Welt eine große Figur.

Er kannte seiner Schwester Geiz, und wähnte sogleich, daß sie die einzige Ursache sey, warum die Mutter ihm das Wenige von ihrem Ueberfluße versagte. Er schrieb daher einen dringenden Brief an sie, stellte ihr das Unrecht vor, und hofte von der Wirkung dieses Briefes alles, aber der Brief fiel ganz natürlich in Lotchens Hände, und die Unbarmherzige las der betrogenen Alten den Dank ihres Sohnes für das überschickte Geld daraus vor.

So lange Lieutenant K— auf Antwort hofte, verschwieg er sein Unglück ganz. Er versetzte seine entbehrlichen kleinen Kostbarkeiten, und wie diese nicht mehr zureichten, so aß er im Stillen trocknes Brod, damit er nur seine einmal angefangene Rolle vor der Welt fortspielen konnte. Wie aber viele Monate, ohne Antwort auf fünf Briefe zu erhalten, verflossen waren, und seine Einschränkung nicht mehr zureichte, so entdeckte er sich seinem Obristen, und bat diesen

um

um ein Vorwort bey seiner Mutter. Dieser fand des Lieutenants Bitte billig, und schrieb mit erstem Posttage an sie. Ihr Sohn, berichtete er ihr, ist einer der besten Offiziere meines Regiments. Sie verhindern ihn an seinem Glücke, wenn sie ihn zu sehr einschränken, und haben es einst zu verantworten.

Lieutenant K— hofte nun sicher auf die Aenderung seines Schicksals, aber er betrog sich, denn der Brief fiel auch Lotchen in die Hände, und diese verbarg ihn ganz vor der Mutter Augen.

Wie die Zeit verflossen war, daß Antwort kommen sollte, und doch keine kam, so hätte er gerne Urlaub genommen, und wäre selbst nach Hause gereist, um zu erforschen, was seiner Mutter Herz so sehr gegen sein Bitten, sogar gegen die Vorstellung des Obristen stählte. Da er aber über hundert Meilen von seiner Geburtsstadt entfernt war, kein Geld zu dieser Reise hatte, so mußte er diesen Gedanken unterdrücken, und rang nach andern Mitteln.

Es war ihm unerträglich, daß er itzt schon manche partie de plaisir ausschlagen mußte, und wie er hörte, daß man schon

über-

überall nach der Ursache forschte; warum er nicht mehr in Gesellschaften, nicht mehr am Spieltische der Damen erschiene? so war er der Verzweiflung nahe. Ändert meine Mutter nicht bald mein Schicksal, sagte er zu seinem innigsten Freunde, so werde ich es ändern. Sein Freund suchte ihn zu trösten, und unter andern begreiflich zu machen, daß seine Briefe wohl alle könnten verlohren gegangen seyn. Gut, sagte K—, so will ich dann noch harren, will noch zwölf Briefe, keinen mehr und weniger an meine Mutter schreiben, aber antwortet sie dann nicht, so soll sie ihrem Sohn nie mehr antworten können.

Schon hatte das unmenschliche Lotchen sechse von diesen Briefen ungelesen verbrannt, und noch vier andere, also in allen zehne an der Zahl, hatte der leidende Bruder schon abgeschickt, als ihn sein Obrister rufen ließ. Hören sie einmal, sagte der Obriste, als er eintrat, ihre Frau Mutter muß entweder eine sehr unhöfliche Frau seyn, oder sie müssen mir in Ansehung ihrer Glücksumstände Unwahrheiten berichtet haben. Es sind bereits vier Monate verflossen, und sie beantwortet mir

nicht einmal meinen Brief. Sie haben mich einer wirklichen Sottise ausgesetzt.

Lieutenant K—. Wider meinen Willen, Herr Obrister! Hätte ich glauben können, daß meine Mutter aufhören würde, sich ihres Sohns zu erinnern, so würde ich mich nie unterstanden haben, sie um ihr Vorwort zu bitten.

Obrister. Aber was kann sie denn abhalten, mir zu antworten? Ist sie krank? todt?

Lieutenant K—. Ich muß mich schämen, daß ich keine dieser Fragen beantworten kann. Ich habe ebenfalls noch keinen Brief erhalten.

Obrister. Wenn wir's beym Lichte betrachten, so wird der Herr Sohn wohl selbst daran Schuld seyn. Die Mutter wird nichts zu antworten wissen, denn sie wird nichts zu schicken haben. Daß ihr Herren so gerne Wind macht. Anfangs Hui, und am Ende Pfui! Alles fragt in Gesellschaften nach ihnen, und alles macht Glossen über sie! Hätten sie nie großgethan, so würden sie itzt nicht klein scheinen! Gestern sind auch zwey Mann von ihrer Kom-

pagnie desertirt, und wie mich der Kapitain versichert, bloß wegen ihnen!

Lieut. K—. Wegen mir?

Obrist. Ja, wegen ihnen! Sie gaben den Leuten sonst Zulage, itzt konnten sie ihr Wort nicht mehr halten, und die Kerls giengen des Wohllebens gewohnt, auf und davon. Ich weis nicht, wies der Proprietair nehmen wird, wenn ich ihm dies alles berichte, wie ich es denn auch berichten muß. Wie gesagt! Zu viel Stolz! Zu viel Wind! — — Gehen sie nur!

Lieutenant K— eilte, ohne ein Wort zu reden, nach Hause. Sein guter, sonst so willkommner Freund, begegnete ihm unterwegens. Er beantwortete seine Frage nicht, und dankte nicht einmal seinem Gruße. Zu Hause schrieb K— eine halbe Stunde, und eilte dann mit zwey Briefen zum Obristen. Sie haben, sagte er zu diesem, an meiner Mutter Glücksumständen, und folglich an meinem Worte gezweifelt. Um sie von beyden zu überzeugen, so bitte ich sie bey ihrer Ehre diese zwey Briefe durch eine sichere Gelegenheit an meine Mutter zu überschicken. Sie werden vielleicht Bekannte

in meiner Vaterstadt haben, machen sie, daß einer von diesen die Briefe meiner Mutter selbst einhändigt, und sie werden hören! daß Lieutenant K— nicht gelogen hat. Ich habe übrigens aus ihrer Erzählung vernommen, daß ich ein Hohngelächter, ein Gespötte, ein Mährchen der ganzen Stadt bin, und bin also gezwungen, mir Satisfakzion zu nehmen.

Obrist. So werden sie mit der ganzen Stadt duelliren müssen.

Lieutenant K— machte ein stummes Kompliment und gieng. Die Glocke hatte eben eilfe geschlagen, um 12 Uhr raportirte der Adjutant dem Obristen, daß sich Lieutenant K— auf seinem Zimmer erschossen habe.

Der Obriste erschrack heftig, nannte sich die Ursache seines Todes, und eilte nach des Lieutenants Wohnung. Er fand ihn todt auf seinem Bette. Die Kugel war durchs Herz gegangen. Sein Auge war geschlossen, und seine Miene glich der Miene des sanft Entschlafnen. Der Obriste bat den Todten mit Thränen um Verzeihung, und befahl ihn anständig zu beerdigen. Als er nach Hause kam, ließ er einige Offiziers

rufen, und eröfnete in ihrer Gegenwart die zwey Briefe, welche ihm der Ausgelittene anvertrauet hatte. Der erste war an seine Mutter:

Meine Mutter!

Seit dem Tode meines Vaters habe ich schon sechszehn Briefe an sie abgeschickt, und auf alle diese Briefe keine Antwort erhalten. Ich habe geweint, gebeten, um Gottes und meines Erlösers willen gefleht, und man hat meine Thränen verachtet, mein Bitten und Flehen nicht gehört! Kann ein Weib ihres Kindes vergessen? Sie kanns, will ich sagen, wenn ich vor Gottes Throne hintrete, und er mich fragt: Warum ich ungerufen erscheine? — — — Dieser Brief bedarf keiner Antwort mehr! ich habe ihn in der letzten Stunde meines Lebens geschrieben, wenn sie ihn erhalten, so modere ich schon. Ich muß, Mutter, ich muß sterben! Meine Ehre ist äußerst gekränkt! Ich bin das Hohngelächter der Stadt geworden. Man hat mich einen Lügner, einen Prahler gescholten! — — O meine arme! O meine betrogene Mutter! Ich fühls, mein Herz sagt mir's, sie sind an allen meinem Unglücke unschuldig! Meine

Briefe

Briefe sind unterschlagen, sind ihren mütterlichen Augen verborgen worden. Wie könnten Sie, die Güte, die Sanftmuth selbst, ihrem einzigen, ihrem geliebten Sohne einige elende Gulden versagen? Den letzten Bissen will ich mit dir theilen! Wenn dir etwas mangelt, so schreibe an mich, sagten sie, als sie mich die Treppe hinunter zum Wagen führten. Noch an der Ecke der Gasse sah ich ihr Auge in Thränen glänzen, und ihre Hände für mich zu Gott emvor heben. Diese Worte, diese Thränen, dieser Segen sollte Heucheley, Verstellung gewesen seyn? Nein! Nein! Sie sind hintergangen, sie sind betrogen! Sie erfahren ihres Sohnes Leiden erst mit seinem Tode! O schrecklich für mich! schrecklich für sie! Aber ich muß! Es nagt, es kämpft in meinem Innersten! — — Ich spreche sie vor der ganzen Welt frey von der Ursache meines Todes, auch bey Gott will, kann ich sie nicht anklagen, denn sie sind meine Mutter! — — — —

Um drey Viertel auf 11 Uhr.

Für mich ist keine Rettung! keine Hilfe! die Pistolen sind geladen! Ich sterbe! Ein Leben ohne Ehre schmeckt bittrer

als der Tod selbst: Ich bin keinen Pfennig schuldig. Hätte ich Schulden gemacht, so würde ich als ein Betrüger aus der Welt gehen! Leben sie wohl, theure Mutter! Tausend Dank für alle Wohlthaten, die sie mir so oft erzeigten! Tausend Dank für jedes Stückchen Brod, das sie mir immer wider den Willen meines guten Vaters' mit Honig bestrichen, und das ich oft unter ihrer Schürze verbarg, wenn er unversehens hereintrat. Ich erinnere mich dessen noch gut, und danke ihnen noch einmal dafür! Sie sind überredt, sie sind betrogen worden! Aber weh dem Betrüger, nicht allein meine Flüche, mein Leben, auch ihr Angstgeschrey, ihre Thränen wird er zu verantworten haben! Geben sie den Armen, daß sie für mich beten, geben sie reichlich, daß ich dort nicht eben so unglücklich werde, wie ich es hier bin! Beten auch sie für mich! Ich küsse tausendmal ihre mütterliche Hand! Gott erbarme sich ihres unglücklichen Sohns

Heinrich K—.

N. S. Meine Mutter ist ganz unschuldig an meinem Tode. Dieses bestättige ich nochmal und sterbe mit dieser Uberzeugung.

Heinrich K—.

Der andere war an seine Schwester:

Ich habe lange nachgedacht, schrieb er, lange überlegt, ich wollte in der Stunde meines Todes keinem Unrecht thun! Aber dein unersättlicher Geiz hat dich verrathen! Du bist die Ursache meines Todes! Du hast alle meine Briefe unterschlagen, oder du hast meiner Mutter Herz von mir abgewandt! Weh dir! Dein Bruder stirbt, und er wird dich dort als seine Mörderinn anklagen! Die Nachricht meines Todes wird der guten Mutter Leben verkürzen, und dein Wunsch, den du so oft gegen mich äußertest, ist erfüllt. Du wirst im Kurzen Erbinn des ganzen Vermögens seyn! Aber sein Genuß soll dir bittrer als der Tod selbst schmecken. Wenn du hintrittst vor den vollen Kasten, ihn begierig aufreissest, deine Schätze zählen willst, so will ich vor dich hintreten, dir mein blutendes Herz zeigen, und Rache über dich rufen! Grausame! Unmenschliche Schwester! Dir kanns nie auf Erden wohlgehen, und dort, wo ich in einer Stunde hingehe, dort kannst du nicht verantworten, was du nur mir thatst. — — —

Sollte ich mich doch irren, solltest du doch unschuldig seyn, so verzeih mir, aber Fluch treffe dich, wenns wahr ist, was mein Herz mir sagt.

Heinrich K—.

Man beschloß der armen Mutter ihres Sohnes Briefe zu schicken. Damit sie aber sicher in ihre Hände kämen, so schrieb der Obriste an den Kommandanten der Stadt, in welcher sie wohnte, schloß die Briefe ein, und berichtete ihm des Unglücklichen Ende. Der Kommandant kannte die Frau K— schon von lange her, ließ ihren Arzt rufen, und trug ihm auf, ihr die schreckliche Nachricht mit aller möglichen Vorsicht zu hinterbringen. Der Arzt vollzog den Willen des Kommandanten. Frau K— hatte nach einigen Wochen zum erstenmale wieder das Bette verlassen, sie saß in einem Lehnstuhle, und fragte eben kummervoll ihre Tochter: ob denn mit der heutigen Post kein Brief von ihrem Heinrich eingetroffen sey? Der Arzt ergrif diese Gelegenheit, und erzählte ihr nach vielen Vorbereitungen das traurige Ende ihres Sohnes. Sie staunte vor sich hin, weinte nicht, sprach nicht. Getäuscht von dieser

äußer-

äußerlichen Ruhe fieng er an ihr des Unglücklichen letzten Brief vorzulesen. Als er auf die Worte kam: Kann ein Weib ihres Kindes vergessen, so sank die gute Alte ohnmächtig vom Stuhle. Man sprang hinzu, und der Arzt fand sie todt. Sie war hinüber gegangen, um's ihrem Sohne selbst zu sagen, daß sie ihn nie vergessen, ihn stets in ihrem mütterlichen Herzen getragen habe.

Bey der Mutter Leiche las nun der Arzt auch der Schwester des Bruders Brief vor. Aber sie läugnete standhaft je einen Brief erhalten zu haben, nannte kühn den Todten einen Muttermörder, und war nun Erbinn des grossen Vermögens.

Eh noch das halbe Trauerjahr verflossen war, heurathete die Unmenschliche einen braven, geschickten Advokaten, der, geblendet von ihrem grossen Vermögen, sich in ihren Armen ein ruhiges, reizendes Leben versprach. Aber qualvoll waren die Tage, die er mit ihr durchlebte. Jeder Bissen, den er aß, war mit ihren Vorwürfen gewürzt. Im zweyten Jahre starb er ganz entkräftet, und dankte auf seinem Todtenbette Gott, daß er ihn von diesem Unge-

heuer befreye. Lotchen heurathete bald darauf wieder, und gieng im dritten Jahre aufs neue hinter ihres Mannes Leiche. Nun war aber ihr unersättlicher Geiz, ihr schlechter Karakter der ganzen Stadt bekannt, sie wartete vergebens auf einen neuen Freyer, und war gezwungen, sich selbst einen zu suchen. Vielen ließ sie ihre Hand antragen, und viele verwarfen sie mit Abscheu. Der sinnlichen Wollust ganz ergeben, — denn wie konnte solch ein Ungeheuer Liebe fühlen — wurde sie endlich mit einem jungen Menschen bekannt, dessen Name in der ganzen Stadt eben so berüchtigt, wie der ihrige war. Sie nahm ihn in ihr Haus, und man sprach schon laut, daß sie ihn ehligen würde. Aber Gott hatte ihn zu ihrer Strafe gesandt. Noch vor der Hochzeit schlug er sie einst so erbärmlich, daß sie durch drey Wochen das Bette hüten mußte. Kaum hatte sie ihr Krankenlager verlassen, so warf er sie in einem neuen Zanke die Treppe hinunter, und nach fünf Wochen starb sie.

Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet!

Ein Opfer der Wollust.

Rosine L—.

Graf M—, einer der ersten Wollüstlinge unsers wollustvollen Jahrhunderts, gieng einst an den Ufern der D— spazieren. Er suchte Raub und fand ihn. Ein Frauenzimmer, blaß wie die schmachtende Rose, aber schön wie die leidende Madonna, sprach ihn verschämt und leise um ein Allmosen an. Mit dem Blicke des Wolfs, welcher die Hunde schlafend, und die Schaafe wehrlos antrift, durchforschte er die Unschuldige, welche mit niedergeschlagenem Auge vor ihm stand und zitternd eine Gabe erwartete.

Graf M. Wo wohnen sie, schöne Mamsell?

Sie gieng fort. Eine Thräne, die schon lange in ihrem Auge zitterte, floß die Wange herab.

Graf M. Wo eilen sie hin? Warum weinen sie?

Das Frauenzimmer. Weil ich mich in ihnen betrogen habe! Ich suchte eine großmüthige Seele, und fand sie nicht.

Graf M. Ich will dir helfen, dich retten, aber ich verlange von dir —

Das Frauenz. Verlangen sie nichts, denn ich kann nichts gewähren. Wäre ich nicht so äußerst arm — —

Graf M. Arm? O sie besitzen unermeßliche Reichthümer, außerordentliche Schätze, und wenn es ihnen gefällig ist, so will ich Käufer seyn.

Das Frauenz. Ich verstehe sie ganz, gnädiger Herr! und — —

Graf M. Wohl uns, wenn wir uns verstehen. Ein Kuß von ihnen —

Das Frauenz. Ich bin verheurathet!

Graf M. Das hindert unsern Handel nicht! Des Mannes Schuldigkeit ist, sein Weib zu ernähren, erfüllt er diese Pflicht nicht, so hört er auf, Mann zu seyn.

Das Frauenz. Er ist krank, gnädiger Herr, er ist dem Tode nahe! Ein gutherziger Doktor verschrieb mir aus Erbarmen dieses Rezept, aber ich kann keinen gutherzigen Apotheker finden, der mir's umsonst machte. Ich bettle heute zum erstenmale, ich habe den Anfang bey ihnen gemacht, und ich muß solche Kränkungen erfahren. Erbar-

men sie sich meiner, erbarmen sie sich des Aermsten unter den Sterblichen, der, entblößt von aller Hilfe, matt und krank nach Hilfe lechzt, sie von mir fordert, und — — (Thränen hemmten ihre Sprache.)

Graf M. Lieben sie denn ihren Mann so heftig, so stark?

Das Frauenz. O gnädiger Herr, wenn ich ihn nicht liebte, würde ich mich wohl gleich einer leichtfertigen Dirne behandeln, oder doch wenigstens als eine solche betrachten lassen? Doch vergeben sey ihnen alles, kein Seufzer soll sie bey Gott anklagen, wenn sie nur diesmal den Geliebten meines Herzens retten. Um ihn zu stärken, muß ich einen halben Gulden haben, erhalte ich dies Geld von ihnen, so ersparen sie mir tausend Thränen, die meine Schamhaftigkeit mich weinen heißt, ehe ich wieder Muth fasse, einen andern um Hilfe anzusprechen.

Graf M. Zog eine Goldbörse heraus, suchte lange, um die Augen der Aermsten zu blenden, und reichte ihr, indem er ihr wollustathmend die Wange streichelte, einen Gulden.

Gottes reichsten Segen! stammelte die Entzückte, und eilte auf Flügeln der Liebe nach der Stadt. Graf M— folgte ihr. Sie ließ in einer Apotheke die Medizin bereiten, und eilte nun mit doppeltem Schritte nach ihrer Wohnung. Wie M— diese wußte, eilte auch er zu einer der berühmtesten Kupplerinnen. Durch dieser Hilfe hatte er schon oft seine Absichten erreicht, und vieler Verführten Unschuld gemordet, sie sollte nun auch an der Unbekannten ihre Kunst beweisen, und, koste es auch Tausende, sie ihm zum Opfer bringen. Die Elende versprachs, und Graf M—s Einbildungskraft wurde noch mehr erhitzt. Als er Abends in seinem weichen Bette lag, zogen die Bilder der Wollust vor ihm vorüber. Er schlief ein, und genoß im Traume, was er nun wachend mit stärkerer Begierde heischte.

Die Kupplerinn erstattete Bericht, und aus diesem erfuhr Graf M — folgendes:

Fräulein Rosine von G —, so hieß das schöne Frauenzimmer, verliebte sich in ihren Hofmeister, welcher der Sohn eines Bauers, aber ein schöner, empfindsamer,

guter

guter und edler Junge war. Sie liebte ihn gränzenlos, und er lebte in ihrem Blicke, webte in ihrer Miene. Da Rosine den Stolz ihres Vaters kannte, und fest überzeugt war, daß Friedrich nie ihr Gatte werden konnte, so beschloß sie, mit ihm zu entfliehen, und in irgend einem Winkel der Erde verborgen, aber geliebt von dem Einzigen ihrer Seele zu leben. Beyde führten diesen Plan aus, aber beyde waren zu unerfahren, um die Folgen desselben voraus zu sehen. Ihr einziger und stärkster Wunsch wurde befriedigt, ein gutherziger Geistlicher kopulirte sie, und nun zogen sie weit von ihrem Vaterlande, nach der Hauptstadt—S, wo Friedrich Brod und Unterhalt zu finden hofte. Schon war ihr weniges Geld ausgegeben, schon hatten sie sich von allem Entbehrlichen entblößt, als Friedrich aus Kummer, daß er seiner Rosine Liebe nicht besser lohnen konnte, krank wurde. Ein abzehrendes Fieber nagte an seinem Körper, und der schöne Jüngling glich einem Todtengerippe. Rosine verkaufte was sie hatte, Rosine mußte betteln gehen und— man denke sich die schreckliche Lage der Aermsten— Rosine war schwanger.

Der

Der zügellose Wollüstling ist das gefährlichste, schändlichste Glied eines Staates, der ihn nie schützen, nie dulden, stets mit dem Rachschwerte der Gerechtigkeit verfolgen sollte. Seine Absicht zu erreichen, spottet er der Menschheit, lacht über die Thräne, welche die Armuth zu seinen Füssen weint. Religion ist sein Deckmantel, unter welchem er oft die Unschuld verborgen würgt. Der Tempel des Ewigen wird durch ihn entweiht, und wo Menschen ihren Schöpfer anrufen, wo Christen ihrem Erlöser danken, dort labt er seine Sinne, und brütet über Plane, die entschleyerte Unschuld zu fangen. Er stiehlt, damit er die Diener seiner Unzucht bezahlen, er mordet, damit er die schutzlose Unschuld rauben kann. Von dem Geizigen hast du Unbarmherzigkeit, von dem Neider Verfolgung, von dem Stolzen Verachtung, von dem Mörder Tod, aber von dem Wollüstling alles dieses zu erwarten.

Diese ausgemachte Wahrheit erfuhr die arme Rosine. Der Bösewicht freute sich über ihr Elend, und jauchzte über die Krankheit ihres Allgeliebten. Sie muß mein werden, oder ich verzweifle, sagte er. Sie solls werden, antwortete die Kupplerinn,

oder ich gebe meine Kunst verlohren, will nie mehr ihr Haus betreten.

Nach langen verworfnen Planen wurde endlich beschlossen, daß man der armen Rosine Geld leihen, und wenn sie nach einem kurzen Termine nicht zahlen könnte, ins Gefängniß setzen wollte. Dann wird sie schon kirre werden, sagte die alte Bettel.

Jud David, ein getreuer Unterhändler, oft schon der Ausführer manches verruchten Planes wurde gerufen, unterrichtet, und gieng nun hin zu Rosinen, um ihr Fallstricke zu legen. Er fand sie kniend vor ihres Geliebten Bette, die Arzney hatte den Entkräfteten gestärkt, er fühlte sich leichter und besser.

Jud David. Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich mich zu ihnen eindränge. Ich bin ein Jude, aber schon lange bekannt in diesem Hause, ich habe so allerhand von ihrem Unglücke gehört, und wünschte, ihnen zu helfen.

Rosine. O guter Mann, wenn sie das können?

Jud David. Warum nicht? Die gnädige Frau können doch sticken oder nähen?

Rosine. Beydes, und wie ich glaube, beydes nicht übel!

Jud David. Nun, so ist uns ja schon geholfen. Ich handle viel mit gestickter Waare, wollen sie fleißig arbeiten, so sollen sie stets Verdienst und ehrliches Auskommen haben.

Rosine. Wäre es möglich, könnte ich am Rande der Verzweiflung noch Hilfe hoffen?

Jud David. Hier bring ich ihnen etwas zur Probe! (Er gab ihr eine Weste zu sticken, und beschrieb ihr, wie ers haben wolle.) Haben sie dieses geendigt, so erhalten sie zwey Dukaten, und wieder eine neue Arbeit!

Rosine. Tausend Dank! ehrlicher, rechtschaffener Mann!

Friedrich. Gottes des Allmächtigen Lohn! unbekannter Menschenfreund!

Jud David. Aber sie sind, wie ich sehe, von allen Nothwendigkeiten entblößt, ihr Hr. Liebster ist krank, und Krankheit verursacht manche Ausgabe. Lieber ganz als halb, ist ein Wahlspruch. Ich will ihnen einen Vorschuß geben, will ihnen ein auch zwey hundert Gulden borgen!

Rosine. Wie wären wir im Stande je dieses Geld wieder zurückzuzahlen!

Jud David. Wie? Auf die leichteste und beste Art. Ich zahle ihnen den Lohn für ihre Arbeit nur halb, die andere Hälfte wird an der Schuld abgerechnet.

Rosine. Wenns so ist, und sie's uns auf diese Art, mit dieser Bedingung leihen wollen, so würden sie sich freilich zwey Unglückliche auf ewig verbinden, und — —

Jud David. Stille! Stille! Was Recht ist, lobt Gott! Hier haben sie zwey hundert Gulden! (er zählte das Geld auf.) und hier unterschreiben sie mir nur zu meiner Sicherheit und wegen Leben und Tod diesen kleinen Wechsel, er lautet zwar: Auf jedesmaliges Begehren, aber dies ist so der Styl bey uns, wenn wir keine Frist bestimmen können.

Rosine unterschrieb, geblendet von dem Gelde, den Wechsel, kaufte sich noch am nämlichen Tage viele und nothwendige Sachen. Labte und starkte ihren Mann, arbeitete nebenbey, aber mit möglichem Eifer an ihrer Stickerey. Der Jude besuchte sie oft, bat sie dringend sich dies und jenes zu kaufen, und forschte stets nach: wie viel

sie

sie noch am Gelde vorräthig hätten? Als er hörte, daß die armen Betrognen nur noch vierzig Gulden übrig hatten, besuchte er sie einige Tage nicht.

Friedrichs Kummer war durch des Juden Hilfe gemindert worden. Sein Körper empfand bald diese wohlthätige Linderung. Er konnte schon manche Stunde das Bette verlassen, schon an Rosinens Nähram sitzen, und ihr die Nadel einfädeln, oder den Schweiß abtrocknen, wenn sie zu emsig, zu anhaltend arbeitete. Rosinens Freude darüber war ohne Gränzen. Gott gebe dir nur deine vollkommene Gesundheit, und mir stets Arbeit, so wollen wir vergnügt und glücklich leben. Ich will mich in deiner Liebe glücklicher als eine Königinn dünken, und der Reichsten Schicksal nicht beneiden!

Die Weste war eben fertig, als ein unbekannter Jude in ihr Zimmer trat.

Der Jude. Habe ich nicht die Ehre mit Frau Rosine L— zu sprechen.

Rosine. Ja, mein Herr, so heisse ich.

Der Jude. Und diese Unterschrift hier (er zeigt ihr einen Wechsel.) ist doch ihre eigene?

Rösine. Ja, ebenfalls!

Der Jude. So werden sie also die Güte haben, mir diesen Wechsel auszuzahlen, er ist, wie sie sehen, an mich girirt, und, wie sie selbst wissen, auf jedesmaliges Begehren ausgestellt.

Friedrich suchte nun dem Juden begreiflich zu machen, daß seine Frau den Wechsel mit einer ganz andern Bedingung unterschrieben, aber der Jude behauptete, daß in dem Wechsel kein Wort davon stünde, daß er sich an Schwarz auf Weiß halte, und seine Bezahlung verlange. Sie haben bis heute Abends Zeit, finden sie bis dahin ein Mittel, so werde ich wieder kommen, damit ich sie aber sicher treffe, so bleibt unterdessen dieser Herr vor ihrer Thüre. Er öffnete solche, und ein Polizeydiener stand an der Schwelle derselben. Der Jude gieng, und Rosine sank ihrem Mann ohnmächtig in die Arme. Wie sie wieder denken und empfinden konnte, wollte sie den gutherzigen David aufsuchen, aber die Wache ließ sie nicht aus dem Zimmer. Friedrich sammelte alle seine Kräfte, um ihr Vorhaben auszuführen, die Wache ließ ihn auch willig gehen, aber er wars nicht vermögend;

schon an der Hausthüre mußte er wieder umkehren. Ein heftiges Fieber ergrief ihn, und wie der Jude ins Zimmer trat, so phantasirte er schon. Rosine sank zu des Juden Füssen hin. Erbarmen sie sich meiner, sagte sie, bezahlen kann ich itzt nicht, aber ich will das Geld abarbeiten, wills nach und nach zahlen, wie ichs mit meinem Gläubiger ausgemacht habe.

Der Jude. Sie können also nicht zahlen? So werden sie ins Gefängniß wandern müssen. Hier habe ich schon den Verhaftsbefehl.

Rosine. Um Gottes willen! Ich soll meinen Mann verlassen, dessen Fieber mit grösserer Stärke zurückgekehrt ist, der ohne meine Hilfe ein Raub des Todes wird.

Der Jude. Ich will schon für ihn sorgen. Er soll auch heute in ein Spital kommen.

Rosine. Mein Friedrich in Spital?

Der Jude. Warum nicht? Oder soll er hier verschmachten, verhungern?

Rosine. Und ich ins Gefängniß? Ich, die ich schwanger bin, jeden Tag die Geburtsstunde meines Kindes erwarte? Kann sie denn dies auch nicht rühren? Erbarmet

man

man sich doch des trächtigen Viehes, warum denn nicht auch der schwangern Frau?

Jude. Das hätten sie eher bedenken sollen. Ich kann für den ganzen Handel nichts. Ich habe den Wechsel eingehandelt, kann mein Recht nicht verschlafen! (zum Polizeydiener.) Hier haben sie einen Befehl, erfüllen sie ihn.

Rosine warf sich auf ihres Mannes Bette, und der Unbarmherzige riß sie mit Gewalt aus seinen Armen, die der Kranke, unwissend, was man ihm entreissen wollte, fest um sie geschlungen hatte. Den dritten Tag gebahr sie im Gefängnisse einen schönen, holden Knaben. Der arme Junge sog der Mutter Leiden in sich, und starb bald darauf.

Eine wohlthätige Dame schickte, nach Aussage des Wärters, Rosinen alle Tage die herrlichsten Speisen, sie aß wenig davon, gab die Hälfte dem Wärter, damit er die andere Hälfte ihrem kranken Manne überbringen sollte, den der Herr des Hauses, wo er gewohnt hatte, wirklich gleich ins Spital bringen ließ.

Schon waren fünf Wochen verflossen, als ihr der Wärter einen Zettel von ihrem

Manne überbrachte. „Der Doktor, schrieb er ihr, hat mir eben meinen Tod angekündigt. Ich werde nach seiner Aussage, die Sonne nicht mehr aufgehen sehen. Ich würde ruhig sterben, wenn ich dich nur aus dem Gefängnisse erlöset wüßte, dich noch einmal sehen, nur eine Minute an dies brennende Herz drücken könnte. Aber da dies nicht geschehen wird, nicht geschehen kann, so werde ich in der Todesangst der Stunde fluchen, in der ich dich sah, und mich selbst vermaledeien, weil ich das beste Kind seinem Eltern entführte. Schreibe an sie, wenn ich todt bin, vielleicht erbarmen sie sich deiner. Verlaß aber diese Stadt ja nicht, wenn du nicht vorher den Gebeinen des unglücklichen Friedrichs ein Lebewohl gesagt hast. „

Rosine wimmerte, als sie diesen Brief las, ihre Augen konnten nicht weinen, aber die Thränen strömten nach dem Herzen, und kochten in der Brust.

Der bestochene Wärter hatte Rosinens Zustand der alten Kupplerinn hinterbracht. Sie hielte dies für einen glücklichen Zeitpunkt, und trat nach einer halben Stunde in den Kerker. Madame, sagte sie zur

betenden Rosine, ich habe ihr Unglück gehört, und komme sie zu retten. Graf M— hat sie neulich gesehen, er liebt sie von diesem Augenblicke an heftig. Wollen sie seine Wünsche erhören, diesen Abend bey ihm soupiren, so habe ich Befehl, ihre Schuld zu bezahlen, und sie nebenbey zu versichern, daß es ihnen nie an irgend etwas mangeln soll! — — — Sie antworten mir nicht?

Rosine. (sich in die Höhe richtend.) Ich nehme ihren Vorschlag an, aber vorher müssen sie mir eine Bitte gewähren.

Die Kupplerinn. Reden sie!

Rosine. Mein Mann muß, nach Aussage des Doktors, sterben. Ihn will ich vorher sehen, seine Augen zudrücken, und bin ich meiner Pflicht entledigt, will ich folgen, wohin sie mich führen.

Die Kupplerinn gewährte Rosinens Bitte, deponirte das Geld, und eilte nun der Fliehenden nach. Wie sie an die Thüre der Krankenstube kamen, so trug man eben einen Todten heraus. Es war Friedrich. Rosine erkannte ihn. Sie umfaßte den kalten Körper und benetzte sein bleiches Gesicht mit Thränen. Du hast ausgerun-

gen, schrie sie, aber ich — —! Sind sie vielleicht des Verstorbenen Frau? fragte nun ein Träger. Er läßt sie tausendmal grüssen, und bitten, ihm auch im Tode treu zu bleiben. Ich will halten, was er bat, sagte sie, und trennte sich willig von dem Todten. Sie gieng, und die Kupplerinn folgte ihr wieder. Der Weg führte sie an den Ufer des Flußes hinab. Hier, sagte sie zu der Wollustdienerinn, sah mich der Graf. Ich flehte ihn um ein Almosen, er gab mir einen Gulden, ich habe ihn mit dem Verluste meines Kindes, meines Mannes zu theuer bezahlt, er kann die Schuld, welche er itzt für mich tilgte, noch darauf abrechnen. Meinen Tod aber mag er bey Gott verantworten! Mit diesen Worten sprang sie in den Fluß, und obgleich eine Menge Retter herbeyeilten, so fand man doch erst ihren Körper am dritten Tage.

Graf M—, liegt eben, wie ich diese Geschichte schreibe, auf seinem Siechbette. Die Wollust hat seinen Körper geschwächt, seine Kräfte zerstört. Die Aerzte verschwenden vergebens ihre Kunst an ihm, denn der Richter harret seiner. Die Unschuld

hat ihn angeklagt, und erwartet vor des Gerechten Throne Genugthuung.

Giovani Liobetti.

Ein Bösewicht ohne Gleichen.

Als der Herzog von Modena die Regierung übernahm, so war's sein erstes Geschäft, sein Gebiete von den schädlichen Banditen zu reinigen, die damals ganz Italien unsicher machten, und um ein paar Zechinen das nützlichste, rechtschaffenste Glied des Staats mordeten. Er verfolgte sie mit der äußersten Strenge, und wenn irgend einer in sein Land flüchtete, so wurde er sein Richter und verurtheilte ihn zum schmählichsten Tode. Die Polizey wurde auf einen bessern Fuß gesetzt, auf jeder Gasse standen Diener derselben, die über die Sicherheit des beschäftigten Bürgers wachen mußten. Des Herzogs Bemühung hatte die herrlichsten Folgen. Seine Unterthanen wandelten nun sicher um Mitternacht, und segneten am Morgen ihren Landesvater, wenn sie erwachten, keinen ihrer verlohrnen Anverwandten beweinen,

nen, nicht um ihr geraubtes Eigenthum jammern durften.

Schon zählte der menschenfreundliche Regent drey Monate, binnen welchen auf den Gassen seiner Residenz kein Ermordeter gefunden worden, und eben freute er sich darüber, als ihm der Polizeypräsident meldete, daß man diesen Morgen eine ganze, edle Familie in ihrer Wohnung ermordet, und aller Kleinodien beraubt gefunden hätte. Er erstaunte, aber sein Erstaunen wuchs bis zum äußersten Grade, als man ihm am zweyten, dritten und vierten Morgen das nämliche meldete, und er nun in einer Woche fünf und vierzig Ermordete zählte. Ein guter Monarch ist der Vater seiner Unterthanen, man denke sich also den Schmerz des Herzogs, der in einer Woche so viele Kinder verlohr, sie über dies noch deswegen zu verlieren glaubte, weil er durch seine strenge Aufsicht der Banditen Rache gereizt hatte. Alle möglichen Anstalten wurden getroffen, und alle möglichen Anstalten waren vergebens. Dem Herzog wurde alles verdächtig, und nirgends fand er seinen Verdacht bestättigt. Er setzte den Barigello ab, ernannte einen

Thä-

Thätigern, aber bald hernach erzählte man ihm eine neue Mordthat. Da immer in einem Hause viele Personen, und, was am meisten zu verwundern war, alle in ihren Betten ermordet gefunden worden, so war sehr natürlich zu glauben, daß sich eine ganze Bande von Ungeheuern zusammgerottet hätte, die vereint diese Mordthaten begiengen. Der Herzog ließ also alle arme, und nur irgend auf eine Art verdächtige Personen gefangen nehmen. Man führte durch zwey Tage neun hundert Personen ins Gefängniß, jeder wurde verhört, streng untersucht, und keiner schuldig befunden. So lange die Untersuchung dauerte, herrschte Friede und Ruhe in der Stadt, so bald sie geendigt war, und die Gefangenen losgelassen wurden, begann der Mord von neuen.

Es schien nun erwiesen, daß unter denen, welche gefangen saßen, die Thäter mit begriffen waren; aber welche unter den vielen es seyn mochten, konnte niemand bestimmen. Sie alle, ohne den geringsten Beweis, ohne den mindesten Verdacht gefangen zu halten, oder alle, und mit diesen gewiß sehr viel Unschuldige zu torquiren,

ren, schien dem Herzog eine That, die dem Morde selbst ähnlich wäre. Er forschte also nach einem andern Rath, aber seine Richter vermochten ihm keinen zu geben.

Wie einst der Fürst sehr darüber trauerte, so erzählte ihm eine Dame, daß sich zu Massa Carara ein Justizverwalter befände, der die besondere Gabe hätte, jedem, auch dem verruchtesten Bösewicht das Bekänntniß seiner That abzulocken. Der Fürst sandte sogleich nach ihm, und der Justizverwalter erschien. Wie man ihm den ganzen schrecklichen Vorfall erzählt hatte, so versprach er Mittel zu suchen. Die ganze Justizpflege wurde ihm also übergeben, und er ließ aufs neue alle diejenigen, welche vor einem Monate gefangen sassen, nach dem Gefängnisse bringen. Sie wurden in verschiedene Zimmer verheilt, in jedes Zimmer aber ein getreuer und bewährter Mann als ein Gefangener mit hineingeführt. Dieser hatte den Auftrag, der Uibrigen Reden zu beobachten, und wenn er wie die andern zum Verhöre geführt würde, darüber Report abzustatten. Keiner wußte zum erstenmale etwas Wichtiges oder Verdächtiges zu erzählen, nur einer sagte aus, daß, als

die

die Gefangenen unter sich einstimmig behauptet hätten, es müßten der Mörder viele seyn, ein Schuhflicker zu ihm gesagt hätte: Glaubt ihr mir, der Herzog und die ganze Stadt trügt sich. Es sind der Mörder nicht viele. Es ist nur ein einziger! und da dieser stets schweigen wird, so kann die Sache nicht entdeckt werden. Der aufmerksame Justizverwalter hielte diese Rede für sehr wichtig, und als er nach einigen Tagen, nach vielen Verhören nichts Wichtigeres' vernahm, so entließ er alle, und behielt nur den Schuhflicker gefangen.

Durch einen Monat blieb dieser ohne Verhör im Gefängnisse, und keine neue Mordthat störte die zurückkehrende Ruhe. Der Justizverwalter glaubte nun sicher den wahren Thäter zu haben, aber noch schien's ihm und allen unmöglich, wie dieser einzige so viele Mordthaten begehen konnte. Noch wußte er auch eben so wenig, wie er ohne Beweis, ohne Zeugen den Thäter zum Geständniß bewegen sollte. Er zog unterdessen Nachrichten von dem Lebenswandel dieses Schuhflickers ein, und hörte zu seinem Erstaunen, daß dieses ein lustiger,

ehr-

ehrlicher und überdies sehr christlicher Mann sey. Sein Hausherr attestirte, daß der Arme niemals zur Nachtszeit herumgeschwärmt wäre, nie eine verdächtige Person beherbergt, sich durch acht Jahre redlich mit Schuhflicken ernährt hätte. Viele Herrschaften, bey denen er als der lustige Schuhflicker bekannt war, und denen er oft bey der Tafel einen Spasmacher abgegeben, baten für ihn. Eine alte Gräfinn interessirte sein Unglück besonders, sie fuhr selbst zu dem Justizverwalter. Ich stehe für den armen Mann, sagte sie, er war fast täglich in meinem Hause, und aß von meinem Tische. Er hat mir oft, fuhr sie fort, mit Schaudern und Entsetzen die Mordthaten erzählt, welche geschehen sind, und fluchte mit mir den Mördern. In der Kirche sah ich ihn oft inbrünstig beten, wie könnte er also das Ungeheuer seyn, das an keinen Gott glauben muß, weil es so sehr wider seine Gesetze sündigt?

Der Justizverwalter tröstete die Alte, versprach ihr die baldige Befreyung ihres Lieblings, und begann nun das Verhör mit ihm. Nach der strengsten Untersuchung fand er ihn eben so unschuldig, wie seine

Fürsprecher ihn schon längst gefunden hat-
ten; aber da nun wieder vier Wochen ver-
flossen waren, und man von keiner neuen
Mordthat gehört hatte, so vermehrte sich
sein Verdacht aufs neue, den er freilich mit
keinem Beweise unterstützen konnte.

Ohne des Herzogs Bewilligung ein-
zuholen, ließ er ihn auf die Folter span-
nen, aber der Schuhflicker betheuerte auch
auf dieser seine Unschuld. Schon wollte der
Justizverwalter den Gefolterten entlassen,
sein Betragen durch viele Spione beobach-
ten, und so neuen Stoff zur Untersuchung
sammeln, als er hörte, daß man in der
Stadt laut über seine begangene Ungerech-
tigkeit schrie, schon Supplike verfertigte,
die der unschuldig gefolterte Schuster dem
Herzog überreichen sollte. Aufgebracht über
dies in seinen Augen so ungerechte Ver-
fahren, sann er auf neue Mittel dem In-
quisiten das Bekänntniß abzulocken. Er
ließ das Gerichtszimmer ganz schwarz spa-
lieren. In der Mitte desselben errichtete er
ein Schaffot, und befahl dem Henker, es
mit entblößtem Schwerte zu besteigen. Als
die Glocke eilfe schlug, und die Mitter-
nachtsstunde erschien, mußten sechs schwarz

ge-

gekleidete Männer den schlafenden Schuster mit schrecklichem Getöse wecken, und sogleich in das zubereitete Zimmer schleppen. Deine Stunde ist da —, schrie er dem Kommenden entgegen, das Maaß deiner Sünden ist voll, deine Missethaten sind entdeckt, du mußt sterben! der Schuster schauderte bey dem Anblick des Henkers, bat um Zeit, sich vorzubereiten, die ihm aber hartnäckig abgeschlagen wurde. Ich will alles bekennen, sagte er endlich, nur gebt mir einen Priester, damit ich beichten, und wenigstens meine ungeheure Sünden bereuen kann. Bekenne erst, erwiederte sein Richter. Erzählst du mir alles genau, so will ich dir deine Bitte gewähren. Der Schuster begann sogleich sein Bekänntniß, daß keine Drohung, keine Folter, nur aber die plötzliche Ueberraschung, der gähe Anblick des Todes ihm ablocken konnte.

Er hatte, wie ich schon oben erwähnte, oft den Ueberfluß der Grossen gesehen, an ihren Tafeln schmarutzt, und die Beine benagt, die man ihn zuwarf. Wenn er auf diese Art gesättigt in seine Wohnung zurückkehrte, dort überall Dürftigkeit und

Mangel erblickte, so ergrief ihn, nach seinem eigenen Geständnisse, die Begierde, einst auch so herrlich leben, auch so köstlich speisen zu können. Aus dieser Absicht machte er beständig Plane, die er aber, wenn er sie ausführen wollte, durch viele Hindernisse vereitelt sah. Er grub in seiner Wohnung, die einem Keller glich, und zu ebner Erde war, nach Schätzen, aber er fand keine. Endlich entschloß er sich, alles das, was sein Herz begehrte, zu stehlen. Er hatte in dem Hause des Edlen M— viele Kleinodien in einem Schranke beobachtet, auch deutlich wahrgenommen, daß in der Schatoulle vieles Geld verborgen liege. Durch zwey Monate versuchte er beydes zu entwenden, und wurde immer an der Ausführung seiner That verhindert. Die Sehnsucht nach diesen Schätzen mehrte sich täglich, und da er endlich keine andere Hilfe sah, so verleitete ihn seine Begierde bis zum Mord. Er gieng einst Abends im Dunkeln, die Glocke hatte eben sieben geschlagen, nach dem Hause des M—. Er wußte, daß dieser in Gesellschaft, nur seine kranke Gemahlinn mit zwey weiblichen Bedienten zu Hause war. Mit einem scharf

geschliffenen Schusterknelp trat er in das Zimmer des Portiers, und stieß diesen sogleich über den Haufen, nun gieng er eine Treppe höher, traf die Kammerjungfer im Vorhause, ermordete sie ebenfalls, und trat ins Zimmer der Hausfrau, welche er auf eben die Art nebst der andern Magd umbrachte. Ohne von den Kostbarkeiten etwas anzurühren, harrte er an der Hausthüre des kommenden M — s, der schon um acht Uhr mit einem Bedienten nach Hause kam. Ehe beyde die Treppe erreichten, so wälzten sie sich schon rächelnd in ihrem Blute. Der Schuster nahm nun, was er zu besitzen wünschte, entkleidete die Todten und legte sie alle in ihr gewöhnliches Bette. Er schloß die Thüren hinter sich zu, und war schon um neun Uhr wieder in seiner Wohnung, wo er sich noch weislich mit seinem Hausherrn unterredete, und dann bey Nacht die Schätze sehr künstlich unter einen alten Balken vergrub. Aufgemuntert durch die gelungene That, immer begieriger nach mehrern, versuchte er dies in mehrern ihm bekannten Häusern. Stets lauerte er, nach seiner Aussage an den Thüren, und war schon so geschickt, daß er auch im Finstern

ſtern nie das Herz verfehlte. Schon hatte er auf dieſe Art fünf und fünfzig Perſonen ermordet, ſchon an Gelde und Jubelen über einmal hundert tauſend Zechinen geſammelt, als er zum zweytenmale eingezogen wurde. Nach ſeinem Bekenntniſſe wollte er noch viele Familien ermorden, ſeine unmenſchliche Thaten ſo lange fortſetzen, bis er zweymal hundert tauſend Zechinen geſammelt hätte, dann wollte er in ein anders Land ziehen, und dort wie ein groſſer und reicher Mann leben.

Der Juſtizverwalter ließ ihn ſogleich wieder nach dem Gefängniß bringen, und eilte mit der gemachten Entdeckung zum Herzog. Früh durchſuchte man nochmals die Wohnung des Schuſters, und ob er gleich den Ort beſchrieben hatte, wo die Schätze liegen ſollten, ſo fand man ſie doch nicht, bis man den Delinquenten ſelbſt hinführte. Bey dieſen Schätzen fand man auch ſein Mordgewehr, nebſt einer Liſte, von denjenigen Perſonen, die er noch zum Opfer beſtimmt hatte. Die alte Gräfinn, welche ſo ſehnlich für den Mörder bat, war auch unter ihnen. Schon längſt, bekannte er, hätte er ſie ermordet, wenn er

nicht gewußt hätte, daß sie ein Kapital, welches sie schon aufgekündigt hatte, nach Hause bekäme! auf dieses hatte er bis itzt vergebens geharrt.

Die ganze Stadt frohlockte, als sie gewiß vernahm, daß der Thäter entdeckt sey. Mit einer Art Enthusiasmus sah man dem Tag entgegen, an welchem er für so schaudervolle Verbrechen büssen sollte, aber wie sehr erstaunte man, als er bald darauf todt nach dem Richtplatz geschlept und dort aufs Rad geflochten wurde.

Der Böswicht war, als ihm sein schreckliches Todesurtheil vorgelesen wurde, im Anfall der Wuth und Verzweiflung gegen die eisernen Schranken des Gerichtssaals gerannt, daß sein Gehirn ringsherum spritzte. Schrecklich war seine That! Schrecklich sein Tod, aber gewiß noch schrecklicher die Strafe, die ihn jenseits erwartete.

Der arme Wenzel.

Wenn ich, zufrieden mit meinem Schicksale, in der stillen Mitternachtsstunde ans Fenster trete, in das Dunkle der Nacht hineinblicke, nach Gegenständen für mein unbeschäftigtes Auge, für meinen leeren Geist forsche, und sie nirgends finde, so blicke ich hinauf in den unendlichen Raum, wo Millionen Sterne in ihrem bestimmten Laufe wallen. Dann starrt mein Auge, dann erhebt sich mein Geist! Ich denke mir diese Sterne als Welten, meine Einbildungskraft bevölkert sie mit Geschöpfen aller Gattungen. Ich sehe sie leben, weben und arbeiten. Je heller ich mir dies Bild male, je stärker und heftiger entwickelt sich auch in meiner Seele die Frage: Wer war und wo ist der Urheber dieser Welten? Dann glüht meine Einbildungskraft, meine Seele sammelt alle ihre Kräfte, all ihr Vermögen, um ihn mir darzustellen den Großen, den Erhabnen, den Unendlichen, den Schöpfer dieser Wunder! Ich sehe ihn, wie er, von Tausend und Tausenden umgeben, im Glanze einer Ma-

jestät, die ich nur schwach zu fühlen, gar nicht zu beschreiben vermag, über alle diese Welten dahin schwebt, sie mit einem Winke regiert, mit einem Hauche vernichtet. Ich sehe ihn als Richter, als Rächer! Ich zittre, ich bebe! Aber bald erblicke ich ihn wieder als den liebreichsten Vater, der sein Ohr zu dem flehenden Unglücklichen herabneigt, der auf das Sumsen der Müke hört, und dem Winde gebietet, das er sie nicht wegweht, der das welke Gräschen, welches nach Hilfe lechzt, mit einem sanften Regen erquickt! —— O dann! dann! —— Wer je diesen Gedanken empfand, der wird fühlen, was ich fühlte. Ich denke mich dann als das Meisterstück dieses Unnennbaren, ist sehe mich, nach seinem eignen Ausdrucke, als sein Ebenbild. Mein Gefühl wird zum Gebete, ich stammle, ich danke und preise den Menschen als das herrlichste, glücklichste, edelste Geschöpf!

Wenn aber Unglück von allen Seiten auf mich losstürmt, wenn Kummer meine Seele füllt, mein krankes Herz eitert und der gütige Schöpfer mein Flehen nicht zu hören, meine Thränen nicht zu sehen scheint, so eile ich ins Freye, um dort Ruhe und

Trost zu suchen. Aber auch da finde ich keines von beyden. Ueberall sehe ich Unglückliche, überall hör ich Geschöpfe nach Hilfe lechzen. Dort arbeitet der arme Landmann, sein Gesicht ist mit Schweiß bedeckt, seine magern Ochsen wanken vor dem Pfluge, und er taumelt ihnen nach. Ich wende mein Auge weiter und sehe seinen Mitbruder frohnen. Entkräftet, elend, schon halb verhungert sinkt er und sein Vieh zu Boden. Sein Herr, oder vielmehr sein Tyrann schlägt auf beyde loos, um ihnen noch den letzten Tropfen Bluts abzuzapfen, und seine Jagdhunde damit zu füttern. Ich eile nach der Strasse, Blinde und Bucklichte wallen vorüber. In ihren Augen lese ich deutlich die Frage: warum bin ich so elend? Warum unglücklicher als alle Geschöpfe? Mein Auge sinkt, und ich sehe den zertretenen Wurm im verdorrten Grase sich krümmen, ich blicke nach Hilfe für ihn empor, und der Habicht würgt eben eine Taube, die ihrem Gatten nacheilte. Wie unglücklich, denke ich dann, ist der Mensch! wie elend alles Erschaffne!

Versunken in diesen Gedanken schweife ich weit umher und rufe nach Hilfe für mich und alle diese Elenden! Schon besiegt mit Verzweiflung, denn ich suche vergebens nach einer besseren Aussicht, aber plötzlich reißt der dunkle Vorhang, ich blicke jenseits, ich sehe über das Grab hinüber. Die Himmel öffnen sich, des Allmächtigen Thron steht vor mir. Der Bauer, den ich vorher so bedauerte, trinkt mit vollen Zügen die Herrlichkeit des Ewigen, und weit entfernt von ihm liegt der Wollüstling, der ihn hier so quälte, und erwartet zitternd des Richters Urtheil. — — — Also jenseits, denke ich dann, ist Hilfe! Jenseits Belohnung, Vergeltung! Hier nur der Ort, aus welchem wir, wenn wir des Glückes mäßig genüssen, das Unglück geduldig ertragen, im Drang und Sturme standhaft stehen, in eine andere Welt übergehen, wo unsre Thaten uns richten, wo unsre Geduld und Standhaftigkeit belohnt, unser Ringen nach dem Ziele gekrönt wird. Trost, inniger, ächter Trost erquickt, dann mein Herz labe meine Seele, ich harre geduldig, bessere Tage erwachen für mich,

und die Aussicht nach einer bessern Welt erhält mich in jedem Sturme aufrecht.

Könnte ich doch diesen mächtigen Trost in aller Unglücklichen Herzen giessen! Könnte ich doch stets ein Schutzengel des Verzweifelnden seyn, der sein Auge für diesen reizenden Bilde verschließt, sich in den tiefen Abgrund, der zu seinen Füssen liegt, stürzt, und den schmalen Pfad nicht sehen will, der ihm am Rande des Abgrunds in die reizendsten Gefielde führt.

Könnte ich doch endlich auch diese einzige, wahre Stütze dem armen Wenzl reichen, dessen Geschichte ich itzt erzählen will, die nicht eigentlich hieher gehörte, die aber zu beschreiben, die Menschheit von mir fodert. Ueberschlage sie nicht, lieber Leser, du kannst, mit seinem Schicksale vertraut, vielleicht sein Leben retten, es wenigstens fristen, kannst ihn unterstützen auf dem schweren Pfade, auf welchen er zum Ziele wallt, und eines Menschen Leben zu retten, oder nur Menschen Elend zu lindern! — — O Gott, dieser Gedanke muß jedem Gefühlvollen Seeligkeit und Wonne seyn!

Wie ich neulich über Land reiste, so hielt mein Kutscher Abends vor einem Wirthshause stille, dessen Aeußerliches mir ein schlechtes Nachtlager versprach. In der Gaststube fand ich eine Menge Bauern, die in einem Kreis versammelt stunden und laut lachten. Ganz verdrüßlich setzte ich mich in die andere leere Ecke, der Wirth stattete sein Bewillkommungskompliment ab, sprach vom Essen und einem besseren Zimmer. Ich will unterdessen hier bleiben, sagte ich, und der Bauern Gelächter erscholl aufs neue. Ich wurde aufmerksam. Eine schöne Tenorstimme, wie ich sie selten hörte, fieng leise und in einer schmachtenden Melodie zu singen an: Wer sagt mir denn, wie ich es mache, daß meine Theres mich wieder liebt! Ich trat näher, man machte mir Platz, und ich sah — — O armer Wenzel, ich vermags nicht, dein Elend zu schildern, deine Trauergestalt zu beschreiben: Eine den Menschen nur noch schwach gleichende Figur saß schaudernd im Winkel. Die elenden Lumpen eines blauen Ueberrocks, und ein starker, langer Bart liessen mich nicht länger zweifeln, daß diese Figur ein Mann sey. Es lag Schnee, es

war

war Winter und seine blossen, stark aufgeschwollnen Füsse bewiesen die Strenge desselben. Sein Gesicht war eingefallen und äußerst hager, aus den tiefen Augenhöhlen blickte nur dann und wann ein schwarzes Auge matt hervor, und sein langes Haar hieng verworren über sein Haupt herab. Noch starrte ich ihn mitleidsvoll an, als er nach der bekannten Arie: Azor, Azor! wo bist du geblieben, folgendes herzangreifend sang: Theres! Theres! wo bist du geblieben? Kaum hatte er diese Worte geendigt, so seufzte er laut: Armer Wenzel! deklamirte heftig mit den Händen und der Bauern Gelächter erscholl aufs neue. Es ist ein Narr, sagte der Wirth zu mir und lachte herzlich mit.

Ich. Aber woher? Wer ist er? Wie heißt er?

Wirth. Das weis Gott! Er übernachtet hier heute zum drittenmale, Früh geht er zeitlich fort, und Abends kömmt er wieder. Ich hätte ihn schon längst zur Thüre hinausgeworfen, aber die Bauern haben immer ihren Spas mit ihm, bleiben länger hier und trinken so einige Maaß Bier mehr. Unser eins muß alles benützen,

wenn

wenn man den schweren Zinns zahlen und nebenbey mit Weib und Kind ehrlich leben will, aber er wird sie inkommodiren — — Marsch! n'aus!

Ich. Um Gottes willen nicht! Ich will für ihn zahlen! Geb er ihm zu Essen. — —

Wirth. Er ißt kein Fleisch. Der Richter gab ihm gestern ein Stück Braten, und er warfs gleich dem Hunde vor!

Ich. So geb er ihm, was er will, was er essen mag!

Ein Bauer. Er ißt nichts als Brod und trinkt nur Wasser!

Ein andrer Bauer. Ich wollte ihm gestern ein paar alte Schuhe und einen Küttel geben, der doch zehnmal besser als sein Rock war, aber er nahms nicht an.

Ich. So wäre ihm also gar nicht zu helfen?

Wirth. Bewahre Gott! Es ist ein Erznarr!

Wenzel. (singend, im aufgeweckten Tone.) Theres sitzt auf dem Kanapee und Wenzel auf dem Stroh! Er ist des Lebens satt, sie ist des Lebens froh!

Die Bauern lachten, ich trat näher und fragte ihn verschiedenes, aber er antwortete nicht. Ich ließ ihm eine Semmel reichen, er schob sie von sich weg, ich gab ihm selbst ein Stück Brod, er aß begierig, und mir schiens, als ob seine Miene mir dankte.

Eine alte Frau, welche Viktualien nach der Hauptstadt trug, trat aus der Menge hervor. Herr, sagte sie zu mir, der Mensch da muß meines Erachtens etwas Grosses verbrochen haben, und wird itzt Buße thun. Ich bin heute über eine Stunde mit ihm gegangen. Er geht nicht, wie andere Menschen, er macht allemal einen Schritt vorwärts und den andern wieder zurück, und gehet doch so geschwind, daß ich ihm kaum gleich schreiten konnte. Die Pilger, welche nach Jerusalem gehen, hat mir einmal mein seliger Vater erzählt, machen's auch so!

Ich wurde immer aufmerksamer, mit ihm zu reden, ihn zu trösten war mein einziger Wunsch! Sein Gesang, die Melodie der vorigen Arie ließ mich mit Grund vermuthen, daß er einst besseres Schicksal genoß. Ich setzte mich neben ihm auf die

Bank,

Bank, er zog seine Lumpen an sich und schmiegte sich in Winkel.

Ich. Bleiben sie ruhig sitzen, lieber Freund!

Wenzel. (mit einem Tone, der meine Seele traf, der mich bis zu Thränen rührte.) O meine Theres!

Ich. Wer ist denn diese Theres?

Wenzel. (sehr geschwätzig.) Sie ist schön frisirt, trägt Hauben mit feinen Spitzen, hat Uhren, lange Kleider, und ich —— (Hier brach seine Stimme, sein Blick gleitete an seinen Lumpen herab, und blieb auf seinen Füssen, die er für Schmerz hin und her bewegte, haften. Nach einer kleinen Pause.) Wer sagt mir denn, wie ich es mache, daß meine Theres mich wieder liebt!

Ich. Wenn sie das wünschen, so müssen sie sich anders kleiden, anders betragen! Wie kann, wie wird die schöne Theres ——

Wenzel. (Er sprang auf, trat vor mir, und sang mir freundlich ins Gesicht.) Theres! Theres! ist wunderschön, und wer sie sieht, der muß gestehn, sie gleiche einem Engel!

Ich wollte eben eine neue Frage an ihn stellen, als ein Reisender Jude ins Zimmer

mer trat. Wie diesen mein armer Wenzel erblickte, so suchte er sich zu verstecken. Er winkte mir, mich zu entfernen, und ich gehorchte gerne, weil ich nicht ohne Grund vermuthete, daß der Jude meine sehr gespannte Neugierde besser würde befriedigen können.

Wie ich eben auf eine Frage sann, die ich an den Juden thun wollte, so näherte er sich dem Ofen, und erkannte sogleich den armen Wenzel.

Jude. Je Wenzel! Was machst denn du da? Deine Mutter sucht dich schon die ganze Woche in allen benachbarten Dörfern. Gehe nach Hause, und erspare der guten Alten den Kummer.

Wenzel. (mit aufgehobnen Händen.) Ihr nichts sagen! Mich nicht verrathen.

Jude. Aber was machst du denn hier? Wo willst du dann hin?

Wenzel. Nach Nürnberg. Der Graf ist dort! und Theres ist auch dort! (singend.) Sie zu sehen, sie zu finden, eil ich über Berg und Meer!

Jude. Sey vernünftig! Es hat dich wieder einmal jemand zum Besten gehabt, der Graf ist ja zu —, und nicht in Nürnberg.

Wenzel. Mir hats geträumt. Ich muß hin wallfahrten, und da bekomm ich meine Theres wieder.

Jude. Sie ist nicht dort, wenn ich dirs schon sage. Du gehst morgen früh wieder mit mir nach Hause, und von da, wenn du willst nach —, wo du sie wirklich finden kannst.

Noch lange suchte der Jude ihn zu bereden, aber Wenzel bestand auf seiner Reise nach Nürnberg. Aufgebracht über diese halsstärrige Weigerung verließ er ihn endlich, und setzte sich, ein Glas Bier fordernd, in einen Winkel. Ich gesellte mich zu ihm, erfuhr auch Wenzels zusammenhängende Geschichte.

Als der Graf D— seines Onkels Güter erbte, so wählte er sich das Lustschloß E— zu seinem Sommerwohnsitze. Er war noch unverheurathet, und flatterte ungefesselt von einem Mädchen zum andern. Die Wonne der Liebe kannte er nicht; er suchte nur die Befriedigung seines Instinkts und diese fand er bey jeder Buhldirne.

Als sein Amtmann starb, so gab er diese Stelle, auf der Wittwe Bitten, ihrem Sohne, der eben das Jus absolvirt

hat-

hatte, und sich sehr nach einer Versorgung sehnte, denn er hatte auf der Universität ein Mädchen kennen lernen, die er inbrünstig liebte, und die ihm ihre Hand versprach, wenn er sie ehrlich ernähren könnte. Wenzel, so hieß der junge Amtmann, kam sogleich bey dem Grafen um die Erlaubniß, heurathen zu können, ein, und erhielte sie auch mit der Bedingung, daß die Hochzeit auf dem Lustschloße E — gefeyert werden sollte. Diese Bedingung war von Seiten des Grafen sehr eigennützig, denn er hofte bey dem Feste der Liebe, wo immer Fremde sich sammeln, und junge Mädchen erscheinen, einen Gegenstand seiner Wünsche, oder, daß ich trocken rede, Befriedigung seines Instinkts zu finden.

Der Entzückte flog sogleich nach dem Wohnorte seines Mädchens, und führte sie im Triumphe nach des Grafen Schloße. Guter Junge hättest du sie nie dahin gebracht! Der Graf sah sie. Liebe, noch nie gefühlte Liebe stürmte in seinem Herzen, das nicht lange zu begehren, stets zu besitzen gewohnt war. Am dritten Tage suchte der arme Wenzel seine Braut vergebens, der Graf hat sie mit Gewalt nach einem

andern Schloße bringen lassen. Die Entführte wurde — um mich eines passenden Wortspiels zu bedienen — auch bald verführt. Sie erschien in der dritten Woche mit dem Grafen wieder auf dem Lustschloße E—. Wenzel sah sie in den Armen eines andern, und verlohr über diesen Anblick den Gebrauch seiner Vernunft. Er sucht nun stets seine verlorne Theres, die er doch alle Tage sieht, und die er nicht für die Seinige hält. Seine arme Mutter nährt sich kümmerlich und elend. Die grausame Theres wirft ihr nicht einmal die Brodsamen zu, die von ihrem Tische fallen. Ihr Elend mehrt sich um ein Grosses, da sie ihren Sohn auch noch ernähren muß, dem sie nichts Neues geben darf, denn er zerreißt es, und kleidet sich stets in alte Lumpen. Oft entlauft er ihr, dann sucht sie ihn ängstlich an allen Teuchen, aber bis itzt war ihre Angst noch ungegründet. Er eilt alsdann nur dahin, wo seine Einbildungskraft sich seine Theres denkt, oft bleibt er ein halbes Jahr aus, kömmt aber allemal wieder. Itzt ist er wieder auf einer neuen Wallfahrt begriffen. Mitleidige Seelen, wenn er euch begegnet, seinen schweren

Pfad

Pfad bey euerem Hause vorüberwallt, theilt ihm ungebeten ein Stück Brod mit, und vergesset den armen Wenzel nie, von dem ich euch bald mehr erzählen werde.

Hanchens Hochzeit.

Sie kommen doch gewiß? sagte sie, als Sie sich unter der Thüre noch einmal umkehrte, und mich mit thränenvollem, bittendem Blicke ansah. Die Thüre knarrte fürchterlich, als sie solche hinter sich zuzog, und verrieth deutlich die zitternde Hand des Mädchens. Gern hätte ich Sie zurückgerufen, gern nach der Ursache ihres Kummers geforscht, der sich in dem bittenden Gesichte des Mädchens so hell malte, der in der Thräne glänzte, die sich unwillkürlich aus ihrem Auge drängte, und die sie vergebens mit den Augenwimpern zu verwischen sich bemühte. Gern, sag ich, hätt' ich nach dem Drang ihres Herzens gefragt, und an ihrem Leiden Theil genommen; aber ihr Vater, und des Mädchens Bräutigam waren eben vor ihr hinausgegangen; harrten im Vorzimmer

mer ihrer, und ich hielt es für unschikfam, mit der Verlobten eines andern allein sprechen zu wollen. Der Vater, ein guter, ehrlicher, und vielleicht blos deswegen armer Müller, hatte mir die Hochzeit seiner Tochter kund gemacht, und war mit ihr gekommen, mich förmlich dazu einzuladen. Die Freude des Bräutigams, der die nämliche Einladung wiederholte, war sichtbar, und immer ruhte sein Blick mit Wohlgefallen auf dem Mädchen. Ich hatte halb und halb, wenns anders nicht dringende Geschäfte verhinderten, zu kommen versprochen, und beschloß nun gewiß zu gehen, weil das Mädchen mich so dringend gebeten hatte.

Ich setzte mich wieder an meinen Schreibtisch, und das Bild des bittenden Mädchens stand noch immer vor meinem starrende Auge. Bald sah ich die gepreßte Thräne in kleinen Tropfen die Wange herunter schleichen; bald las ich deutlich die Angst ihres Herzens auf der gefalteten Stirne, und bald darauf hörte ich den flehenden, bittenden Ton. Ich eilte ins Freie, und das Bild des Mädchens begleitete mich, ich kehrte zurück, und sie blieb meine treue Gefährtinn in der schlaflosen Nacht.

Früh

Früh mußte ich verreisen, die mannichfaltigen Gegenstände, welche die freie Natur auch im Winter dem Reisenden im vorüberrollenden Wagen zur Schau darstellt, zerstreuten mich, aber noch oft sah ich mein Mädchen hinter einen Baum bittend hervorguken; und wenn unter den Füssen eines Wanderers neben meinen Wagen der Schnee knasterte, so fuhr ich oft erschrocken in die Höhe, und wähnte: mein Mädchen eile mir nach, um mich aufs neue zu bitten.

Dringende Geschäfte mancher Art verzögerten meine Zurückkunft, und ich traf eben, von der Reise ermüdet, in mein Zimmer, als ein aufgeputzter Bauernpursche hinter mir hineinschlich, die Einladung zu Müllers-Hanchens Hochzeit wiederholte, und mir in treuherzigen Worten das große Vergnügen beschrieb, das ich bei allen Hochzeitgästen durch meine Gegenwart erregen würde. Das von mir beinahe vergeßene Hanchen war Vormittags getraut worden, und so sehr mich auch die Reise ermüdet, die eben herrschende große Kälte ermattet hatte, so dachte ich doch an mein Gelübde und versprach sogleich zu folgen.

Die Sonne gieng eben unter, als ich aufs neue den Wagen bestieg, um die Hochzeit, nach des Brautführers Ausdruck, durch meine Gegenwart zu verherrlichen.

Ein scharfer, die innern Theile des Körpers angreifender Nordwind spielte mit dem lokern, häufig gefallnen Schnee, bald führte er ihn in Staubwolken von dem Berge herab, und bald drehte er ihn in Wirbel aus der Tiefe wieder hoch in die Luft. Die Pferde dampften, und mein sichtbarer Athem bildete einen Schleier vor meinen Augen. Der Himmel war hell und klar, die Sterne traten funkelnd hervor, und verkündigten dem Wanderer eine schrecklich kalte Nacht. Alles war so öde und traurig in der schlafenden Natur, kein Vogel sang sein Abendlied, keine blöckende Heerde eilte dem Dorfe zu, in das ich eben hinein fuhr; sogar der wachtsame Haushund ließ den Wanderer ungestört vorüberziehen, und verstekte sich unter seines Herrn Ofen.

Hoch stieg der Rauch, trotz dem Winde, aus den mit Schnee belasteten Hütten empor. Doppelt stark wälzte er sich schlangenförmig aus dem Schorsteine des Hochzeithauses heraus, und versprach dem Hungrigen

rigen eine reiche Mahlzeit. Wie mein Auge wieder aus der Höhe herab sah, erblickte ich an einer Ecke einen jungen Müllerpur= schen. Er hatte sich auf einen Stein gesetzt, rang seine bloßen Hände gen Himmel, und schien den Schöpfer zu fragen: Warum er diesen so prächtig und ihn so elend gemacht hätte? Mein Wagen rollte rasch vorüber, und durch das Knastern des Schnees drang seine klagende Stimme zu mir. Tief in meinen Pelz eingehüllt, wandte ich freilich schnell mein Gesicht zurück, sah ihn, wie das Abendroth in seinem leidenden Gesichte glänzte, und den Ausdruck des Schmer= zes noch mehr erhöhte. Da er aber in die= sem Augenblicke eben aufstund, und meinem Wagen nach ins nahe Dorf gieng, so ließ ich nicht halten, und meine Bequemlichkeit überredete mein besorgtes Herz, daß dem Nachwandernden nicht innrer Kummer, son= dern zu vieler Wein quälte.

Ich trat nun ins Hochzeitshaus. Die Musik verstummte, die Gäste bewillkomm= ten mich. Der Hausvater führte mich er= freut zu einem kleinen Tische, der oben in der Ecke stand. Geschäftige Diener besetzten ihn mit Kuchen und Braten mancher Art.

Sie häuften dies bald so, daß die Speisen egiptischen Piramiden gleich, ringsherum vor mir standen, und mir die freie Aussicht ins Zimmer benahmen.

Mit seiner Braut an der Hand trat nun der Bräutigam zu mir, und setzte, einer alten Gewohnheit gemäß, die Braut an meine Seite. Diese muß den vornehmern Gast allemal eine halbe Stunde mit Gesprächen unterhalten, und geht dann erst wieder zum Tanze. Liebreich wollte ich nun mit ihr zu sprechen anfangen, aber Gott, welch ein Abstand! Ich sah nicht mehr mein bittendes Mädchen! Eine wilde Furie saß neben mir! Ihr langes Haar flatterte über die Schulter herab, und hob den aus Roßmarin geflochtenen Kranz hoch in die Luft. Ihr Gesicht glühte, Ströme von Schweiß flohen von der Stirne, und aus den Winkeln der Augen gieng ein weißer Streif über die rothen Baken herab. Mein Herz prophezeite mir es gleich, daß dies die salzige Furche bittrer Thränen sei.

Ich. Gott, Hannchen, wie siehst du aus!

Hanchen. O könnten Sie in mein Herz sehen, Sie würden noch mehr erschrecken!

Ich. An deinem Hochzeitstage! Was ist dir wiederfahren?

Hanchen. O ich bin unglücklich! (neue Thränen flossen.) O ich bin verlohren! Könnte ich nur in mir selbst wüthend, alle meine Haare mir ausreissen, dann würde mir wohl seyn! Retten, liebster, bester Herr, retten Sie mich!

Ich. Wovon?

Hanchen. (im Ausbruch des grösten Schmerzens.) O mein Jakob! mein Jakob! Ich habe alles gethan! alles, um meine Eltern zu retten! Aber wer wird ihn retten?

Ich. Der junge Müller Jakob war also? — —

Hanchen. War mein Liebster! Ach Gott, wie hab ich ihn geliebt! Jesus Maria! wie liebe ich ihn noch, und bin nun das Weib eines andern! (sie schüttelte sich fürchterlich.) Ich darf nicht daran denken! O guster, lieber Herr! wären sie nur zu Hause gewesen! Oft hab' ich stundenlang an ihrer verschlossnen Thüre gestanden, und

trost-

trostlos geweint! Ich wollte ihnen alles entdecken, und nun ——— (sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, und weinte bitterlich; bald darauf fuhr sie in die Höhe, wischte die Thränen ab, und sah mich hofnungsvoll an.) Lieber Herr, ich habe einmal gehört, Braut und Bräutigam könnten am Hochzeitstage vom Pabste wieder getrennt werden, und dürften hernach heurathen, wen sie wollten.

Ich. O liebes Kind, hättest du Geld — —

Hanchen. (wieder mit verzweiflungsvollem Tone.) O hätte ich Geld, dann wäre Jakob mein! (fest entschlossen.) Nun so seis dann, mir ist nicht zu helfen! So seis dann!

Dies sprach sie noch einmal laut seufzend, und sprang dem vorüber tanzenden Brautführer lustig in die Arme. Sie flog mild blickend in der bunten Reihe vor mir vorüber, und lachte mich triumphirend an.

Vater und Mutter nöthigten mich nun, das, was Gott beschеert hätte, nicht zu verschmähen, und zwangen mir ein Stück Kuchen in die Hand. Ich wollte aus Höflichkeit essen, und konnte nicht; denn des Mädchens Leiden hatte mich zu sehr gerührt,

rührt. Die allzu grosse Hitze, die durch das Tanzen in der Stube noch vermehrt wurde, diente mir zur Entschuldigung, und ich nahm Abschied, weil ich Hannchens Leiden nicht zu lindern vermochte.

Der alte Vater drückte mir beim Weggehen treuherzig die Hand. — "Gebt wohl auf euere Tochter acht, sagte ich, als ich den Händedruck erwiederte! —" O das gute Kind hat viel für seine Eltern gethan, sagte der Alte, und hielt sie, die eben vorüber tanzte, an. Gute Nacht, rechte gute Nacht! sagte die Braut, ergrief zitternd die Hand, uud sagte mir leise ins Ohr: Trösten sie den armen Jakob, wenn er Hülfe bei Ihnen sucht. — Ich versprachs mit einem Winke, und warf mich unter wortleeren Komplimenten des vergnügten Bräutigams in meinen Wagen.

Wenn ich ihn nur noch trösten kann! war der erste Gedanke, den ich im Fahren fassen konnte! Der arme Jakob wars, der, als ich zur Hochzeit fuhr, am Wege sas, und sein Leiden dem sternvollen Himmel klagte. Halt! schrie ich, als ich ihn schon von Ferne noch in der nämlichen Stellung erblickte.

Armer Jakob, sagte ich, komt nach Hause. Ich will euch mit mir nehmen! Stillschweigend trat er an meinen Wagen; eben so still sezte er sich an meine Seite, und schien, mit innerm Kummer beschäftigt die strenge Kälte nicht zu fühlen. Ich sprach ich fragte unterwegs mancherlei, aber er antwortete nicht, und blickte unverwandt nach den glänzenden Sternen.

Wo bin ich denn? fragte er verwundernd, als er mir, ungeheißen, ins Zimmer nachtratt.

Ich. Bei euerm guten Freunde, der Theil an euerm Leiden nimmt, es kennt, und les gern lindern möchte, wenn ers vermögend wäre.

Jakob. Ich muß wieder fort! Schöne gute Nacht!

Ich. Wo wollt ihr denn hin?

Jakob. Hanchen hat Hochzeit! Ich muß ja auch dabei seyn!

Ich. Bleibt, guter Jakob, bleibt! Ihr könnt es ja doch nicht ändern!

Jakob. Freilich! freilich! Ich will nach Hause!

Ich. Und was wollt ihr da?

Jakob. (heimlich) Will mich aufs Mühlrad setzen, und so in die andre Welt hin-

hinabfahren. (lächelnd.) Glauben sie mir! Es wird lustiger seyn, als ein Tanz auf Hannchens Hochzeit!

Ich. Pfui, Jakob, pfui, denkt an Gottes Hülfe, an seine wunderbare Rettung! Er hat noch niemanden verlassen, der auf ihn traute! Selbstmord ist schrecklich!

Jakob. Ja wohl schrecklich! der liebe Gott wird sich ja meiner auch erbarmen! aber ich kann mir nicht helfen, der Tod scheint mir iezt so süß, wie einst Hannchens Kuß! O Herr! (seine Stimme brach, er weinte laut.) O lieber Herr! Mein Hannchen war mir alles, und nun——

Ich. Hättet ihr euch nur mir, nur früher entdeckt.

Jakob. Ja! Hättet! Hättet! Ich dachts immer, denks noch! Aber Hanchen ist nun getraut, und ich——ich bin elend! O es kam so geschwind, so unversehens!

Ich. Was denn?

Jakob. Wir waren schon verlobt, schon so gut wie verheurathet, als auf einmal der alte Michel Hannchens Vater die sechshundert Gulden aufkündigte, die auf der Mühle hafteten. Jakob konnte sich nicht heissen. Ich bin arm, habe nur zwei und

dreyßig Gulden in Vermögen. Der alten Liese Sohn versprach zu zahlen, wenn Hannchen ihm die Hand reichte; Hannchen thats, und — und ist nun seine Frau!

Ich. Hannchen hat groß, hat edel gehandelt! Ihr müßt ihr nachfolgen! Bleibt heute Nacht bei mir!

Jakob. Wie Sie wollen! wie sie meinen!

Er sezte sich auf einen Stuhl, stemmte das Gesicht auf einen Arm, und blieb starr sitzen.

Ich. Jakob! Seid ein Mann!

Jakob. Ein Mann? Ja das bin ich! Aber nicht Hannchens Mann!

Ich. Nur ein Mittel kann euch retten! Ihr müßt fort von hier, müßt ein paar Jahr wandern!

Jakob. (freudig.) Ja! das will ich! das will ich! Habs schon oft thun wollen! und da Sie mirs rathen! Ja, ich wandre morgen fort!

Ich. Aber eins müßt ihr mir versprechen!

Jakob. Ich weis, was sie sagen wollen! Nein! Ich lege meine Hand nicht an mich selbst! Gottes Barmherzigkeit ist groß,

ich will auf sie trauen! Herr, ich ver-sprechs ihnen, ich schwörs ihnen bei Hannchens Leben, ich bringe mich nicht selbst um! Aber fort, fort will ich!

Ich. Geht in Gottes Namen! Sein Segen begleite euch! seine Güte stärke euch!

Jakob. Hab beides vonnöthen! O es wird mir hart, sehr hart fallen! Leben sie wohl!

Ich. Ihr wollt itzt schon fort?

Jakob. Ja, ich muß meine wenigen Haabseligkeiten zusammen paken! Es wird mir leichter seyn, wenn ich fort bin! Ich gehe morgen mit dem frühsten!

Er gieng, auf meinen Wink begleitete ihn ein getreuer Bursche, der nicht von ihm wich, und mir um halb vier Uhr die Nachricht brachte, daß er getrost fortgewandert sei.

Ich schlief ruhig ein, und wurde, als der Tag graute, durch ein fürchterliches Pochen an meiner Thüre aufgeschreckt.

Es war Hannchens Vater! Wüthend stürzte er herein! suchte mit beiden Händen auf seinen Kahlkopf vergebens Haare, die sein Schmerz ausreissen wollte. Was

ist

ist geschehen? schrie ich ihm erschrocken entgegen! O meine Tochter, rief er aus! O mein liebstes! o mein einziges Kind! O mein Hannchen! Ich armer, trostloser Vater! O mein Kind! Sie hat sich gestern Nachts, als wir sie in die Brautkammer führen wollten, in den Brunnen gestürzt!

Ich. (vor Schrecken zitternd.) Habt ihr sie nicht herausgezogen!

Vater. O alles! alles! Aber sie ist und bleibt todt! O Jesus! Maria! O all ihr Heiligen! Mein einziges Kind ist todt!

Ich eilte selbst in Hannchens Dorf, in ihre Wohnung! Ihr Körper lag schon auf dem Brete. Im Fall hatte sie sich rückwärts die Hirnschaale eingeschlagen, und das Genike gebrochen. Ihr so entstelltes Gesicht lächelte doch noch, und ihre Miene sagte deutlich: Ich habe ausgelitten. Meinen Schmerz auszudrücken vermag ich nicht, vielweniger der armen Eltern Leiden! Hannchen wurde begraben! Ich und hunderte begleiteten ihre Leiche! Ich selbst pflanzte ein Kreuz auf ihr Grab, und besuchte es oft.

Nach zwei Jahren gieng ich einst in der Dämmerung am Kirchhofe vorüber! Ich erblickte eine lebende Figur auf Hannchens Gra-

Grabe. Ich trat hinzu. Es war Jakob! Er hatte in der Ferne Hannchens Tod erfahren, und war,— was vielen unbegreiflich schien, aber doch gewiß wahr ist — und war in einem Tage dreizehn eine halbe Meile zu Fuße gegangen, um seines Hannchens Grab zu sehen. Ich sprach mit ihm, aber er antwortete nicht. Ich ließ seine Anverwandten holen, sie trugen ihn nach Hause! Drei Jahre ist er nun bei ihnen, und hat in dieser Zeit noch kein Wort gesprochen. Er ist seiner Sinne mächtig, er arbeitet fleißig und unverdroßen. Aber wenn die Glocke sechse schlägt, und man zum Ave Maria läutet, so eilt er unaufhaltsam nach Hannchens Grabe! Er betet dort, und schläft im Sommer oft auf dem Kirchhofe.

STADTBIBLIOTHEK AUGSF

5

5

∫m

Spries

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spiess, Christian Heinrich,

Biographien der Selbstmörder

Prag 1792

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Sm 878
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279968-9
VD18 11286199-003